Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1. Jahrgang 2. Februar 1901 Heft 18

P Germ 270.2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Wasser im Städtebild II. Karl Woermann	573
Der Doppeltarif. Dr. Jastrow	584
Auf dem Ausguck I. Paul Geisler	588
Gedichte. Wilhelm Holzamer	593
Zur Frage der Zollbegünstigung der deutschen Kolonien. Ein Patriot	594
Der Apostel Michael Kramer. Alfred Gold	597
Aus Darmstadt II. Chr. Ferdinand Morawe	601
Vom einem stillen Mann. S. v. H.	606

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Brensig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmannsthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter.

Versuch einer Beleuchtung vom Standpunkt einer neuen Weltanschauung

von **Eugen Heinrich Schmitt.**

2 Mark. **2 Mark.**

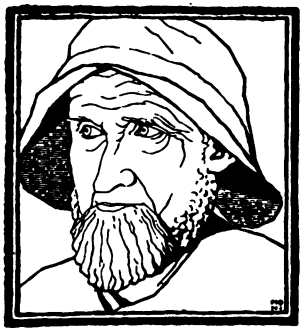
„In der reichhaltigen Nietzsche-Litteratur der Gegenwart ist dieses Buch eines der allerbesten."
(Das Magazin.)

„Ihr Buch hat einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich war ergriffen von dem kühnen Seefahrergeist, der das ganze Buch durchdringt. Ich fühle wohl, Sie gehen über meinen Bruder in Ihren Ansichten hinaus . . ."
(Frau Förster-Nietzsche.)

„Bisher ist nur ein originaler Geist ihm (Nietzsche) nachgegangen: Eugen Heinrich Schmitt in Budapest. Seine Schrift ist ein berauschend schönes Gedicht von einer Welt, in der Schönheit und Unschuld, Kraft und Leben sich vermählen. Es ist schwer, sich dem Zauber des Buches zu entziehen, aber Nietzsches Lehre ist nicht darin. Seine Symbole sind von einem Dichter umgedeutet."
(Hannoverscher Courier.)

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Digitized by Google



DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 2. Februar 1901. Heft 18

Wasser im Städtebild

2

Unter den eigentlichen Seestädten Europas wirken die Mittelmeerstädte immer noch am großartigsten mit den Wasserflächen zusammen, deren Luft sie atmen. Unsere Nordseestädte liegen zu weit von der flachen Küste entfernt, um ihr Bild mit dem der Seeen zu vermählen. Selbst von unseren Ostseestädten spiegeln nur die kleineren sich unmittelbar in der grünen Flut; und in England ziehen nur vorgeschobene Posten der großen Haupt- und Handelsstädte sich im eigentlichsten Sinne des Wortes am Meere entlang. Skandinavien dagegen wetteifert in Bezug auf die Meerfreudigkeit seiner Städte mit den Mittelmeerländern, wenngleich die meisten seiner Küstenorte sich doch hinter die Scheren zurückgezogen haben. Bergen baut sich, rings von den Wellen seines Fjords umspült, prächtig an grüne Höhen hinan; Christiania, dessen altes einstöckiges Königsschloß am Hafen lag, während das neue sich mit den Hauptstraßen der Stadt auf die Höhe über der Altstadt gesetzt hat, umfängt, umgekehrt, mit Stadt- und Villenstraßenarmen das innerste Stück seiner langgestreckten Bucht. Kopenhagen hat seine reizende Umgebung in mustergiltiger Weise auf die landschaftliche Zusammenwirkung mit dem Sund hin geschult; aber die eigentliche Stadt hat sich durch Hafen- und Festungsbauten vom Meere abgeschlossen; Stockholm, auf das ich zurückkomme, gehört zu den wasserreichsten und wasserfreudigsten Städten der Welt; aber es liegt doch nicht eigentlich an der See. In Bezug auf stilvolle Größe im Anschluß ans Meer kann keine dieser nordischen Städte sich mit den Mittelmeerhäfen messen. Konstantiopel bleibt das unerreichte Muster einer vom Meere umflossenen Stadt. Wie seine dicht von Häusern bedeckten Hügel sich aufbauen, wie die Kuppeln der alten Hagia Sophia und der ihr nachgeahmten Moscheen, von schlanken Minareten begleitet, mächtige und edle Linien an den Himmel zeichnen,

Digitized by Google

wie unten die Scheidelinien von Land und Wasser sich in edlen Schwingungen runden, wie die süßen Wasser und das goldene Horn als tiefer Einschnitt zwischen Stambul und Pera eine Gliederung und Teilung dieser Wasserlinien hervorbringen, wie Skutari, die Vorstadt jenseits des breiten, blaugrünen, von Schiffen und Böten wimmelnden Bosporus und wie rings die grünen, mit schimmernden Landhäusern besetzten Umgebungen zum Stadtbilde mitwirken, alles das ist unvergleichlich und unvergeßlich. Zwischen Stadt und Land spiegelt das weiße Sultanschloß Dolma-Bagdsche sich in den blauen Wellen. Im Übrigen hat die Kunst wenig gethan, die Seeseiten Konstantinopels besonders zu verschönern oder zugänglich zu machen, aber wie diese Stadt sich unter gegebenen Bedingungen aus sich selbst heraus an ihrem Meere gelagert und über dessen Spiegel erhoben hat, das wird kein absichtlicher Städtebau erreichen oder nachahmen können.

Im Gegensatz zu Konstantinopel ist Neapel das Muster einer Seestadt, die sich im Halbkreis um eine Meerbucht angesiedelt hat. Für die Silhouette der eigentlichen Stadt kommt an der einen Seite der mächtige, rauchende Kegel des Vesuv, auf der anderen Seite über dem Posilip das hochgelegene Kloster Camaldoli, in der Mitte der abgestufte Vorsprung in Betracht, der vom Schlosse Capodimonte zum Castel Sant' Elmo und über diesem vom Pizzofalcone zum Festungs-Eirund des aus dem Meere auftauchenden Castel dell' Ovo herabführt. Der natürlichen Gliederung der ansteigenden Häusermassen durch ragende Bergvorsprünge haben Menschenhände durch die Anlage von Festungen, Klöstern, Schlössern oder Kuppelkirchen an den entscheidenden Punkten nachgeholfen. An der Meerlinie trennt der Vorsprung des Castel dell' Ovo die Hafenstadt an der Ostbucht von der Fremden- und Luxusstadt an der Westbucht, an der Alles gethan ist, Stadt und Meer im Verein zur Geltung zu bringen. Der prächtige schmale grüne Gartenstreifen der Villa Nazionale, der hier an weiter Strecke zwischen dem Meer und der hohen Häuserreihe vermittelt, wird oft genug vom Gischt der Brandung benetzt. Und wenn die Uferstraße zu beiden Seiten des Castel dell' Ovo malerischer in ihrer Unordnung dreinblickte, ehe an der einen Seite der Staden und die Treppe von Santa Lucia neugestaltet wurde, an der anderen Seite die Via Partenope mit ihren nur durch die Fahrstraße vom Meere getrennten Pracht-Gasthöfen zur Villa Nazionale hinüberführte: an großstädtischem Zusammenschluß hat die Seeseite von Neapel durch diese Neuerungen entschieden gewonnen; und auch in den neuen hochgelegenen Stadtteilen haben die Stadtbaumeister Neapels es an der Offenhaltung köstlicher Blicke auf das Meer nicht fehlen lassen.

Die Königin aller *flachgelegenen* Seestädte aber ist und bleibt Venedig, wie jene Pfahldörfer der grauen Urzeit von Wasserflächen umwoben und von Wasserstraßen durchzogen: eine Pfahlbaustadt im eigentlichen Sinne des Wortes und Seestadt und Kanalstadt zugleich. Die Natur bot hier in den Lagunensandbänken und den Wasserrinnen, die sich zwischen ihnen hinzogen, nur dürftige Grundlagen zur Gestaltung eines der herrlichsten Städtebilder der Welt, aber die schön gewundenen Grundlinien des

Digitized by Google

Canale grande sind doch von der Natur vorgezeichnet gewesen; und die wirksamen Abstände, die die durch Prachtbauten zur Stadt gezogenen kleinen Laguneninseln von der Schauseite Venedigs trennen, sind doch nicht von Menschenhänden bemessen worden. Aber Menschenhände haben hier ihr ganzes Können eingesetzt, um die prächtigsten Häuserfassaden unmittelbar den grünen Wellen der Kanäle entsteigen und Kirchengebäude vornehmster Art, in der Regel mit kleinen gepflasterten Plätzen vor ihrer Hauptthür versehen, in die Wellen hinabschauen zu lassen. Wie Häuserfassaden, die unmittelbar an Wasserstraßen liegen, stilisiert sein dürfen, um nicht zu sagen, müssen, kann man gerade in Venedig lernen. Leicht von Säulengalerien und Loggien durchbrochen, schließen sich schon die mittelalterlichen Häuser Venedigs den beweglichen Wellen an, in denen sie sich spiegeln; schwerere Obergeschosse, wie das des Dogenpalastes, werden manchmal durchs Spiegelbild unversehens zu Untergeschossen; die Renaissancefassaden aber entwickeln einen Reichtum von Säulen, Bogen und Simsen, der hier um so besser angebracht ist, als keine Baumreihen hier zwischen den Wasserflächen und den Gebäudereihen vermitteln können. Dazu die zahlreichen Brücken und Brückchen. Die hochgeschwungene Rialtobrücke über dem Canale grande, der herrlichsten Wasserstraße der Welt, ist einzig in ihrer Art. Dazu der Formenadel jener Inselkirchen, die, wie S. Giorgio maggiore und die Erlöserkirche, der mächtigen Kuppel von Santa Maria della Salute gegenüber, einer Fata morgana gleich, über den Wassern zu schweben scheinen. Es ist gut, daß nur auf der dem Lido zugekehrten Spitze der Hauptinsel Platz für nüchterne Neuanlagen übrig blieb. Im Ganzen heißt es in Venedig nur erhalten, pflegen und retten.

In Nordeuropa liegen drei der berühmtesten Wasserstädte, deren jede man als nordisches Venedig bezeichnet hat, an der Grenze oder doch nahe der Grenze von süßem und salzigem Wasser. Ich meine natürlich Stockholm, Amsterdam und St. Petersburg.

Stockholm liegt am Ausfluß des Mälarsees in die Ostseebucht auf so vielen Inseln, an so vielen natürlichen Buchten, Becken und Wasserarmen, wie keine zweite königliche Residenzstadt Europas; und gerade, weil es Königsstadt und Hafenstadt zugleich ist, hat es Prachtbauten, wie sie nicht allen Städten zur Verfügung stehen, mit Wasseransichten in Verbindung gesetzt. Wer möchte sich dem Zauber entziehen, den der Anblick dieser Wasserstadt von den granitenen Südhöhen aus gesehen gewährt und wer säße nicht entzückt am Strömparterren auf der Helgeandsinsel oder auf der Aussichtsterrasse vor dem neuen Theater an der im Halbkreis geschlossenen Stadtbucht Nybroviken! Die Wasabrücke, die Norderbrücke, die Skeppsholms- und die Ritterholmsbrücke sind ebensoviele Aussichtsstellen, an denen das „Wasser im Städtebild" Triumphe feiert. Man muß es den Baumeistern Stockholms auch lassen, daß sie, wenn auch nicht einen schwedischen Nationalstil zu schaffen, so doch stattliche Bauten am Wasser zur Geltung zu bringen verstanden haben. Wie prächtig liegt das im „venezianischen" Stil gehaltene Nationalmuseum dem hundert Jahre älteren Riesenschlosse gegenüber! Wie tüchtig sind die neuen großen Gebäude auf der Helgeands-Insel, die Reichsbank

Digitized by Google

und das Reichstagshaus zu den Wasserblicken in Beziehung gesetzt! Wie hübsch liegt das neue Nordische Museum auf der sich immer großartiger entwickelnden Tiergarteninsel unweit des Wassers. Sogar einen prächtigen Monumentalbrunnen hat Stockholm sich geleistet. Bei alledem fehlt es dem Gesamtbilde meinem Gefühle nach an einem einheitlich stilvollen Linienzuge. Es ist in eine Reihe überaus reizvoller Einzelbilder aufgelöst; und diese sind allerdings in solcher Fülle vorhanden, wie kaum in einer zweiten Wasserstadt.

Im Gegensatz zu der auf festem Granitboden ruhenden schwedischen Königsstadt ist Amsterdam wieder wie Venedig eine Pfahlbaustadt im eigentlichen Sinne des Wortes. Mit seiner Seeseite an der Lagune des Y gelegen, an seiner Landseite von dem sich plötzlich verbreiternden Amstelflusse durchströmt, seiner ganzen Ausdehnung nach von Kanälen (hier Grachten genannt) durchschnitten, bot es der Baukunst eine Fülle von Gelegenheiten, sich des Wassers im Städtebild zu bedienen. Ihr Verdienst ist es, dies in selbständiger, national-stilvoller Art gethan zu haben. Es ist eben echt holländischer Städtebaugeschmack, sich die dunkelroten Reihen schmaler Backsteinhäuser nicht ohne die sich vor ihnen hinziehenden grünen Baumalleen, diese Baumreihen nicht ohne die stillen, an den Straßenkreuzungen überbrückten Kanäle ihrer Mitte vorstellen zu können. Die weiten Halbkreise der auf diese Weise gebildeten Hauptstraßen der alten vornehmen Stadt, des Buiten-Singels, der Keizersgracht und der Heerengracht, erschließen eine Reihe ruhiger, stimmungsvoller, gerade durch die Rundung der Grachten in sich abgeschlossener Stadtbilder, eine Fülle echt malerischer und zugleich echt holländischer Blicke und Durchblicke. Neuerdings hat Amsterdam sich an seiner Y-Seite, von einem kleinen, absichtlich freigelegten malerischen Straßenzuge abgesehen, durch Bahnhofs- und Hafenbauten in künstlerischer Beziehung vom Wasser abgesperrt. Aber an der Außenseite hat es den Wasserspiegel seines Flusses dekorativ im Stadtbilde ausgenutzt. Neue Kanäle sind entstanden; und mit einigen Abwandlungen im modernen Sinne bewahren auch die neuen Stadtteile der größten Stadt Hollands ihre nationalen Eigentümlichkeiten.

St. Petersburg vereinigt in manchen Beziehungen die Eigenheiten Stockholms und Amsterdams. Als Kaiserstadt wendet es seinem mächtig zum nahen Meere hinabrollenden grünen Strom eine stolze Reihe von Prachtpaläſten zu, die, zum Teil aus Granit und Marmor erbaut, für die Ewigkeit bestimmt erscheinen. Durch den einheitlichen Willen Peters des Großen entstanden, der bekanntlich als Zimmermann in Amsterdam gearbeitet hatte, verpflanzte es aber auch die Kanalanlagen der holländischen Hauptstadt an seine linke Newaseite; und diese Kanäle, deren Hauptzüge sogar die großen Windungen der Hauptgrachten Amsterdams nachahmen, können sich mit dieser zwar an stimmungsvoller malerischer Schönheit nicht vergleichen, spiegeln neben nüchternen, nur durch farbigen Anstrich belebten Häuserzügen hie und da aber doch auch stattliche Fürstenwohnungen wieder. Keine andere Großstadt ist in gleichem Maße von Anfang an auf das Zusammenwirken von Palästen und Brücken mit schimmernden Wasserflächen hin erbaut, wie St. Petersburg: die Stadt nimmt beide Newaufer ein;

Digitized by Google

und mitten in der Stadt teilt die Newa sich an der Basilius-Insel, die einen Stadtteil für sich trägt, obendrein in zwei Arme. Wie köstlich wirkt die Newa mit dem von der goldenen Kuppel der Isaakskirche überragten Petersplatz zusammen, in dessen Mitte auf mächtigem Granitblock Falconets feuriges Reiterbild des großen Zaren, dem Strome zugewandt, sich erhebt! Wie reich ist der Blick von der Schloßbrücke! Wie gewaltig ist die Aussicht von der Troitzky-Brücke! Die Peter-Pauls-Festung am rechten Ufer entspricht den Wohnpalästen des linken Ufers, unter denen das Marmorpalais des Prinzen Konstantin Nikolaus hervorleuchtet. An Feinheit ihrer künstlerischen Formensprache lassen die meisten Petersburger Prachtbauten manches zu wünschen übrig; aber an großem Linienzuge und einheitlich zusammenfassenden Ruhepunkten fehlt es an keiner Seite. Ihrer Gesamtanlage nach fügt die Stadt sich mustergültig den von dem prächtigen Strome geschaffenen Bedingungen.

Ehe wir — last not least — zur Betrachtung Hamburgs übergehen, das sich hier anreihen würde, müssen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Flüsse in der Bildwirkung einiger anderer Großstädte werfen.

Was wäre Rom ohne seinen Tiber, was Florenz ohne seinen Arno? Florenz hat seinen Fluß schon längst in großstädtischem Sinne seinem Stadtbild eingefügt, Rom aber hat erst vor einigen Jahrzehnten begonnen, den Lauf des Tiber zu zügeln und zu regeln, Uferstraßen an seinen Stützmauern entlang zu ziehen und ganz neue Stadtteile dem Flusse anzupassen. Vor allen Dingen kommt der leider etwas allzu schachbrettartig gehaltene Stadtteil Prato di Castello oberhalb der unvergleichlichen Engelsbrücke am rechten Stromufer in Betracht. Dichter, Maler und Archäologen mögen über die vermehrte architektonische Stilisierung der Tiberufer klagen; aber ungeschickt scheint sie doch nicht durchgeführt zu sein, und prächtig sind die Tiberblicke im Stadtbilde, die die neuen Uferstraßen und die neuen Brücken geschaffen haben. Das stolzeste Wasser im Stadtbilde Roms aber bleiben die Prachtbrunnen, die von seinen gewaltigen Wasserleitungen gespeist werden. Schon Strabon, der Geograph der Zeit des Kaisers Augustus, betont, daß Rom in Bezug auf Wasserleitungen und Kanalisierung allen hellenistischen Städten weit voraus geeilt sei; und in der Verwendung seines Leitungswassers zu Wasserkünsten im Stadtbilde ist Rom noch heute allen anderen Großstädten voraus. Wer an Rom denkt, sieht nicht nur den Tiber sich durch die Thalsenkung der ewigen Stadt winden, sondern er hört auch von allen Seiten die mächtigen Wasser rauschen.

Was wäre London ohne seine Themse, was Paris ohne seine Seine? In London bietet das linke Flußufer vom Parlamentsgebäude und der Westminster-Abtei bis zum Tower gerade durch den geheimnisvollen Nebelschleier gesehen, der alles auch an hellen Tagen einhüllt, eins der gewaltigsten Stadtbilder der Erde; die Luftlinie, die in der hohen Kuppel der Paulskirche gipfelt, beschreibt einen ernsten, großgezogenen Umriß. Von den Brücken hat man die schönsten Blicke, in denen Strom und Stadt nicht zu trennen sind; das Ganze überschaut man wegen der großen Krümmungen der Themse wohl am besten von Waterloo-Bridge. Erst seit einem

Digitized by Google

Menschenalter aber hat London unter dieser Reihe von Geschäftshäusern und Prachtbauten, die von Türmen überragt werden, an der Flußlinie die über zwei Kilometer lange mit Denkmälern geschmückte und von Baumreihen beschattete Prachtstraße, das Thames-Embankment entlang geführt, durch die es der Stadt in ästhetischer Beziehung sozusagen erst zum Bewußtsein gekommen ist, daß sie an der Themse liegt. Schade nur, daß der Blick von dieser Prachtstraße aufs rechte Themseufer den Vergleich mit dem Bilde der linken Seite nicht aushält und daß es auf der rechten Seite auch an genügenden Gelegenheiten fehlt, die Prachtansicht des linken Ufers mit Behagen zu genießen. — Paris hat schon im Mittelalter Hauptgebäude wie die Kirche Notre-Dame und das Palais de Justice auf die größere seiner Seine-Inseln gesetzt. Die Seine hat von Anfang an ihre belebende Rolle in seinem Stadtbilde gespielt; und abwärts hat sich im Laufe der Jahrhunderte der vornehme Stadtteil von Paris mit Gärten, Palästen und Brücken immer weiter an beiden Seiten des Flusses entlang gezogen, der, wenn auch nicht so breit wie die Themse in London, die Newa in St. Petersburg oder die Elbe in Dresden, doch wasserreich genug ist, um, auch von den Höhen gesehen, als Silberband zu wirken, das die schöne Stadt durchzieht. Noch im letzten Jahre hat die Eröffnung der Alexanderbrücke, von der man nach der einen Seite zu den prächtigen neuen Kunstpalästen, nach der andern Seite zum ehrwürdigen Invalidendom hinüberblickt, der ganzen Welt gezeigt, daß Paris seiner Seine im Stadtbilde noch immer neue Reize abzugewinnen weiß. Auch seine springenden und sprudelnden Wasser hat Paris meist mustergültig angeordnet, sei es, daß sie, in hohen Strahlen springend, wie zu beiden Seiten des Obelisken der Place de la Concorde, weithin leuchten und schimmern, sei es, daß sie, wie die Fontaine de St. Michel und der Molière-Brunnen, sich geschickt an Rückwände vorspringender Straßenecken anlehnen, sei es, daß sie, von allen Seiten umgehbar, sich an stille Plätze zurückziehen, wie der Monumentalbrunnen an der Place Louvois und die hübsche Fontaine des Innocents auf dem Viereckplätzchen an der Rue Berger.

Von den Donaustädten liegt Wien zu weit vom Hauptstrom entfernt, um ihn im Stadtbilde verwerten zu können. Budapest dagegen wird, als Ganzes betrachtet, von der Donau in ihrer vollen Breite durchströmt. Das neue Pest hat sich mit Vorbedacht und Geschmack am linken Stromufer aufgebaut, und die steilhügelige Ofener Seite schließt sich, wunderbar schön in der Stadtansicht, als hochgelagerte der breitgelagerten Masse gegenüber, mit der Pester Seite in großem Wurf zu einem frei symmetrischen Gesamtbilde zusammen.

Die großen Rheinstädte kehrten im Mittelalter, von prächtigen, durch ihre reichen Kirchen und Dome bedingten Luftlinien beherrscht, dem Strome in der Regel massige Festungswerke zu. Seit dem neunzehnten Jahrhundert haben sie nach und nach ihre Rheinseiten zu Schauseiten mit Luxusgebäuden ausgebildet. Gleichzeitig fangen einige von ihnen an, nachdem sie mächtige Brücken über den reißenden Strom geführt, aufs gegenüberliegende Ufer hinüberzugreifen. Köln hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen, seit

Digitized by Google

es, erst vor einigen Jahren, seine Rheinseite in eine stattliche Uferstraße verwandelt hat. Selbst Düsseldorf fängt an, sich darauf zu besinnen, daß es nicht nur am Hofgarten, sondern auch am Rhein liegt. Der Preis aber gebührt Koblenz, das durch den guten Gedanken, das monumental umrahmte Denkmal Kaiser Wilhelms auf die zum „deutschen Eck" gestaltete Landspitze zu setzen, an der Mosel und Rhein sich vermählen, das doppelte Flußbild mit dem Stadtbild, zu dem hier auch freilich die gegenüberliegende Feste Ehrenbreitstein gehört, in großartiger Weise vereinigt hat.

Die Elbstädte Dresden und Hamburg mögen den Reigen schließen.

Elbflorenz ist sich schon seit zweihundert Jahren des ästhetischen Wertes seines Stromes im Stadtbilde bewußt gewesen. Der jüngere Canaletto hat Dresden im achtzehnten Jahrhundert wiederholt von beiden Seiten des Elbufers aus gemalt; auffallenderweise lagen die Stadtbilder des linken und des rechten Ufers damals einander nicht gegenüber; am rechten Ufer entfaltete die Ansicht sich im wesentlichen unterhalb der Augustusbrücke bis zum Japanischen Palais, das hier einen stolzen Abschluß bildete; am linken Ufer aber entwickelte es sich, von Festungswällen flankiert, von der mächtigen, edlen Steinkuppel der Frauenkirche und den Türmen des Schlosses und der katholischen Kirche überragt, in der Hauptsache oberhalb der Brücke.

Das neunzehnte Jahrhundert hat hier der berühmten alten Brücke vier neue Elbbrücken im Stadtbilde hinzugefügt und in der Anlage der Brühlschen Terrasse vielleicht zum erstenmale mit Bewußtsein eine Stätte zum Genuß des „Wassers im Städtebilde" geschaffen, dann aber zunächst das linke Ufer, die Altstädter Seite, zu einem immer ausgedehnteren und einem immer reicheren Panorama ausgebildet. Von der schloßartigen Jägerkaserne schweift der Blick stromabwärts jetzt am stattlichen Sachsenplatz vorüber, an der großstädtischen Häuserreihe des Terrassenufers, an der mit üppigen Neubauten geschmückten, aber immer noch von den alten Kuppeln und Türmen überragten Brühlschen Terrasse entlang, am Schloß, an der katholischen Hofkirche, am Theaterpatz und dem Theater vorbei bis zu dem erst im letzten Jahr erbauten Königlichen Futterspeicher hinab, der hier mit seinem rotdachigen Turme einen ansprechenden, monumentalen Abschluß bildet. Aber das Bild, das sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verändert hat, ist immer noch unfertig. Unfertig ist es an der Carola-Brücke, unfertig auf der Brühlschen Terrasse, wo Wallots prächtiger Landhausbau sich hochgetürmt zwischen die neuen der Kunst gewidmeten Gebäude und den herrlichen Barockbau der katholischen Kirche einschieben wird, unfertig am Theaterplatz, vor dem das kleinlich wirkende „Italienische Dörfchen" früher oder später fallen muß, während hinter ihm das monumental ausgestattete Fernheizwerk im Bau begriffen ist, dessen Schornstein in einen Aussichtsturm versteckt wird. Es werden noch einige Jahre darüber hingehen, bis es möglich ist, das linke Elbufer in seiner Neugestaltung als Ganzes zu beurteilen; und dann erst wird es sich zeigen, ob sich in der Mitte des Bildes nicht wirklich zu viele Gebäude und Türme neben einander drängen, und ob es gelungen ist, der Strecke unterhalb der Augustus-

Digitized by Google

Brücke einheitliche und ruhige Linien zu verleihen. Auch vom Neubau oder Umbau der ehrwürdigen Auguſtusbrücke iſt ernſtlich die Rede. Die ſchönen Verhältniſſe ihrer engen Bogenſtellung ſind das Entzücken der Hüter und Pfleger der alten Kunſtdenkmäler; und daß dieſe thun, was in ihren Kräften ſteht, die Brücke ſo zu erhalten, wie ſie iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Allein gerade ihrer engen Bogenſtellung wegen iſt ſie dem Schiffsverkehr auf der Elbe ein unerträgliches Hindernis geworden; und da unſer Jahrhundert im Zeichen des Verkehrs ſteht, wird es nahezu unmöglich ſein, die alte Brücke in ihrer jetzigen Geſtalt zu retten. Am rechten Elbgeſtade, das den Strom noch nicht durch Ufermauern gebändigt zeigt, hat ſich die Anſicht unterhalb der Auguſtusbrücke im neunzehnten Jahrhundert nur wenig verändert. Oberhalb der Brücke aber iſt ſeit einem Jahrzehnt eine neue Schauſeite Dresdens an der Elbe im Entſtehen begriffen. Zur Zeit beherrſcht hier das neue gewaltige Haus des Finanz-Miniſteriums, dem bald andere Miniſterialgebäude an die Seite treten werden, noch völlig das Bild. Reicher ſollte das Gebäude garnicht geſtaltet, nur edler in den Verhältniſſen dürfte es ſein, um erfreulicher zu wirken als es thut. Aber wir müſſen auch hier abwarten, wie das rechte Elbufer nach der Vollendung ſeines Ausbaues für ſich allein und im Zuſammenhang mit dem linken Ufer in der Geſamtanſicht wirken wird. Inzwiſchen hat Dresden für ſpringendes und ſprudelndes Waſſer in ſeinem Stadtbild reichlich geſorgt. Diez' beide Springbrunnen auf dem Albertsplatz und ſein Gänſedieb-Brunnen auf dem Ferdinandsplatz gehören zu den ſchönſten Deutſchlands; und die mächtigen Springbrunnen auf dem Kaiſer Wilhelmsplatz und vor der Galerie, von denen der Parkanlagen auch hier nicht zu reden, tragen das ihre zur Belebung und Erfriſchung des Stadtbildes bei. Vielleicht wäre Dresden auch ohne ſein Waſſer eine ſchöne Stadt. Seine Elbblicke und ſeine Brunnen aber machen es zu einer der ſchönſten Städte der Welt.

Endlich Hamburg, die waſſerreichſte deutſche Großſtadt. Sein „Waſſer im Städtebilde" hat am meiſten Ähnlichkeit mit dem Alexandriens in helleniſtiſcher und dem Amſterdams in jetziger Zeit. Hie und da erinnert es ſogar an Venedig, an der Alſter aber eher an die großſtädtiſch umbauten Landſeeecken der ſchönen Schweizerſtädte, wie Genf, Zürich und Luzern. Mit ſeiner Südſeite der Elbe zugekehrt, die gerade hier anfängt, großen Seeſchiffen die genügende Tiefe zu bieten, mit ſeiner vornehmen Nordſeite an der Alſter gelegen, die ſich gerade hier landſeeartig verbreitert, von dieſer Alſter, die durch Schleuſen vor der Ebbe und Flut der Elbe bewahrt wird, durchfloſſen und von Kanälen, die hier „Fleete" heißen, durchſchnitten, hat Hamburg vielfach Anlaß gehabt, ſeine Waſſeranſichten im ſtädtiſchen Sinne zu entwickeln. Seine Elbſeite hat Hamburg, zumal ihm das Gelände ſtromabwärts durch Altona plötzlich abgeſchnitten worden, ihrer ganzen Ausdehnung nach für ſeine Hafenanlagen in Anſpruch nehmen müſſen. Daß es ſeine Elbſeite nicht als Prunkſeite entwickeln konnte, verſteht ſich daher von ſelbſt. Seine gewaltigen Häfen aber hat es mit unverkennbarem Großſinn angelegt und mit Warenſpeichern und anderen Geſchäftsbauten umgeben, die, im norddeutſchen Backſteinſtil errichtet, hier und da einen

Digitized by Google

wirklich künstlerischen Eindruck hervorrufen. Der Schornstein- und Mastenwald seiner Schiffe ist freilich der größte Schmuck und Stolz der Elbe bei Hamburg; und hinter seinem Mastenwalde, dem der Rauch der Schiffsschlote, mit dem Nebel sich mischend, oft malerisch eigenartige Stimmungen verleiht, ragen jene hohen Kirchtürme herüber, die die Alsteransicht, wie die Elbansicht der großen Handelsstadt beherrschen. In ihrer Art sind die meisten dieser hochragenden Türme auch künstlerisch wirksam: die ruhige schlanke Pyramide der Petrikirche so gut wie die hoch im Wolkennebel von Säulen getragene Kuppel der Michaeliskirche, der reiche, neugotische Turm der Nikolaikirche so gut wie der mit goldener Krone geschmückte Barockturm der Katharinenkirche, der mir auch vielleicht nur deshalb ans Herz gewachsen ist, weil er in meiner Kindheit jeden Morgen zu meinem Schlafstubenfenster hineinblickte. Unheilbar häßlich ist nur der Jakobikirchturm. In ihrer Gesamtheit aber verleihen gerade diese hohen Türme, denen jetzt der Rathausturm sich anschließt, dem Bilde Hamburgs, von allen Seiten gesehen, Hoheit, Halt und Weihe. Wo man übrigens vom Baumwall aus in den Binnenhafen hineinsieht oder vom Jonashafen aus zu den grünen Höhen hinaufblickt, auf denen das Seemannshaus und die Seewarte stehen, in nicht ferner Zeit vielleicht auch das Bismarck-Denkmal ragt, da gewährt Hamburg auch schon im Zusammenhang mit seinem mächtigen Strome eine Reihe malerischer und reizvoller Ansichten. Die Kanäle, die Hamburg durchziehen, dienen dem Warenverkehr zwischen der Stadt und dem Hafen. Unversehens aber haben auch sie sich zum „Wasser im Städtebild" entwickelt. Soweit die Speicher und Häuser an ihren Seiten unmittelbar aus dem Wasser emporsteigen, wie das fast überall der Fall ist, bilden sie Ansichten, die hier und da wirklich an Venedig erinnern; und wenn diesen Hamburger Gebäuden am Fleet auch die stoffliche Pracht und die bauliche Kunst fehlt, die sich in Venedig bis in die Seitenkanäle fortsetzt, so entbehren sie, besonders wo sie ihre alt norddeutsche Art mit fensterreichen Giebelfassaden und hohen, roten Dächern bewahren, doch keineswegs des malerischen Reizes; und hier und da spiegeln auch bereits moderne Fassaden annähernd künstlerischen Gepräges sich in den gelben Fluten. Wo schmale Straßen sich am Fleet unter den Häusern entlang ziehen, ist der Anblick schon mehr holländischer Art. Am holländischsten sah in meiner Jugend der Rödingsmarkt aus. In seiner Mitte blinkte, von Baumreihen eingefaßt, ein Kanal. Der ist nun zugedeckt; und auch manches andere Fleet ist verschüttet worden; und manche malerische Ecke des alten Fleet-Stadtteils ist den unerbittlichen Anforderungen der Neuzeit, dem Bedürfnis nach Raum, Licht, guter Luft und festem Boden zum Opfer gefallen. Aber mancher reizvolle Blick ist auch noch heute erhalten; man schaue z. B. von der Trostbrücke, der Reimersbrücke oder der Zollenbrücke in die Runde. Die Erweiterungs- und Neuanlagen bei den Mühren und beim Zippelhause, durch die die Katharinenkirche freigelegt worden, sowie am Dovenfleth und am Wandrahm, haben keineswegs auf die Mitwirkung des „Zollkanals" im neuen Stadtbilde dieser Seite verzichtet, und zum Glück haben Justus Brinckmann und Alfred Lichtwark, Hamburgs treffliche Kunsthüter, dafür

Digitized by Google

gesorgt, daß die schönsten der verlorenen alten Stadtansichten wenigstens im Bilde in den Hamburger Sammlungen erhalten sind. Etwas vornehmer, aber langweiliger wirkt das Wasser im Stadtbilde Hamburgs schon am Mönkedamm, auf der Altenwall- und an der Adolphsbrücke. Die „kleine Alster" aber ist wieder so ein kleines Stück Venedig für sich, besonders hübsch, wenn man sich über die Schleusenbrücke und durch die Alsterarkaden dem Jungfernstieg zuwendet oder in umgekehrter Richtung zurückschreitet. Auch das neue Rathaus wirkt dann reich und prächtig im Gesamtbilde mit; und wenn die alten Alsterarkaden auch kein Prachtwerk der Baukunst sind, so sind ihre Verhältnisse doch gut zu den Verhältnissen des kleinen Wasserbeckens bemessen, an dem sie sich entlang ziehen.

Dann aber der Jungfernstieg, der Stolz Hamburgs, der mit dem Alsterdamm und dem Neuen Jungfernstieg das innere Alsterbassin an drei Seiten umschließt. Wie das Gesamtbild sich nach dem Brande des Jahres 1842 gestaltet hatte, war es einheitlich und anmutig. Auf dem Damm der Lombardsbrücke, der das kleinere innere von dem großen äußeren Alsterbecken trennt, stand damals, dem ländlichen Anstrich des Ausblicks entsprechend, malerisch genug, noch eine Windmühle. Die Häuserreihen, die die Binnenalster an drei Seiten umschlossen, hatten zwar keine Perlen der Baukunst aufzuweisen, aber ihr Stil protzte wenigstens nicht; die einzelnen Häuser schlossen sich, annähernd von gleicher Höhe und gleicher Bauart, überragt von den Kirchtürmen der inneren Stadt, gehoben durch grüne Baumreihen, ruhig zu einem im damaligen Sinne modernen und großstädtischen Bilde zusammen. Einen Pflock trieb dann schon vor Jahren das unförmliche Eckhaus am Neuen Jungfernstieg und der Lombardsbrücke, so hübsch es sich bewohnen lassen muß, in das einheitliche Bild; einen weiteren Bruch bewirkte der mächtige Giebelbau des Hamburger Hofes. Die Schornsteine des nahen Elektrizitätswerks vollendeten die Verunstaltung. Selbst das monumentale, an sich stattlich wirkende Gebäude der Dresdner Bank fällt heraus. Jedenfalls ist die Reihe durchbrochen, der alte Zusammenhang gelöst. Ein Ganzes ist es nicht mehr; und ein Ganzes könnte es nun auch erst durch die Verallgemeinerung kunstvollerer Bauformen wieder werden. Dann kam die Verbreiterung des Jungfernstiegs; jedenfalls eine gebieterische Notwendigkeit im Verkehrsinteresse. Das Gesamtbild der Binnenalster hat freilich durch sie nicht gewonnen; das Verhältnis zur Straßenbreite des Alsterdammes und des Neuen Jungfernstiegs hat sich verschoben; und auf die richtigen Verhältnisse kommt gerade in der Städtebaukunst, die Raumkunst im verwegensten Sinne des Wortes ist, doch eben alles an. Auch die neuen Ufermauern, Bollwerke und Alstertreppen des Jungfernstiegs, an sich würdig und nützlich, leiden an etwas unvermittelter Zusammenschweißung großer und kleiner Motive. Dagegen erscheint die Verlegung des Alsterpavillons wohl gelungen. Streiten lassen wird sich darüber, ob es notwendig war, die Ansicht des Jungfernstiegs mit den Drähten und Drahtpfeilern der Oberleitungs-Wagen zu belasten. In Dresden zwingt man diese, in den Hauptstraßen der innern Stadt auszuschalten und sich hier der Akkumulatoren zu bedienen, ein Verfahren, das

Digitized by Google

den praktischen Hanseaten freilich zu umständlich erscheinen mag. Unstreitig häßlich aber sind die an Galgen und gar an Doppelgalgen erinnernden, plumpen und aufdringlichen Lichtständer und Funkenspender, die mit Recht bei allen Kunstfreunden Hamburgs Entsetzen erregt haben. Bei Tage sieht man auf dem Jungfernstieg kaum noch etwas anderes als die Fülle dieser aufdringlichen Eisengerippe. Es wäre vielleicht nicht mehr zu früh, sie wieder zu beseitigen. An der schon Jahrzehnte alten neuen Lombardsbrücke dagegen wird nicht leicht jemand etwas auszusetzen haben. Die Windmühle mußte natur- und stilgemäß fallen, als die Außenalster sozusagen zur Stadt gezogen wurde. Bei den künstlerischer gestalteten Neubauten, die nach und nach in den drei Gebäudereihen der Binnenalster die alten nichtssagenden Häuser ersetzen müssen, sollte man sich übrigens vor Überladung hüten. An sich ist das Wasserbecken der Binnenalster nicht groß. Zu schwere und zu mächtige Formen müssen in seiner Umgebung vermieden werden.

Anders steht es mit der Außenalster. In meiner Kindheit war sie noch ganz ländlich. Jetzt ist die große Wasserfläche schon rings von Häusern umgeben. Am Ostufer zieht die geschlossene Häuserreihe sich bereits ganz vom Ferdinandsthor bis zur Uhlenhorst hinaus. Schade fürs Stadtbild bleibt es, daß an dieser Reihe nicht die großen öffentlichen Neubauten mit künstlerisch durchgebildeten Fassaden aufgeführt worden sind; und da dies nun einmal nicht geschehen konnte, ist es um so bedauerlicher, daß nur so wenig baukünstlerisch wertvolle Häuser sich hier dem Wasser zuwenden. Der Mangel einheitlicher Bauvorschriften, an dem Hamburg früher gelitten zu haben scheint, macht sich auch hier in dem schlechten Verhältnis vieler Häuser und Häusergruppen zu einander bemerkbar. Aber die Baumreihen bringen auch hier Ruhe und Farbe ins Bild; und die erst im letzten Menschenalter entstandenen gärtnerischen Anlagen am Alsterſaum schließen sich, wenn sie im einzelnen vielleicht manchem auch etwas chinesisch kleinlich erscheinen mögen, im Ganzen doch einheitlich und geschmackvoll dem Stadtbilde an. An der Wasserseite der Uhlenhorst fällt die Stil- und Geschmacklosigkeit der Hamburger Villenbauten der fünfziger und sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts an den meisten der hier errichteten städtischen Landhäuser immer noch unangenehm in die Augen; aber an abgezweigten kleinen Wasserbecken und Wasserstraßen entfalten sich hier doch auch manche anmutige Bilder; und der Hauptblick von der Uhlenhorst über die große Alsterfläche nach Hamburg hinüber ist unverwüstlich. Die Einzelheiten verschwinden hier vor den großen Entfernungen; und von allen ihren Türmen überragt, wirkt die ferne Stadt, von hier aus gesehen, märchenhaft reizvoll mit der dunklen und doch schimmernden Wasserfläche des Alster-Sees zusammen. Am westlichen Ufer ziehen sich die Häuserreihen von der Stadt aus schon weit an der Außenalster entlang; aber was dann kommt, die eigentliche Pöseldorfer Seite, an der wenigstens teilweise auch künstlerischer wirkende Landhäuser stehen und köstliche, wohl gepflegte, mehr oder weniger städtisch stilisierte Gärten bis zum Wasserspiegel herabreichen, hat sich zum vornehmsten und schönsten Stücke des Alsterbildes entfaltet.

Digitized by Google

Nach monumentalen Brunnenanlagen und spielenden Wasserkünsten wird das Verlangen in einer Stadt mit so vielen Wasserblicken, wie Hamburg, naturgemäß nicht so groß sein, wie in wasserärmeren Städten. Daß Städte wie München, Stuttgart, Düsseldorf, Dresden, wie neuerdings auch Berlin, Bremen und Altona in dieser Beziehung Hamburg voraus sind, ist daher kein Wunder. Wie ich höre, ist auch der Plan, Schillings Kaiserdenkmal auf dem Rathausplatze mit Wasserkünsten in Verbindung zu setzen — wohl mit Recht — fallen gelassen worden. Hoffentlich findet sich dann eine andere Stelle, das Leitungswasser in größerem Maße, als es bisher in Hamburg geschehen ist, zu Kunstleistungen heranzuziehen. Mit oder ohne eine Vermehrung der Kunst- und Springbrunnen aber wird Hamburg die Stadt Deutschlands bleiben, in der das Wasser im Städtebild am meisten zur Geltung kommt. Eine Wasserfläche, wie die der beiden Alsterbecken, findet sich mitten im Stadtbilde so leicht nicht wieder. Etwas mehr einheitlicher künstlerischer Wille, als er sich bisher geltend gemacht hat, wäre Hamburg aber bei der baukünstlerischen Ausstattung seines „Wassers im Städtebild" gerade an der Alster zu wünschen.

Dresden Karl Woermann

Der Doppeltarif

1

Im Jahre 1903 laufen die Handelsverträge ab, die das Deutsche Reich unter dem Reichskanzler v. Caprivi mit Österreich-Ungarn, Italien, Rußland und einer Reihe kleinerer Staaten abgeschlossen hat. Hauptsächlich vonseiten der Anhänger hoher landwirtschaftlicher Zölle wird der Gedanke verfochten, die Regierung für den Kampf um neue Handelsverträge mit einer besseren Waffe auszurüsten, indem man im Tarifgesetz bei jeder Ware nicht einen, sondern zwei Zollsätze benennt. Der eine soll wie bisher für die Staaten gelten, denen keine Vergünstigung gewährt ist, während der andere die äußerste Grenze bezeichnen soll, bis zu der einem fremden Staate Zugeständnisse gemacht werden können. Dies ist die gegenwärtig heiß umstrittene Forderung des „Doppeltarifs" oder „Minimal- und Maximaltarifs".

Die Anhänger des Doppeltarifs führen hauptsächlich folgende Gründe an. Bei dem Tarifgesetz von 1879 schwebte die Absicht vor, für jede Ware den Zollsatz zu benennen, der in der Regel von ihr erhoben werden solle. In den Handelsverträgen der Caprivischen Zeit haben sich im Ganzen sieben Staaten Zollermäßigungen gerade für die Waren ausbedungen, die für sie am meisten in Betracht kommen. Diese Ermäßigungen kommen gleichzeitig allen Staaten zugute, mit denen wir auf dem Fuße der Meistbegünstigung stehen. Das heißt: Für die wichtigsten Positionen ist der gesetzliche Tarif nur noch die Ausnahme; der Tarif, der die Regel bildet, ist nur in den Verträgen zu finden und nicht im Gesetze. Wenn

Digitized by Google

man also ein neues Tarifgesetz machte, so wäre es richtiger, von vornherein mit der Zweiheit der Zöllsätze zu rechnen. Das Parlament würde dann nicht in die sonderbare Lage kommen, in langwierigen Verhandlungen ein Gesetz in allen seinen Einzelheiten durchzuberaten, um es schließlich in der Hauptsache durch Verträge ersetzt zu sehen, denen es ohne jede Einzelberatung die Zustimmung nur erteilen oder verweigern kann. — Vor allem aber würde die Reichsregierung in zukünftigen Vertragsverhandlungen eine ganz andere Stellung haben, wenn statt des einen Tarifs zwei existierten. Gegenwärtig hat jeder auswärtige Staat, der mit unserer Regierung in Verhandlungen tritt, den Vorteil, daß er das Maximum, das unsere Regierung ihm zumuten könnte, durch das veröffentlichte Tarifgesetz kennt; darüber hinaus kann unsere Regierung nicht gehen. Nach unten aber sind der Nachgiebigkeit keine Schranken gesetzt. Es würde also eine Rückenstärkung für unsere Regierung bedeuten, wenn man von vornherein auch einen Mindestsatz festlegen würde, unter den sie in keinem Falle hinuntergehen darf.

2

Gegen diese Empfehlung des Doppeltarifs werden nun freilich gewichtige Einwände gemacht. Zunächst spricht die Erfahrung nicht dafür, daß der beabsichtigte Endzweck, die Stärkung der eigenen Regierung in Tarifverhandlungen, erreicht wird. Das klassische Land des Doppeltarifs ist Frankreich, das ihn seinem Zollgesetz von 1892 zugrunde gelegt hat. Lorbeeren gepflückt hat Frankreich in seinen Zollstreitigkeiten der letzten acht Jahre nicht. Selbst mit der Schweiz hat der Zollkrieg schließlich damit geendet, daß man, um nur dem kleinen Nachbar entgegenkommen zu können, die Minimalsätze durch Gesetz soweit änderte, wie für diesen Zweck nötig war. — Derartige Mißerfolge der Doppeltarif-Politik können auch kaum überraschen. Wenn ein Staat einen Mindesttarif veröffentlicht, so erklärt er damit, daß er mit diesen Mindestsätzen auskommen kann. Ein fremder Staat, der Vertragsverhandlungen beginnt, wird die Bewilligung dieses Mindesttarifs als selbstverständlich betrachten und jede Mehrforderung als eine Art Feindseligkeit ansehen. Die Psychologie der Tarifverhandlungen ist keine andere als die des Kuhhandels. Jeder irgendwie bekannt gewordene niedrige Preis bildet für die Gegenpartei nicht den Zielpunkt, sondern den Ausgangspunkt des Herabhandelns. Wird daher ein Doppeltarif eingeführt, so wird die Zolldiplomatie eines auswärtigen Staates vom Minimalsatz ausgehend, als einzigen Zielpunkt dessen Ermäßigung betrachten (was dann im Wege der Gesetzgebung durchzuführen wäre).

Nun könnte ein zollpolitischer Spaßvogel auf den Gedanken kommen, aus solchen Gründen den Doppeltarif gerade den Freihändlern zu empfehlen. Denn wenn von den Hoffnungen, die die Schutzzöllner daran knüpfen, das Gegenteil richtig ist, warum sollten die Freihändler sich die Thorheit ihrer Gegner nicht zu Nutze machen? Dennoch wäre zu einem solchen Experiment nicht zu raten. Es ist nämlich anzunehmen, daß die deutschen Anhänger des Doppeltarifs sich die französischen Erfahrungen zunutze machen werden.

Digitized by Google

Sie werden darauf ausgehen, schon den Mindestsatz so hoch zu stellen, daß er noch als Handelsobjekt gelten kann. Die Minimalsätze werden einen an sich hohen Sockel darstellen, auf dem dann die Säule der Maximalsätze sich noch höher erhebt. Gelingt es erst, in einer parlamentarischen Versammlung Stimmung für einen Doppeltarif zu machen, so ist eine gewisse Aussicht vorhanden, die Mindestsätze hoch und dadurch die Maximalsätze noch höher zu treiben.

Ferner ist die Höhe der Zollsätze nicht der einzige Punkt, auf den der Doppeltarif einen verändernden Einfluß haben würde. Jede Festlegung wirkt gleichzeitig erschwerend auf eine fortschreitende Spezialisierung. Daher dient das Tarifgesetz dazu, die allgemeine Norm auszusprechen, während die Verträge den speziellen Bedürfnissen für den Verkehr mit den einzelnen Staaten gerecht werden sollen. Man kann einen fremden Staat glücklich machen, indem man ihm für eine einzige spezielle Warengattung eine Ermäßigung gewährt, ohne daß es nötig wäre, diese Ermäßigung auf die ganze Position auszudehnen. Aber man kann bei dem beständigen Wechsel der wirtschaftlichen Bedürfnisse niemals im Voraus wissen, welche Spezialitäten dies sein werden. Die Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen macht in ihrer Denkschrift darauf aufmerksam, daß von den 328 zollpflichtigen Positionen unseres Tarifgesetzes in den Handelsverträgen nur 40 schlechtweg ermäßigt sind, während in 65 Positionen die Ermäßigung auf einzelne Gattungen beschränkt ist. So wenig man nun auch auf eine Statistik, die die Positionen nur zählt, ohne sie zu wägen, entscheidendes Gewicht legen kann, so hat die Denkschrift doch darin recht, daß aus diesen Zahlen eine verhältnismäßig hohe Bedeutung der Spezialisierung schon in den Anfangsstadien der Vertragspolitik spricht, und es kann kaum ein Zweifel sein, daß diese Bedeutung in Zukunft beständig steigen wird. Einen Mindesttarif so auszuarbeiten, daß er nicht nur für jede Teilposition, sondern auch einzeln für jede darunter fallende Spezialität den Satz angebe, der das richtige Minimum darstelle, muß geradezu als ein Ding der Unmöglichkeit bezeichnet werden. Es ist daher schon der Gedanke aufgetaucht, das System des Doppeltarifs dadurch annehmbarer zu machen, daß man es auf einige wenige wichtige Teile, d. h. nach unsern Verhältnissen auf die landwirtschaftlichen Zölle beschränkte; ein Vorschlag, der, wenn er verwirklicht würde (bis jetzt weiß noch Niemand, wie die Anhänger des Doppeltarifs sich ihn vorstellen), wenigstens den Vorzug hätte, die agrarische Löwenklaue deutlicher zu zeigen.

3

Eine Betrachtung der möglichen Folgen eines Doppeltarifs zeigt also ein ziemlich kaleidoskopisches Bild. Die Behauptung, daß es unmöglich sei, mit einem Doppeltarif Handelsverträge zustandezubringen, würde ich, rein zolltechnisch betrachtet, nicht unterschreiben. Ein Staat, der sich einen Doppeltarif gegeben hat, kann, wenn er will, immer noch eine Handelsvertrags-Politik verfolgen. Er muß nur, wie das Beispiel von Frankreich zeigt, manchmal die Gesetzgebung zuhülfenehmen, wo er sich sonst mit der par-

Digitized by Google

lamentarischen Genehmigung des völkerrechtlichen Vertrages begnügen konnte. Und in diesem staatsrechtlichen Unterschiede dürfte in der That die Bedeutung des vorgeschlagenen Doppeltarifs liegen.

Völkerrechtliche Verträge werden nach Art. 11 der Reichsverfassung vom Kaiser geschlossen. Der Kaiser darf den Vertrag nicht abschließen ohne Zustimmung des Bundesrats. Die Genehmigung des Reichstages ist nach gegenwärtigem Recht nicht zum Abschluß, sondern nur zur Gültigkeit erforderlich. Es wird daher gegenwärtg ein Vertrag regelmäßig dem Reichstage erst vorgelegt, nachdem er abgeschlossen ist. Der Reichstag hat das Recht, den Vertrag im Ganzen anzunehmen oder abzulehnen; er kann aber, da er an den Abschlußverhandlungen nicht beteiligt ist, nicht etwa die einzelnen Positionen abändernd durchberaten.

Dieses staatsrechtliche Verhältnis wollen die Anhänger des Doppeltarifs umgestalten. Dem Kaiser soll verboten werden, in Zukunft Tarifverträge abzuschließen, die unter die Mindestsätze hinuntergehen. Aus dem alten Liede „Und der König absolut, wenn er uns den Willen thut" soll jetzt wirklich die negative Konsequenz gezogen werden. Ein Monarch, der unter die Zollsätze hinuntergehen will, die die Großgrundbesitzer für notwendig halten, soll noch nicht einmal das Recht haben, daß ihm selbst im konstitutionellen Staate zusteht: das Recht zu Vertragsabschlüssen.

Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß eine derartige Forderung in dem neuen Tarifgesetz Befriedigung finde. Zwar sind im deutschen Reiche Verfassungsänderungen sehr erleichtert. Sie bedürfen keiner besonderen Formalität. Die einzige erschwerende Bestimmung liegt darin, daß sie im Bundesrat dreiviertel Mehrheit haben müssen. Es ist nicht einmal erforderlich, daß eine Verfassungsänderung ausdrücklich als solche bezeichnet werde. Dennoch ist nicht anzunehmen, daß Kaiser und Bundesrat einen Gesetzentwurf einbringen werden, der einen Verzicht auf eines der hauptsächlichsten Attribute ihrer völkerrechtlichen Stellung enthielte. Es wird daher vermutlich in Worten, die ebenso verbindlich wie unverbindlich sind, zum Ausdruck gebracht werden, daß der Mindesttarif für Vertragsverhandlungen die äußersten Zugeständnisse darstelle. Seit den Reichs-Justizgesetzen des Jahres 1879 haben sich unsere Juristen an einen Unterschied zwischen „muß und soll" gewöhnt, und sie pflegen derartige Vorschriften, über die man sich nötigenfalls leichten Herzens hinwegsetzt, als „bloße Soll-Vorschriften" zu bezeichnen.

Ein Doppeltarif in Gestalt einer derartigen Soll-Vorschrift würde also seine Bedeutung darin haben, daß er eine Verbeugung vor den Agrariern macht. Und diese symbolische Bedeutung sollte man in der That nicht geringschätzen.

Nach alledem dürfte die Art, wie der Doppeltarif bisher bekämpft worden ist, wenig praktisch sein. Mit dem Argument, daß Doppeltarif und Vertragspolitik begrifflich unvereinbar seien, dringt man nicht durch. Das Richtigste wäre immer noch, zu sagen, daß man den Doppeltarif bekämpft, wegen dieser symbolischen Bedeutung eines Zurückweichens der verbündeten Regierungen aus ihrer verfassungsmäßig gewährleisteten

Digitized by Google

Stellung vor dem Ansturm der Agrarier. Da in diesen Kreisen die monarchische Gesinnung ein lautes Schlagwort bildet, so trifft eine derartige Bekämpfung sie wohl gerade an der Stelle, an der eine Verwundung für sie am genierlichsten ist.

Charlottenburg-Berlin Dr. Jastrow

Auf dem Ausguck

1

Die Musik ist die jüngste und unausgereifteste aller Künste. Im Zeitalter der Fuge lag sie in den Windeln; im Zeitalter der Sonate ging sie in Kinderschuhen und augenblicklich erlebt sie die übliche Sturm- und Drangperiode, die keinem dummen Jungen erspart bleibt. Die symphonische Dichterei spielt also nicht am Morgen eines Katerfrühstücks, sondern am Vorabende einer festtäglichen Zukunft. Der Jüngste der Jungen, die Inkarnation des Wollens und nicht Müssens, ein Hyper-Liszt, ein Berlioz ohne Ohren ist Richard Strauß. Richard Strauß, der Enkel eines Millionenbrauers, der Sohn eines Virtuosen; Richard Strauß, der sich nie verleugnende Sprosse der guten Gesellschaft, der Schüler der Mode und der konventionellen Lüge. Richard Strauß, der frühreife, gelehrte, pathetische, leider impotente Streber. (Setzen wir statt Richard Strauß die Formel x-y-z, um jeden Nebel angedichteter persönlicher Antipathie von vornherein zu zerstreuen.) — x-y-z wuchs in München auf, der Hochburg gekünstelter künstlerischer Fortschrittelei. Wie viele Fürsten, deren Staaten politisch nicht in allererster Reihe stehen, wollte auch ein bairischer Fürst mit Hülfe eines Geistesheroen eine Eintrittskarte in die Kulturgeschichte erwerben. Des Fürsten Landeskinder brachten ihrem Fürsten und dessen Duodezmessias anfänglich gar kein gehorsames Verständnis entgegen; gewöhnten aber pflichtschuldigst ihre unterthänigen Sinne im Laufe der Jahrzehnte an die schwerverdauliche Kost; um so eher, als den Preußen und ihrem Bismarck diese Kost geradezu unverdaulich schien, und in Deutschland auf deutschen Partikularismus noch nie vergebens spekuliert wurde! In der That: es gehört ein starker Magen dazu, Wagners poetisch-musikalisch-plastisches Ragout in der stillosen Form, wie es in München und an andern deutschen Theatern außer Bayreuth geboten wird, ohne Mißbehagen in sich aufzunehmen. Stillos nenne ich sämtliche Darbietungen außerhalb des Festspielhauses, weil die Hof- und Stadttheater nicht über ein versenktes unsichtbares Orchester verfügen und zwei Hauptwünsche Wagners unberücksichtigt lassen: das Unsichtbarmachen dirigierender Gecken und das Abdämmen der stimmenmordenden, orgelartigen Conflut. Wirkt doch das ganze pseudopolyphone Gewebe des Wagnerschen Orchesters, das ohnehin nur eine trügerische Verschleierung schlichtester Homophonie ist,

Digitized by Google

offen gelegt, ebenso materiell, ja noch grobmaterieller, als die Tonika-Dominantenrhythmik Verdischer Novellen mit Musik. Denn von einer Polyphonie im Sinne der Scholastiker kann bei Wagner nur an den Stellen der „Meistersinger" eine Rede sein, wo der Meister die veraltete Kunst der Mitmeister persifliert. Jeder andere noch so reichgestaltete Takt einer Wagnerschen Partiturseite ist auf einer harmonischen Basis aufgebaut, auf welche die mannigfaltigsten melodischen Motive plastisch aufgetragen werden; von einem eigentlichen kontrapunktischen Spinnen wie bei unsern Urvätern kann bei Wagner ebensowenig die Rede sein, wie von einem einheitlichen formalen Gusse im Sinne unserer Väter! Hei! wenn einem nachwachsenden Geschlechte einmal die Augen aufgehen sollten über die frappante Ähnlichkeit Wagners mit dem szenisch-potpourrisierenden Meyerbeer, werden wir alle, Nietzsche etwa ausgenommen, nicht gut abschneiden; selbst wenn unsere Nachkommen sich von dem Vorurteil gegen alles Rhapsodische befreien und erkennen könnten, daß Improvisieren der ganze Schöpfungszweck gewesen! — x-y-z wuchs, wie gesagt, in der mit Chromatik und Modulationsgift geschwängerten Münchener Atmosphäre auf und nahm die übertriebene Dynamik des nicht versenkten Wagnerschen Orchesters von klein auf als etwas Heiliges, Unantastbares, anbetend hin. Gläubig wie der unkritischste Chinese bestand er sämtliche nötigen und unnötigen Examina und wanderte mit diesem reichen Schatze entbehrlichen Wissens beladen zu Hans von Bülow. Bülow führte den devoten Famulus in die Geheimnisse des Brahmsschen Notenelixirs ein. Es sei an dieser Stelle energisch der Behauptung widersprochen, daß Bülow Persönliches und Sachliches ungeziemend verquickt habe und aus gekränktem Ehrgeiz der Wagnersache als Greis abhold geworden sei. Bülow hat schon in den fünfziger Jahren oft nur seinem Lehrer und Schwiegervater zu Liebe für Wagner eine Lanze gebrochen und wiederholt zwei Schülern gegenüber seine Antipathie gegen Teile der Wagnerschen Werke, z. B. des „Tannhäusers", zum Ausdruck gebracht. „Ist das noch Musik?" hat er inbetreff einzelner Stellen des zweiten Aktes gefragt, „ist das noch Musik?" Mich nimmt solche bereits Mitte der fünfziger Jahre von Bülow gestellte Frage absolut nicht Wunder, wenn ich an Bülows musterhafte Ausgabe der letzten Beethovenschen Sonaten denke, wenn ich mir immer aufs Neue wieder bestätige, daß Bülow mehr Philologe als Künstler war, daß er z. B. als Pianist nie so faszinieren konnte wie als Dirigent, weil der didaktischen Absicht des Dirigenten die Orchestermitglieder mit der Wärme ihres Tons zu Hilfe kamen, mit jener Wärme, die Bülows Klavierton fehlte. Bülow mußte in Brahms' symphonischen Werken die Fortsetzung des von Beethoven spät eingeschlagenen Weges begrüßen; um so freudiger begrüßen, als Brahms sich von der Beethovenschen einmaligen und schnell genug bereuten Verirrung, symphonisch „dichten" zu wollen, als kluger Kopf rein hielt. Bülow selbst wird im persönlichen Umgange mit Wagner ebenso wie später sein jüngerer Kollege Anton Seidl oft genug Gelegenheit gehabt haben, Wagners Antipathie gegen Liszts und Berlioz' geistreiche Spielereien kennen zu lernen. Und wenn Wagner gelegentlich Beethovens

Digitized by Google

„Neunter" sich schriftstellernd in Metaphern und Hyperbeln ergeht, so beweist das weiter nichts, als daß die Feigheit uns eingeboren ist seit dem tausendsten bis ins tausendste Glied, und daß Wagner seinem Antipoden Beethoven als Heuchler huldigte, um nicht lebend begraben zu werden, richtiger zu bleiben. Wie wenig es ihm mit dem Kultus anderer Meister Ernst war, bewies die Nichtaufführung der „Zauberflöte" und des „Fidelio" in Bayreuth während des Lustrums 1877 bis 1882. Und ich bin der Letzte, der Richard Wagner diese selbstsüchtige Stärke verargt. Eine Kraftnatur kann überhaupt Keinen neben sich leiden, selbst unter den Toten nicht! Daß mir persönlich Wagner näher steht als Brahms, der Beethoven der zweiten Periode näher als jener der dritten, daß für mich Chopin eine intensivere Tonsprache redet als Schumann, daß ich die Matthäuspassion der H-moll-Messe vorziehe, daß ich Gluck und Schubert einen Himmel höher stelle als Mozart und dreizehn Himmel höher als Löwe, hat zunächst für keinen Zweiten Interesse. Jedenfalls weiß ich, daß Johannes Brahms' grüblerische Selbstqual im Verein mit Wagners sexuellem Raffinement ganz geeignet war, x-y-z zu dem unästhetischen Sturmbock zu machen, der er für uns Ritter vom Geiste werden mußte. Brahms repräsentiert einen Zeiger am Scheidewege. Wie etwa Platen in der Litteratur. In der Litteratur sind seit Langem Alle den Weg zur volkstümlichen Freiheit gewandert, Keiner ist den des Katheder-despotismus weitergeschritten; und wir haben in der Litteratur noch nie eine unbezwingbare Sehnsucht nach den Fleischtöpfen und Fronvögten Ägyptens empfunden. Platens langkurzkurzes Rhythmentänzeln verfolgt uns weder wach, noch im Traum. Warum sollten wir uns in der Musik nach dem alten Rohrstocke des Schulmeisters sehnen? Etwa, weil wir sehen, wie heute das unzurechnungsfähige, aber souverän gewordene Volk, wie in politischen so in musikalischen Dingen um seine Meinung befragt, eine schrullenhafte mediocritas nach der andern auf den Schild hebt, und seine unverdiente Herrscherfreiheit schlimmer ausbeutet als der ärgste Despot der Zopfzeit!? Nein, besser ein Talmiszepter in der Hand *vieler*, als ein goldenes in der Hand *weniger* Stupiden. Verschanzen wir uns nicht gegen die neueste bevorstehende Sturmflut; der wüste kakophone Zarathustraschwall, den eine von Zeitungsgauklern suggerierte sensationssüchtige Horde uns ins Land schleppen wird, muß freudig bestanden werden. Die Helden der Zukunft sind gegen Seuchen immun. Und ihre Rosen blühen auf *gedüngtem* Boden nur um so voller auf!

2

In jeder andern Kunst genügt die Absicht eines Laien, ein Kunstwerk in sich aufnehmen zu wollen, um es auch ohne objektive Übermittelung genießen zu dürfen. In der Musik allein genügt diese nicht. Man wende mir nicht ein, daß der Sinn für bildende Kunst pädagogisch geläutert werden müsse. Wer Augen hat zu sehen, der sehe! Zeichenlehrer

Digitized by Google

haben jederzeit die unberufensten Kritiker über Michel Angelo und Correggio abgegeben. Poesie kann jeder nicht Verbildete nachempfinden, der lesen gelernt hat. Wie jedem nicht Verbildeten, sofern er im Lesen geübt ist, gestattet sein sollte, sich an theoretische Universitätsexamina zu wagen, ohne je einer dozierenden Mittelsperson zu bedürfen! Auch das Drama erlaubt jedem Lesenden, direkt von ihm genossen zu werden. Und die Grabbeschen Dramen, die jeder Reproduktion spotten, sind wahrlich nicht die minderwertigen. Ein schaffender Künstler wie Grabbe flüchtet aus der Unzulänglichkeit der ihm zugemessenen Einzelerscheinungen mit Hilfe seines Kunstwerks in die Traumwelt des Raum- und Zeitlosen; er bildet sich ein, dem Phantom eines Musterschöpfers ähnlicher zu sein als andere Mitmenschen, und ist es auch infolge seiner Einbildungskraft, weil Erkenntnis ins Reich der Fabel gehört, und unser delirierendes Gehirn als Maß aller Dinge doch nur beliebige Utopieen annehmen kann. Jeder schaffende Künstler fühlt sich eben als kleiner Halbgott. Der nachschaffende — unbewußt — als armes Bettelkind, das mit Streichhölzern hausieren geht, und mit Gesten und Mienen einer Prostituierten reichliche Kundschaft sucht. Wer begriffe da nicht den nie auszulöschenden Grimm einer dieser Künstlerkasten gegen die andere!? Wer begriffe da nicht, daß jedes Auftreten als Interpret, sei es als Dirigent, sei es als Pianist, einen Komponisten von eignen Gnaden Blutsthränen kostet!? Wer aber begreift auch nicht, daß die Tonkunst durch die stete Inanspruchnahme von Hilfsarbeitern, die mit ihrem ganzen Denken und Empfinden auf dem Gegenpole des Produzierenden fußen, notgedrungen auf Abwege geraten mußte und nach hunderten von Jahren sich heute noch im Schlamme jener Doktrin hielt, nach deren Rezepten der Wirkung gründlicher nachgeforscht wird, als dem ursächlichen Werte. Das mit Vorliebe von allen produktivreproduktiven Zwitterwesen gerittene Steckenpferd „Form" ist lediglich eine Konzession an die Börse eines satten Häufleins, das von einer Musik gehörige Dauer und Einförmigkeit beansprucht, um ungestört während des Anhörens heterogenen Dingen nachhängen zu können. Die Formenlehre der Hochschulen und Konservatorien lehrt in naivster Schamlosigkeit, wie sich ein Tonsatz, der naturgemäß nach acht Takten sein Ende finden müßte, künstlich durch Varianten, durch Zerpflückung in Partikeln, durch Umkehrung des Oberen zum Unteren und des Unteren zum Oberen auf die offizielle Viertelstunde eines symphonischen Satzes auseinanderrecken läßt. Der einzige deutsche Komponist von Belang, der sich rücksichtslos gegen diese entwürdigende Zumutung aufgelehnt hat, war Meyerbeer. Und mag Meyerbeer auf anderer Seite noch so verdammenswerte Konzessionen an die Ohren der Galerie und des Jockeyklubs gemacht haben, ein unsterbliches Verdienst wird ihm kein Weimarer oder Bayreuther Schullehrer rauben: er wagte, seine Gedanken knapp zu fassen; knapp wie Heine und Maupassant. Wie Diese hielt er sein Publikum nicht für eine Heerde blökender Lebewesen. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ging das Streben der jungen Komponisten Berlioz, Chopin, Meyerbeer, Liszt überhaupt darauf aus, den durch reproduzierende Akrobaten zu einem Dogma aufgebauschten Forma-

Digitized by Google

lismus zu zertrümmern. Wagner und der ältere Liszt ließen es sich dann in der zweiten Jahrhunderthälfte nicht nehmen, an Stelle der morschen älteren eine neue, schon totgeborene Form zu erfinden. Auf die kühn-kosmopolitischen Anarchisten folgten die zahmnationalen Sozialsystematiker. Fast sollte man am Kampfe mit der Hydra Unvernunft verzweifeln, wenn man sieht, wie die Schlange Geschichte sich nach wie vor einer Revolution oder Reformation immer wieder in den Schweif zu beißen scheint. Und dennoch schrieben, sprächen und führen wir schwerlich mit dem Blitz, wenn nicht erwählte Geister immer wieder dem Ungeheuer Stillstand auf den Leib gerückt wären! Jeder Inhalt bedingt seine eigene Form. Wie Milliarden Gestirne trotz Kant und Laplace auf Milliarden verschiedene Arten geboren wurden, wie die Sonne 2800000 mal größer als die Erde und diese 50 mal größer als der Mond geriet, so trägt jede empfundene Tonweise die Umrisse ihrer Gestalt in sich selbst begründet, ehe sie der Komponist in die Welt setzt. Man thue es also den Gymnasien gleich und schalte die mit der Formlehre verbundenen praktischen Übungen wie ciceronianischen Aufsatzballast aus und begnüge sich mit der formalen Analyse hinterlassener Meisterwerke. Ebenso verfahre man mit der Harmonielehre, dem Kontrapunkt und der Orchestration. Man züchte meinetwegen eine Gelehrtensippe zahlreich wie Sand am Meer, aber kein Autorenproletariat, dem das Geheimnis einer schlichten Natürlichkeit doch ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben muß. Andererseits schränke man den unvermeidlichen Virtuosenunfug auf ein Mindestmaß ein, indem man Dirigenten, Orchester, Solisten und Choristen unsichtbar macht, den Konzertsaal während der Vorträge im Halbdunkel beläßt, und bei der Programmzusammenstellung mehr einer einheitlichen, als der Allerweltsstimmung Rechnung trägt. Vor Allem aber hefte man sämtliche „Führer" durch die Komponistenwerkstatt an den Schandpfahl. Profitieren kann aus diesen Würgmaschinen der Kinderseele höchstens der Professor, der sie um schnödes Gold verbrochen hat. Die Musiklehrer aber, die durch Unterrichterteilen kümmerlich ihren Bissen Brot verdienen, weil ihnen zum Virtuosen das interessante Buddhaprofil, die geniale Stirnlocke, die May & Edlichsche Papiermanschette oder die groteske Balletattitüde fehlt, müßten darauf hinwirken, daß ihre Eleven mehr und mehr Musik lesen statt spielen lernen, und daß trotz aller von der Natur gezogenen eisernen Schranken das Volk vom nächsten Nachwuchs bis zum übernächsten immer mehr daran gewöhnt wird, den Pulsschlag eines Künstlerherzens aus dessen Hieroglyphenschrift herauszufühlen, unbekümmert um die größere oder geringere Brauchbarkeit des Tonstücks für technische reproduktive Zwecke. Dann wird die Menschheit des kommenden Jahrhunderts würdig werden, des großen Puritaners Gluck Meisterwerke zu erfassen und zu genießen.

Posen — Paul Geisler

Ende des ersten Stücks

Digitized by Google

Gedichte von Wilhelm Holzamer

(Heppenheim a. d. B.)

Sternennacht

Über meinem Hause leuchten Sterne,
süßer Hauch der Stille weht durchs Thal —
Sinnend lausch ich, — und ich zähle gerne
meiner Wünsche reich gemehrte Zahl. —

Quellenmurmeln hör ich aus der Ferne,
ihr Geheimnis raunt die Nacht mir zu. —
Über meinem Hause leuchten Sterne,
und mein Wünschen wiegt sich sanft zur Ruh.

Ich bin ein Wandrer

So muß ich wandern: — dunkle Schluchten hin, —
und schreit mein Herz auch auf in müder Nacht,
am Morgen muß ich ziellos weiterziehn. —

Und ruht mein Haupt auf weichem Moose aus,
und träumt mein Herz von einem tiefen Glück, —
zu stetem Frieden baut ich mir kein Haus.

Und steckt ihr Rosen mir auf meinen Hut,
und kränzt der Lorbeer selbst mein armes Haupt, —
ich stehe frierend bei der lichten Glut:

Ich bin ein Wandrer. — Und es ist kein Ort,
wo mir ein traulich-liebes Heim beschеert, —
ich habe nach den Sternen einst begehrt,
nun treibts mich ruhlos nach den Sternen fort.

Über dem Leben

Das ist der Weg, den wir vor Jahren gingen
zur Sommerzeit.
Im Laub, darin die roten Früchte hingen,
ein seliges Flüstern, sonst
nur eine Stille, weit und breit.

Nun frag dein Herz, da wir im Mittag stehen,
ob es wie einst
so lauschen mag und still und einsam gehen,
und ob um dieses Lebens Glanz und Glück
du heut noch eine einzige Thräne weinst . .

Digitized by Google

Zur Frage der Zollbegünstigung der deutschen Kolonien

Wenn von vorsichtigen Leuten gelegentlich Zweifel an der Eignung der deutschen Schutzgebiete für den Anbau der wichtigeren kolonialen Nutzgewächse geäußert und deshalb vor zu hastigen Schritten bei Vornahme kostspieliger öffentlicher Arbeiten gewarnt wird, erhebt sich jedesmal ein Sturm der Entrüstung im kolonialvereinlichen Lager. Jede Mahnung zu genauer Prüfung der Verhältnisse und vorheriger Untersuchung der natürlichen Vorbedingungen ehe man sich zu großen Opfern für koloniale Zwecke entschließt, wird von den Wortführern wie ein Verrat am Vaterlande behandelt. Man hat sich in ihren Kreisen daran gewöhnt, es als Axiome anzusehen, daß in jeder tropischen Kolonie alle tropischen Erzeugnisse gedeihen und denselben Nutzen abwerfen, sowie daß Bau von Häfen, Docks und Eisenbahnen in menschenleeren, sonnenverbrannten Tropenländern genau dieselben Wirkungen erzielt, wie in den dichtst bewohnten, wohlhabendsten Teilen Europas. Wer daran zu zweifeln wagt, wird als Reichsfeind behandelt. — Dem entsprechend wurde es in den letzten Jahren mit Stillschweigen übergangen, als der keiner Reichsfeindschaft verdächtige, von Staatswegen mit Untersuchung unsrer tropischen Kolonieen betraute Geheimrat Professor Wohltmann Urteile besonders über Ostafrika veröffentlichte, welche höchst nachdenklich stimmen mußten. Es ging nämlich daraus hervor, daß der größte Teil des dortigen Plantagenlands zu Kaffeeland nur dann geeignet ist, wenn ihm Dung zugeführt wird. Wie sollen aber solche Plantagen sich bezahlen, wenn sie bei dem schlechten Stande der Kaffeepreise noch Dungsalze aus Europa beziehen und in ihre Pflanzungen schaffen sollen! Was sollte man ferner zu den deutschen Unternehmern sagen, welche aufs Geratewohl in Ostafrika dutzende von Millionen in Kaffeepflanzungen angelegt haben, ohne sich vorher genau über die Aussichten solcher Unternehmungen zu unterrichten; was endlich zu dem Reichstag, der Millionen für den Bau der Eisenbahn zu Gunsten dieser Kaffeeplantagen ebenfalls ohne jede genaue Prüfung bewilligt hat.

Wie gesagt, kein Angehöriger der kolonialbegeisterten Kreise läßt etwas über die Wohltmannschen Urteile verlauten, da hier mit dem Vorwurf der Reichsfeindschaft nichts zu machen ist. Die Kolonialgegner haben die Wohltmanschen Veröffentlichungen nicht gelesen, und so hat sich bis jetzt die Mythe erhalten, als ob der Kaffeebau in Deutsch-Ostafrika eine glänzende Zukunft habe. Nur Eingeweihte wußten, daß einzelne der Unternehmer in Umsambara in aller Stille sich nach anderen Feldern für ihre Thätigkeit umsehen. Erst jetzt, ganz unvermittelt, wurde seitens des Kolonialvereins selbst der überraschten Welt der Beweis geliefert, wie recht die zweifelnden und warnenden Stimmen gehabt haben.

Am 10. November hat nämlich der Präsident der deutschen Kolonialgesellschaft an den Reichskanzler eine Eingabe gerichtet, welche für die aus deutschen Schutzgebieten stammenden Erzeugnisse wie Kaffee, Kakao, Thee, Mais,

Digitized by Google

Tabak, Gewürze Zollfreiheit oder wenigstens besondere Zollbegünstigungen erbittet. Der Eingabe ist eine Denkschrift beigegeben, deren kurzer, aber deutlicher Sinn ist: ohne staatliche Hülfe kann der Plantagenbau in den deutschen Schutzgebieten nicht fortgesetzt werden! Als Grund werden in den verschiedenen Kolonieen verschiedene Umstände angeführt. In Ostafrika, heißt es, mache die periodische Wiederkehr von Dürren, die mäßige Qualität des Bodens, welche künstliche Düngung erfordere, das Auftreten der Hemileia vastatrix und der niedrige Stand der Kaffeepreise Hülfe erforderlich! Die Zukunft des Kakaobaues in Kamerun wird als gefährdet bezeichnet durch die ungünstigen Arbeiterverhältnisse und die Schwierigkeit der Beschaffung guter Pflanzer. Schwierige Arbeiterverhältnisse, hohe Kosten der Maschinen und Pflanzer und Theuerkeit der Seefrachten werden auch für andere tropische Kulturen in den deutschen Schutzgebieten als hinderlich bezeichnet.

Daß ein derartiges Schriftstück von Freunden deutscher kolonialer Bestrebungen abgefaßt werden konnte, wird vielen Männern unbegreiflich scheinen. Man kann es kaum verstehen, daß seine Urheber sich nicht über seine niederschmetternde Wirkung von vornherein klar geworden sind, und daß sie nicht begriffen haben, daß eine solche Eingabe geeignet sein kann, zum Bruche mit der ganzen bisherigen Kolonialpolitik zu führen. Sind nämlich die darin angeführten Thatsachen sämtlich wahr, steht es wirklich so schlecht mit den wirtschaftlichen Aussichten der deutschen Kolonieen, so ist ihnen überhaupt nicht zu helfen, am wenigsten durch die verlangten Zollmaßnahmen.

Jeder wirkliche Freund kolonialer Politik kann es daher nur mit Freuden begrüßen, daß Hamburg, der an den Kolonieen in erster Linie interessierte Platz, seine Stimme gegen das Vorgehen des Präsidiums der Kolonialgesellschaft erhoben hat. Hoffentlich wird sich die dortige Abteilung des Kolonialvereins nicht mit ihrem kürzlichen Beschluß, daß die Zollbegünstigung der deutschen Kolonialerzeugnisse zu verwerfen sei, begnügen, sondern auch die hier besprochenen Angaben der erwähnten Eingabe an den Reichskanzler näher untersuchen und beleuchten. Es wird sich dabei zeigen, daß die deutschen Kolonieen so schlecht, wie sie darin geschildert werden, doch nicht sind. Daß vielmehr der Hauptgrund der bisherigen Mißerfolge in der Überstürzung und Leichtfertigkeit der meisten dort begonnenen Unternehmungen zu suchen ist. Statt erst im Kleinen Versuche zu machen und die natürlichen Vorbedingungen zu untersuchen, hat man, unbelehrt durch frühere Mißerfolge, immer aufs Geratewohl große Anlagen begonnen im blinden Vertrauen auf den Zufall. Jetzt, wo die Verhältnisse klargestellt und die Gewächse ziemlich herausgefunden sind, die mit Aussicht auf Erfolg zu bauen sind, will man das aufgewendete Geld nicht verlieren, und statt zu neuen Kulturen überzugehen, hofft man sich durch Zollvorteile über Wasser zu halten. Ein solches System wäre allenfalls zu ertragen, wenn es keine weiteren Folgen als den jährlichen Verlust einiger Hunderttausend Mark fürs Reich nach sich zöge. Aber es ist sehr zu fürchten, daß es nicht allein den Reichssäckel schädigen, sondern auch wirkungslos bleiben

Digitized by Google

und dem ganzen deutschen Handel und Gewerbe die schwersten Nachteile bringen würde.

Hier hat man begreiflicherweise in Hamburg zunächst eingesetzt. Die Hamburger Großhandelswelt, die in allen fremden Kolonieen thätig ist, weiß sehr gut, wie unglaublich wenig Nutzen Spanien, Portugal und Frankreich aus dem System der Zollbegünstigung der Erzeugnisse ihrer Kolonieen und der des Mutterlands in letzterem ziehen. Ungeachtet dieser Einrichtung liegen die genannten Kolonieen danieder, ihr Haupthandel liegt in Händen des Auslands und ihre Plantagenunternehmungen kommen zu keiner rechten Blüte. Dabei erweckt die Einrichtung aber immer ein Gefühl der Feindseligkeit und den Wunsch nach Gegenmaßnahmen beim Ausland.

Wie würde sich dieses Gefühl im Ausland steigern, wenn Deutschland, dessen Maßnahmen in allen Gebieten seit Jahrzehnten in der Welt Schule machen und als wohlerwogen und mustergültig betrachtet werden, in die Fußstapfen Portugals treten wollte? Es ist ganz sicher, daß nicht allein allgemein Nachahmung des deutschen Vorbilds verlangt, sondern außerdem Revanche für die angebliche Benachteiligung gefordert werden würde. Nichts Besseres könnte den britischen Imperialisten widerfahren. Bisher widersetzte sich die englische Regierung mit Erfolg ihrem Drängen auf Vorzugszölle für die Kolonieen. Ein Schritt Deutschlands auf diesem Wege würde wahrscheinlich ihren Widerstand brechen und die Rückkehr zu dem in den vierziger Jahren beseitigten Differenzialzollsystem bedingen! Wer kann ermessen, ein wie ungeheurer Schaden Deutschlands Handel und Schiffahrt daraus erwüchsen! Bleibt es doch erfahrungsgemäß in solchen Sachen nicht beim ersten Schritt.

Angesichts dieser naheliegenden Erwägungen hat die Leitung der deutschen Handelspolitik bisher jeden Schritt auf dem vom Kolonialverein gewünschten Wege ängstlich vermieden. In Übereinstimmung mit ihr hat auch der Kolonialrat wiederholt Anträge auf Zollbegünstigung Ostafrikas vor Zanzibar ausdrücklich abgelehnt. Man kann daher nur staunen, wenn verlautet, daß der Antrag der Kolonialgesellschaft bei dem Entwurfe des neuen Zolltarifs bereits Berücksichtigung gefunden habe. Eine solche Thatsache würde die schlimmsten Befürchtungen für unsere handelspolitische Zukunft rechtfertigen, wenn es nicht dem dankenswerten Vorgehen Hamburgs gelingt, rechtzeitig solchen Plänen einen Riegel vorzuschieben. In jedem Falle beweist der Vorgang, zu welchen Folgen eine Art Kolonialpolitik wie die von der Kolonialgesellschaft heut betriebene führen kann, und veranlaßt hoffentlich dazu, daß die unterrichteten und wirtschaftlich erfahrenen Elemente den heutigen kolonialen Wortführern das Handwerk legen.

Ein Patriot.

Digitized by Google

Der Apostel Michael Kramer

Bei Nietzsche giebt es eine Stelle — wenn auch nicht wörtlich, sagt sie doch dem Sinne nach: die Apostelgeschichte sei eine Geschichte von Neurasthenikern, und Dostojewsky wäre der richtige Mann gewesen, sie nachzudichten. Es soll hier nicht untersucht werden, wieviel an dieser Diagnose eines kranken Krankheitsuchers richtig, wieviel daran Selbsttäuschung ist. Es soll nicht gefragt werden, ob Nietzsches Antichrist, die blonde Bestie, wirklich die echte Vision der heidnischen Gesundheit darstellt. Aber Thatsache ist, daß weder ein russischer, noch sonst ein slawisch hingebungsvoller Psycholog den Nietzscheschen Versuch einer Krankengeschichte des Apostletums zu nennenswerter Bedeutung für uns gebracht hat. Und Thatsache ist zweitens, daß dieses Apostletum — um den Ausdruck nicht weiter zu nuancieren — im letzten Jahrzehnt aus ganz anderem Geist wiedererkannt, wiedererforscht und wiedergeboren wurde. Aus bürgerlich protestantischem — freilich nicht protestantisch-gläubigem — aus germanischem Geist. Und zwar durch Gerhart Hauptmann.

Der germanische moderne Christusjünger, ein Uhdesches Bild, schwebt mir bei diesem neuerdings verkannten, geheimnisvoll Großen als innerste Figur aller seiner Gestaltungen vor.

Schon in seinem ersten, als naiv hingenommenen Realismus, schon im „Friedensfest" nimmt sie den Mittelpunkt. Wilhelm kommt in das unglückliche Vaterhaus, um den Frieden zu bringen, einen hohen, aus seiner Kunst, seiner Liebe und — mehr als das — aus vornehmer Menschlichkeit geborenen Frieden. Er scheitert im Irdischen, aber er blickt zur Zukunft empor, als zu einem unerschütterlichen, gottverheißenden Himmel. Der Dichter giebt ihm diese Zukunft. Ein Jahr später läßt er denselben Menschen wiederkehren, denselben und doch freilich anders gesehen: den Zürich durchstreifenden Diefenbachschen „Apostel" in einer ausdrücklich danach benannten novellistischen Studie. Man kennt diese Hauptmannsche Dichtung von 1890 zu wenig, sonst wäre sie wieder hervorgeholt und genannt worden. Sie giebt den Typus in der feinsten, vollendetsten Ausführung. Auch dieser Jünger in der weißen Frieskutte, den Strick auf den Haaren, die Sandalen an den Füßen, auch dieser eitle, innige, hypochondrische Sonderling, der als Feind der modernen Kultur, als Fußgänger und Vegetarier, die modernen Straßen durchschreitet, will den Frieden. Nur hat er überdies die Bewußtheit und die Pose. Den Weltfrieden will er verkünden. Scharen von Kindern und Armseligen sollen ihm folgen. Er ist nicht frei von kleinlichen, trügerischen Gedanken. Aber er fühlt sich nicht minder voll und überzeugt vom Wort eines ewigen Heils. Auch er, der vom Dichter kaltblütig und ein wenig satirisch als „Apostel" gezeichnet wurde, ist ein Kämpfer um einen Glauben. Ein Berufener und ein Auserwählter. Ein Sendbote von moderner Rasse. Ein neuer, subjektiver, germanischer Christ in einer mattherzigen, empfindungslosen Gegenwart.

Und diesem Apostel, in dem ich den Hauptmannschen Typus am plastischsten und objektivsten sehe, folgen andere. In anderen Richtungen

Digitized by Google

des Windes, in anderen Schichten des Lebens. Der Dichter findet sie immer wieder in seiner eigenen Welt. Aus seiner Heimat und Erinnerung und mit dem vollen Realismus ihrer individuellen Umgebung führt er sie vor. Den „einsamen" Sozialökonomen am Mühlsee, der als Opfer einer dumpfen, im alten Sinne gläubigen Familie fällt. Die sterbende Maurertochter, die fiebernd als echt empfindet, was man sie bloß in toten Formen gelehrt haben mochte. Manche andere stärker oder schwächer sich zeichnende Gestalt noch, die man nun nicht mehr schwer erkennen wird. Und die von allen am populärsten gewordene: den Glockengießer Heinrich, der der Sonne einen Tempel errichten will —

„Da bricht das Eis in jeder Menschenbrust,
und Haß und Groll und Wut und Qual und Pein
zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Thränen!

Seine Worte klingen heut überall wieder. Der Aposteldrang des Dichters spricht hier in Versen, die man in der guten gebildeten Gesellschaft bereit war aufzunehmen. Er hat es trotzdem oder gerade deshalb hier am wenigsten verdient. Nun wuchs der Dichter darüber hinaus, nun gab er, vor wenigen Wochen, denselben Typus wieder in neuer Form. Man hat diese Form mißbilligt. Man hat sie im Theater abgelehnt, in der öffentlichen Meinung verhöhnt. Ich halte sie für einen Gipfel der Hauptmannschen Kunst. Michael Kramer heißt jetzt der Typus. Und seine Erscheinung ist diesmal die eines Kunstlehrers und mit der Mittelmäßigkeit ringenden Malers, der in einem von Emsigkeit, Nüchternheit und strenger Bürgerlichkeit erfüllten Breslauer Atelier seinen Erdenplatz fand.

Wiederum also, wie meistens, ist der Hauptmannsche Apostel ein Künstler. Ein Künstler, dessen Verhältnis zur Kunst so sehr gesteigert ist durch Ernst und Empfindungen, daß er sieben Jahre an einem Bild malt, ohne es beenden zu können: an einem Christusbild. Der Himmel der Pfaffen ist es nicht — so bekennt er selbst von seiner Glaubenssehnsucht. Aber irgend etwas Hinanziehendes, irgend etwas von errettender Liebe, irgend etwas, was die Herzen bluten macht „und schlagen zugleich", ist es. Als Künstler symbolisiert er es in einem Christus. Als Mensch verehrt er es vor Allem in seiner Kunst selbst. „Kunst", sagt er, „ist Religion". Aus einem Tier kann sie einen Halbgott machen: zwei Spezies, die man ja beide in der Gattung Mensch vertreten findet. Aus einem leeren Unglücklichen kann sie den Reichsten machen. Aus einem Häßlichen, Unscheinbaren, Menschenverlassenen einen Beethoven. In diesen Empfindungen schwelgt der alternde Michael Kramer wie ein hoffnungsreicher, überschwänglicher Jüngling. Was wäre er ohne seine Kunst! ohne seine Arbeit! Äußerlich ist er ja noch immer ein armer unbekannter Lehrer. Den Professortitel bekommt er erst, da er ihm nichts mehr bedeutet. Im Hause hat er eine brave, ernste, kluge Tochter, der er nichts bieten kann als die Möglichkeit, gleichfalls Malstunden zu geben und zu korrigieren. Und eine Frau, deren enger Welt er selbst für die Ruhestunden sein Atelier

Digitized by Google

vorzieht. Erst seine Kunst macht ihn „zu was“: wenn sie ihm auch noch keine großen Früchte gab, sie giebt ihm Arbeit, Lebensernst. Und in einem Punkt sogar etwas mehr: Hoffnungen. Kramer hat einen Sohn, den hegt er von seiner ersten Kindheit an, den erzieht er für die Kunst: „Ich nicht“ — denkt er — „aber Du!“ Was er bloß kämpfend ahnt, soll diesem Erben gelingen. Und die Anlage verspricht es. Arnold hat das Genie, das der Vater zitternd für ihn wünscht. Er ist der Sohn, der der Glaubenssehnsucht des Vaters einen Richtpunkt, einen Ruhepunkt geben könnte — und dieser Sohn muß verderben, vorzeitig zu Grunde gehen. Er hat die Sprödigkeit und äußerliche Häßlichkeit des Vaters geerbt und nicht auch — der Sohn einer liebloſen Ehe! — den Seelenfrieden, der ihn darüber hinausheben könnte. Nicht die Arbeitsnatur. Nicht das heilige beglückende Pflichtenbewußtsein auch in der Kunst. In das Haus des Apostels bringt er den Unfrieden, das Drama, zum Schluß freilich eben damit die seelische Steigerung und Läuterung. Der Vater sitzt an der Leiche des Sohnes und liest mit religiöser Inbrunst, wie auf diesem toten Gesicht eines Künstlers alle Rätsel, alle Widersprüche geklärt sind. Wo die Andern und er selbst früher nicht begriffen, begreift er jetzt. Und Jenen, die den Unglücklichen in den Tod getrieben, gelten die Worte: „Ihr thatet dasselbe dem Gottessohn! Ihr thut es ihm heute wie dazumal.“ Durchs offene Fenster hört man leise Abendglocken.

Mit dem Ausbruch eines übervollen Herzens, aber im reinen Frieden schließt das Stück. In einem sabbathlichen Frieden. Wer den nicht empfindet, empfindet das ganze Werk nicht. Wer den Gott nicht sieht, dessen hier gedacht wird, der trete nicht ein. Kramer ist freilich nicht der Heilige, dessen Glauben man sofort kennen und lieben mag. Seine Schüler selbst in der Kunstschule konnte er, der unliebenswürdige, strenge, verschlossene Mann mit dem Pathos in zerrissenen, knurrenden Sätzen, abschrecken. Nur wenigen war es wie ein Rauschen des Frühlings, das aus diesen Worten tönt. So auch jetzt im Hauptmannschen Stück. Ein widerstrebendes Milieu umschließt den Apostelttypus hier und giebt ihm seltsame Formen. Er ist in einem bürgerlich engen Leben gefesselt, aus dem ihn sein unausgeglichenes Talent nicht befreien kann. Da bleibt ihm nur Eines: er erfüllt dieses sein bürgerliches Leben selber mit Gott, seine Arbeit durchtränkt er mit ihm, seine Pflichten, seine Alltagsumgebung und sogar sein Unglück. Etwas Christliches im Ursinn liegt in dieser alltagserfüllenden, mehr diätetischen als moralischen Bravheit nicht. Aber etwas Christliches in modifiziertem Sinn: Protestantisches — oder, wenn man weiter zurückgehen will, Jüdisches. Etwas, worin sich Evangelium und Leben unmittelbar zu verbinden suchen. Etwas von Sentimentalität in jedem Wort, der doch Tüchtigkeit und Gehaltenheit ausgleichend gegenüberstehen. Eine Stimmungseligkeit und Friedenssehnsucht, die nicht aus der kleinen Welt flieht, sondern sie in allem überglänzt. Solche Regungen findet man in der That vor allem in der häuslichen, idyllischen Frömmigkeit der europäischen Juden, und es wird nicht gezwungen wirken, wenn ich wie in einem unterirdischen Zusammenhang eine dafür charakteristische andere Figur mit Michael Kramer

Digitized by Google

verbunden sehe: den in Kunstsehnsucht wie in einem schwärmerischen Gottesglauben schwelgenden jüdischen Kaufmann Krebs, den Onkel der Hirschfeldschen Agnes Jordan. Aber dieser Vergleich enthüllt anderseits auch sofort den Kontrast. Kramer ist kein jüdischer Schwärmer, trotz verwandten Zügen, sondern ein germanischer Proffessor. Eine kernige Kapellmeisternatur — wie man ihn mit Beispielen der Wagner-Bülow-Gemeinde charakterisieren könnte. Ein Kerl, der angesichts des Todes — man kennt das Böcklinsche Bild — das Weinglas zum Anstoßen hebt.

Es läge ja nahe, im Aposteldrang nicht nur Kramers, sondern aller seiner Hauptmannschen Brudergestalten, wie in dem der ausgesprochen semitischen Dichtungen unserer Zeit, einen jüdisch-christlichen Empfindungsniederschlag zu sehen. Aber ich glaube, daß man bei Hauptmann damit grade das Entscheidende verwischen würde. Einen Gott hat ja schließlich auch der Heide, nur schafft er sich ihn und verehrt seine eigene Schöpfung. So Michael Kramer. Und so endlich der Dichter selbst, der ja naturgemäß noch unbefangener ist als eine Figur seiner eigenen Dichtung. Er begreift dessen Sehnsucht, aber an Kraft steht er darüber. Er predigt kein Gottesreich — er gestaltet bloß den Prediger, und das Gestalten ist im Grunde selbst etwas Heidnisches, wenigstens, wenn es so stark, so blühend wird wie bei diesem Dichter. Er giebt plastische Figuren, abgeschlossene Situationen und ein in sich selber vollendetes Stück Leben, das seine eigene Sprache spricht. Freilich, je glänzender er gerade diese bildnerische Kunst beherrscht, desto weniger, scheint es, wird er gewürdigt. Man liebt es ja noch immer in unseren Theatern, nur Intentionen zu suchen und sonst nichts. Der Dichter, so will man, zeichne nicht nur die Züge, die er zeichnet, er kommentiere sie auch: das Herbe als „herb", das Halbgroße als „halbgroß", das Feine als „fein". Zu gestalten und sein Werk aus sich selber wirken zu lassen, möchte man ihm versagen. Und wenn man ein solches Werk findet — wie eben im Künstlerdrama Michael Kramers — verdirbt man sich selbst den Genuß daran. Man spricht von „Schwächen", das Unsterbliche darin sieht man nicht. Wie überzeugend wächst hier aus den unscheinbarsten Mitteln eine eigene Welt! Aus einem Dialog, der nie über die sparsamste Natürlichkeit der Mundart hinausgeht, bauen sich Stimmungen und Konflikte: in einem gedrückten Bürgerzimmer zuerst, wo Arnold Kramer des Morgens mit seiner Mutter hadert, in einer rüden, bierulkigen Gesellschaft, wo ihn die zufällige Form seines Untergangs überrascht, und endlich in der Nische einer Künstlerhausung, wo aus der gepreßten, spröd artikulierten Totenklage eines Vaters die Größe eines Verkünders ragt — eines Apostels. Ihr habt ihn nicht hören wollen, ihr habt ihn nicht verstanden. Aber sein Wort verfliegt nicht.

Wien Alfred Gold

Digitized by Google

Aus Darmstadt II

In längerer Pause haben wir der Weiterentwickelung der Darmstädter Koloniebauten zugesehen und den Geist, der aus ihnen arbeitet, beobachtet. Diese Bauten nun scheinen lang gehegte Wünsche im großen Ganzen erfüllen zu wollen; indes je weiter man sie gedeihen sieht, desto größer wird unsere Begehrlichkeit, mehr, viel mehr zu bekommen, als dieses Dutzend größerer und kleinerer Häuser, in welchen wir von Tag zu Tag mehr nur einen Anfang zu künftigen Thaten erblicken können.

Anstatt der staunenden Mitwelt kund zu thun, daß der Eine aus seinem Hause einen Farbentriumph macht, während des Andern Haus feierlich, des Dritten Bau behäbig „empfunden" ist (lauter viel gebrauchte Redensarten, die mehr oder weniger auf ergebensten Personenkultus hinauslaufen —), statt dessen wollen wir einmal an unserem geistigen Auge vorbeizeihen lassen, was bisher geschehen ist, um daran Forderungen zu knüpfen, die sich mit der Zeit als unabweisbar von selbst ergeben werden.

Man hat vor jetzt etwa anderthalb Jahren einige Künstler nach Darmstadt berufen, teils sehr junge Leute, die kaum dem Schulstudium entwachsen waren, also noch nichts geleistet hatten, bei denen vielmehr nichts übrig blieb als abzuwarten, ob sie in Zukunft etwas leisten würden; teils wieder andere, denen Routine die unzweifelhafte Gunst des Publikums erobert hatte. Teils hat endlich der Landesherr unter Umgehung der bis dahin erfolgten Ratschläge den Rest der nun sich ergebenden Siebenzahl der Koloniemitglieder aus eigenem Gutdünken berufen. Und dabei ist er offenbar am besten beraten gewesen. Das ist kein besonderes, kein unterthäniges Kompliment gegen den Fürsten, sondern der Augenschein des bis heute Geschaffenen lehrt das. Sind alle diese hier Versammelten wirklich die Einzigen gewesen, die das Sehnen, die Wünsche und ringenden Bestrebungen der vielen Sehenden, die es gut meinen mit der Kunst, verwirklichen könnten, in Thatsachen umzuschmieden vermöchten? Gab es keinen Anderen mehr im großen deutschen Reiche und im Auslande, der durch sein ganzes künstlerisches Thun und Verhalten unbedingte Gewähr geleistet hätte, daß die ursprünglich wohl sehr allgemeinen Ideen des hessischen Landesherrn nicht sofort und ganz selbstverständlich noch erweitert und intensiv vertieft werden würden? Nach alledem wie's heute um die Kunst (bleiben wir allein bei der deutschen, der einheimischen Kunst) steht, konnte es sich bei den Darmstädter Berufungen nur um die Lösung allerwichtigster Kulturaufgaben handeln, und ob dazu Illustratoren und Möbelzeichner, desgleichen zwanzigjährige Jünglinge die geeigneten Kräfte aus eigenem Antrieb, aus eigener Intelligenz seien, darüber ließe sich mit Dem rechten, der die ersten Vorschläge für diese Berufungen gemacht hat. Weiten Blick, große Ziele, überhaupt nur Verständnis für das Wesen des Begriffes Kunst haben jenem Ratgeber ebenso fern gelegen, wie auch nur die dämmerigste Ahnung über die Mittel, die zur praktischen Besserung unserer künstlerischen Unkultur nötig sind, trotzdem er munter mit geblähten Segeln auf dem

Digitized by Google

Ozean von Tinte einherfährt, der im Interesse der deutschen Kunst der Gegenwart und Zukunft schon die bekannte Rolle gespielt hat.

Es schien ein Danaidenfaß zu sein, was die Männer der Feder und des besten Willens zu füllen versuchten; da jetzt auf einmal läßt sich eine Stelle erkennen, an der sich fester Boden bildet, und da gehören rüstige, vorwärtsschreitende, zwar junge, doch schon bewährte Leute hin, um die Stelle zu befestigen und zum Ausgangspunkt neuer Arbeit, zur Operationsbasis für die Trockenlegung des schier bodenlos gewordenen Sumpfes zu machen. Auf unsicherem Grund, im trägen Sumpf bleibt allerlei schillerndes Kraut, das erfreut und lockt, das reizt zum Besitz, aber schnell wie es emporgeschossen in den abenteuerlichsten Formen und Farben, verwelkt es gepflückt in der heißen Hand. Und so treffen wir heute üppiger als je gewuchertes Kunstunkraut, das sich auf die Dauer nicht als echt und haltbar erweisen wird, so sehr es dem flüchtig Hinschauenden die langersehnte Besserung zu sein scheint. Es ist nichts damit, es ist nichts. Der Fabrikant hat sich seiner bemächtigt mit einem Aufwand an Intelligenz, der einer besseren Sache würdig wäre, und der Handwerker hat kein Teil daran. Aber auf den Handwerker kommt es heute an. Auf den kleinen Arbeiter, der in seiner Werkstatt selber feilt und hobelt, sägt und hämmert, gießt und ziseliert. Der kleine Handwerker aber ist der Mitarbeiter jetzt auf der Mathildenhöhe, dort hat er Gelegenheit zu beweisen, ob er der Künstler zu sein vermag, der der Vorfahr in seinem Gewerbe einst gewesen ist. Und es ist lehrreich zu beobachten, mit welcher Mühe auch dem Intelligenteren Vorurteil um Vorurteil, Gedankenlosigkeit um Gedankenlosigkeit von Fall zu Fall abgerungen werden muß, um an deren Stelle ganz allmählich den Begriff des Künstlerisch-individuellen zu pflanzen, der uns aus den gewerblichen Arbeiten verflossener Jahrhunderte als etwas viel Selbstverständlicheres entgegentritt. Früher waren die heute leider getrennten Begriffe Gewerbe und Kunst viel mehr eins, als sich ein hoher Adel und ein verehrtes Publikum überhaupt träumen lassen; früher stand auch das Publikum in einem ganz anderen Verhältnis zur Kunst, die Kunst gehörte dem Volke in ihren reichsten wie in ihren bescheidensten Äußerungen. Aber früher gab es nicht, wenigstens nicht in den besten Zeiten und auch nicht in dem Maße, was es ihn heute giebt: Personenkultus und Namenkultus, unter dem wir so sehr leiden. Heute wird nur die Malerei als wirkliche Kunst angesehen — und sei sie noch so jämmerlich. Was darüber ist, ist zweite Klasse, rangiert sicher hinter der „hohen Kunst". Wer das Bild gemalt hat, muß man wissen, und wer seinen Namen recht oft zu nennen versteht, der ist der große Mann. Ein Jeder ist nur bestrebt sich selbst zu dienen, sehr selten dient Einer einer Idee. Wird die Darmstädter Kolonie, so wie wir sie jetzt kennen, durchaus im Dienste einer Idee aufgehen? Die Frage wiegt schwer und sie ist entscheidend für das gedeihliche Fortführen eines Werkes, welches unter günstigen äußeren Bedingungen gut zu beginnen scheint. Bieten doch die Arbeiten auf der Mathildenhöhe als Anfang einer neuen Blütezeit der Kunst in ihres Wortes ausgiebigster Bedeutung einen erfreulichen Anblick.

Digitized by Google

Ein großes Arbeitshaus mit acht Ateliers, Festraum und Wohnungen, Bädern, Fechtsaal und einer Menge anderer Räumlichkeiten, acht Wohnhäuser und eine Anzahl nur für die diesjährige Ausstellung bestimmter Gebäude bilden da oben eine kleine Stadt, ein Villenviertel würde man sagen. Und zwar eins von ganz besonderem Reiz. Worin liegt nun dieser Reiz? Wir empfinden ihn unfehlbar, und er hat seine Ursache darin, daß jedem der künftigen Besitzer, die ja bekannt und die Besteller sind, soweit sie nicht selbst bauen, sein Wohnhaus, wenn man so sagen darf, auf den Leib geschrieben ist. Jeder Bau schmiegt sich der Individualität des Besitzers an. Jeder hat die Räume, die er für seine individuelle Lebensführung braucht, und diese Räume geben dem Äußeren das moderne Gepräge. Zwei von der Kolonie bauen ihre Häuser selbst, und einer von den zweien baut auch alle übrigen — damit stellt er sich in den Dienst einer Idee. Da dies aber in solchem Umfange geschieht, da der Baumeister die Kraft und Energie hat, das wahrlich nicht kleine Ganze in dreizehn Monaten zu bewältigen und noch mehr obendrein, da giebt er den Beweis, daß er wohl das geeignete Instrument scheint, alle jene seit Jahren gewünschten, ersehnten, geforderten Reformen, all das Neue, das Eigenartige, das Unerhörte zur Thatsache zu machen. Was wir bereits sehen, ist nur ein bescheidener Anfang, kann nur der erste Schritt sein. Zunächst haben wir nur eine Gruppe sehr individueller Häuser gefunden. Ganz gut. Aber das genügt nicht. Wenn z. B. alle die Handwerker, mit denen man jetzt alles durchaus studiert mit heißem Bemühen, nach vollbrachter Arbeit wieder in ihren alten Schlendrian zurückfallen, oder wenn das Feuer künstlerischen Ehrgeizes wirklich in ihnen weiterbrennt, sie aber infolge der unerquicklichen Verhältnisse in der Lehrlingserziehung keinen Nachfolger finden, der verständnisvoll das ihnen eigentümlich gewordene Individuell-künstlerische ihrer Werkstatt weiterpflegen könnte, ja — dann ist schon wieder Stillstand da, dann hat Weiß einen Bauer verloren, ein unscheinbares Werkzeug im Spiel, und manchmal doch ein einflußreiches. Wo ist nun das Koloniemitglied, das sich mit weiser Überlegung der Bauern seiner Partei annähme? — das selbstverständlich und freiwillig den oder die Anderen entlastet, wenn andere Aufgaben sie festhalten? Die Aufgaben aber drängen gar bald einander von selbst. Haben wir erst erlebt, daß — um nur eins herauszugreifen — Künstlerschaft, Lebensfreude und Intelligenz ein Speisezimmer wesentlich anders gestalten können, als indem man einen Tisch mitten hinein und Stühle darum stellt, ein Buffet hineinsetzt und darauf Zinnkrüge und Majoliken mit Sprüchen; haben wir erst erlebt, daß uns das Beispiel einer völlig neuen Idee den endlosen Weg zu tausend und abertausend wieder neuen Ideen zeigt; — sind wir angeregt und kommen durch die Praxis allmählich dahinter, daß ein Fenster durchaus nicht immer die heut übliche Gestalt haben muß, um einen Raum günstig, ja manchmal günstiger als heute zu beleuchten, und was derart mehr ist, dann sind wir vielleicht aufmerksamer auf den Schnitt und Sitz, die Stoffe- und Farben der Kleidung, sehen wohl auch gelegentlich einmal die durchschnittliche Abscheulichkeit unserer Theater —

Digitized by Google

und dann wird allmählich sich das Bedürfnis nach Besserem, Einfacherem, Schönerem einstellen. Dann wird man mit Freuden, nicht mit Skepsis den Bau eines neuen Theaters begrüßen, und das neue Haus wird neue Dichter so zu Worte kommen lassen, wie es ihren Werken not thut. Nächstes Jahr wird man hier das Theater bauen; wird dann der Baumeister unter seinen jetzigen Genossen die stillen Mitarbeiter finden, die ihm auf unzähligen anderen Gbieten gleichwertig zur Seite stehen? —

Die Ausstellung selbst wird viel Gärtnerei enthalten. Es ist sehr die Frage, ob junge Leute, die Möbel zeichnen und das Material dabei vergewaltigen, imstande sein werden, die ganze gärtnerische Anlage — und die ist nicht klein in diesem Falle — in die Hand zu nehmen.

Es fragt sich auch, ob man imstande ist, ganze Mappen voll Vorsatzpapiere, die künstlerischen Wert haben, unter so guten Bedingungen für die Allgemeinheit zu verwerten, oder aus der Idee zu neuen Poterien die letzten Konsequenzen der Herstellung und Verbreitung, mit all ihren Versuchen, Experimenten und Mißerfolgen zu ziehen, daß man damit einen Schritt auf dem Wege zu der heute so oft zitierten „Volkskunst" thut, der somit einen Kulturfortschritt bedeutet!

Wir haben unser heutiges Empfinden und unsere heutigen Mittel einzig und allein in den Dienst der Zukunft zu stellen. Der Zukunft gelten die Ideen, von denen wir jetzt die ersten Proben geben können, und rastlos müssen wir für die Zukunft arbeiten. Wir haben ja gerade so ein schönes volles Jahrhundert vor uns, es ist ein Genuß, sich seiner annehmen zu dürfen. Und man darf es in Darmstadt, der Fürst sogar, ein deutscher Fürst erlaubt, wünscht die Kunst des neuen Jahrhunderts zu wecken um ihrer selbst willen. Nicht durch schulgemäße Belehrung, nein, durch die lebendige Kunst selber, ohne Schulmeister und ohne Unteroffiziere, man bedenke.

Daß der Landesherr sich von vornherein mit den in Rang und Ämter eingeschachtelten Persönlichkeiten seiner Regierung auf dem Gebiete der Kunst in Widerspruch gesetzt hätte, ganz gleich, welcher Weg gewählt worden wäre, wird Niemandem unbegreiflich erscheinen. Und daß er sich nicht darum gescheert hat, wird Jeder anerkennen. Aber: die Welt ist weit und das Wesen der Kunst kennt keinen Unterschied der Nationen und Völker, denn wo sie wirklich und echt in die Erscheinung tritt, beruht sie auf Geschmack. Da wäre es nun ganz gleich gewesen, ob die Verwirklicher seiner Ideen aus England gekommen wären oder aus Italien, aus Frankreich oder Amerika. Überall regt es sich doch, überall wird versucht, mit Verständnis die Kunst zu heben, zu hegen und zu pflegen. Individuen, die besonders dafür befähigt sind, giebt es überall. Überall auch Persönlichkeiten, die edel denken und sich einer großen Idee dienstbar machen ohne Hervordrängen ihres Namens. Da hätte man Umschau halten müssen, vorsichtig wägen und prüfen, und wenn es 1899 nicht geklappt hätte, dann wars ein Jahr oder zwei später. Es wäre nichts verloren gewesen, denn der deutsche Fürst, der solche Pläne hegt, ist nur einmal da. Er ist durch seine Person und seine Stellung der sichere Hintergrund,

Digitized by Google

die feste Brandmauer, der sich jeder anvertrauen kann, den er beruft. Und wenn hundert Leute auf eigene Faust das Beste versucht hätten, während er vorsichtig noch einige Jahre sondierte, um die allerfähigsten Mitarbeiter zu gewinnen — so schnell und definitiv wäre Niemand zum Ziel gelangt, daß *sein* Warten eine Überflügelung seiner Ideen hätte werden können. Im Gegenteil, seine Bestrebungen hätten — möglicherweise — schon ein leichteres Arbeitsfeld gefunden.

Ist er sich nun aller der Perspektiven bewußt gewesen, die sich jetzt während der ersten Arbeiten schon aufthun, als da sind: Künstlerische Neubelebung des Handwerks, Reformation von Schulen, künstlerischer Städtebau, Anlage von Museen und was alles hiermit zusammenhängt *bis zur Schaffung eines Kunstministeriums* — oder sind die ersten Berufungen nur ein allgemeiner generöser Versuch gewesen? Wir wissen es nicht.

Jedenfalls taucht, wenn wir die Aufgaben für die Zukunft mit den hier versammelten Kräften vergleichen, immer wieder die bange Frage auf: Wird die heutige Kolonie den Aufgaben gewachsen, wird sie sich ihrer überhaupt bewußt sein? Definitiv beantworten läßt sich das erst nach der Eröffnung der Ausstellung. Vorher ein Urteil zu fällen, wäre unbillig — man sieht bis jetzt zu ungleichmäßige Arbeitsmengen. Fast scheint Einer alles zu machen, aber gewiß haben alle gleichmäßig viel und Gutes heute noch in ihren Werkstätten versteckt, um den Wartenden im nächsten Mai umso angenehmer zu überraschen. Und wenn dies — ja, werden dann die vereinten Kräfte an der Erziehung des Handwerks weiterarbeiten, werden Alle von demselben Gedanken an eine große Zukunft beseelt sich unerquicklichsten Aufräumungsarbeiten auf allerlei Kunstgebieten unterziehen? Oder werden sie den Schatten eines Lorbeerblattes suchen und dort behaglich Aufträge entgegennehmen? Möglich kann auch dieses sein, aber dann kann die erste Kur am krankenden Handwerk fehlschlagen, und statt daß die künstlerische Individualität jedes einzelnen Kleinsten ausgeprägt und gesundes Empfinden gepflegt wird, kann falsche Originalitätssucht Platz greifen; dann fällt der Handwerker auch wohl in seinen alten Trott zurück, die Gewerbeschüler zeichnen weiter die nie verstandenen Gipse antiker Provenienz ab, die Säle des Kunstvereins haben nach wie vor ihr früheres stillvergnügtes Stammpublikum, und die adeligen Frauen und Jungfrauen sticken, malen, brennen und schnitzen kerb — ganz wie früher.

Vielleicht müssen dann die Leute von heute anderen Platz machen, die den Geist, der hierher paßt, anders erfaßten, und jene gehen grollend von dannen, indem sie Jedem, der es hören will, erzählen, wie schlecht die Welt sei. Aber fürwahr, für Jeden müßte es eine Ehre sein, sich an gemeinsamer Arbeit hier zu beteiligen; es liegen so viele Felder zum beackern da — und wäre es heute wirklich nur der Ehre wegen und im Dienste einer großen Sache, der materielle Lohn bleibt da morgen nicht aus. Nur kurzsichtig soll man nicht sein.

Darmstadt Chr. Ferdinand Morawe

Digitized by Google

Von einem stillen Manne

Als der selige Berthier inmitten der Auflösung und des Erfrierens der großen Armee noch immer seine Tagesbefehle auszugeben hatte, vollzog er dies so bis ins Detail hinein, als ob alle die von ihm angezogenen Regimenter weiter auf dem Marsche wären, anstatt wie in Wirklichkeit, nur noch in zerrissenen Kompagnieen übrig zu sein. An diese Tagesbefehle erinnern jetzt unwillkürlich die täglichen Berichte über unseren Börsenverkehr. Höchst gewissenhaft wird in ihnen die jeweilige Tendenz beschrieben, deren angeblich ganz bestimmte Ursachen, wie etwa festes New-York oder ungünstige Berichte über deutsche Walzeisenverbände oder der kommende (!) Kanal; nur Eines wird dabei geflissentlich übersehen, daß es gar keine Börse mehr bei uns giebt. Denn ein großer Markt besteht doch nicht in dem betreffenden Platze, mit einem stilvollen Gebäude darauf, sondern in dessen ernsthaftem Geschäft. Die stolzen Kreise aber von ehemals, welche in Banken, Baugewerben, Bahnen, Industriewerten und fremden Renten zu handeln pflegten, sind nicht weniger traurig zusammgeschmolzen, als jene napoleonischen Regimenter einst in Rußland.

Es ist wichtig, sich über diese Thatsache nicht durch Berichte hinwegtäuschen zu lassen, die nun einmal ihre alte und veraltete Form unmöglich aufgeben können. In welcher Weise sollten auch die Zeitungen ihre unverändert langen Meldungen über unseren täglichen Börsenverkehr rechtfertigen, wenn sie wahrheitsliebend das Postskriptum stets beisetzten: All das Obengesagte bezieht sich nur auf geringfügige Umsätze, die für einen ganzen Monat aufaddiert, auch nicht annähernd den Umsatz von ehemals eines einzigen Mittags erreichen würde! Ebenso haben unsere Kommissionshäuser just kein brennendes Interesse daran, ihre Kundschaft über den Todesschlaf der Börse in laufender Kenntnis zu halten. Diese Mittelfirmen, welche gegenüber den alles verschlingenden Banken, noch das einzige lebensfähige Element in unseren öffentlich abgehaltenen Effektengeschäften darstellen, lenken heute sachte zu fremdländischen Aufträgen hinüber; nach jenen amerikanischen Shares, bei denen wenigstens bisher noch niemals ein natürlicher oder künstlicher Rückschlag ausgeblieben ist. Sie raten ihren „Leuten“ hierzu, indem sie wohlweislich die Wiederkehr der Spekulationen in heimischen und schon deshalb etwas besser zu übersehenden Papieren keineswegs als ausgeschlossen hinstellen. Sprießt doch immer wieder die merkwürdige Hoffnung bei uns hervor, auf baldige Milderung des Börsengesetzes. Die Hochfinanz glaubt noch daran, weil sie einen Irrtum sogar sich selbst nicht eingestehen möchte, und wiederum die Kleineren schwören auf die vorzüglichen Informationen ihrer Großen. Und dennoch ist es so leicht, die Nichtigkeit all solcher Hoffnungen aus dem gleichen Grunde einzusehen, wie etwa das Thörichte des Gerüchtes, daß Herr Dr. Georg von Siemens preußischer Finanzminister werde, nämlich an der Hand der Zusammensetzung unserer Parlamente. An dieser brutalen Thatsache zerschellen aber alle derartigen Wünsche!

Wie verhalten sich aber unsere Großinstitute zu der allgemeinen Börsenlethargie? Denn das sind doch Bankenbazare geworden, auch wenn sie kein Meer von Licht ausgießen, gegen welche Wertheim oder Tietz erst einen kleinen Anfang nehmen konnten. Diese unsere bedeutendsten Banken nun waren gerade auf dem äußerst mühvollen Wege, das deutsche Kundengeschäft an sich zu reißen, welche Vereinigung mit dem Finanzierungs- und Depositenwesen dem modernen Prinzip einer Arbeitsteilung wenig entspricht, als ihnen jenes Reformgesetz zu unerwartet zu Hilfe kam. Am raschesten begriffen wurde die neue Situation von den Leitern der Deutschen Bank, welche unter Ausblick auf das Schwinden des Provinzgeschäfts zu gunsten Berlins, sofort weitere Kapitalserhöhungen planten. Ihre Genossinnen kamen nach und so war eigentlich noch bevor unsere industrielle Konjunktur eintrat, der Panzerzug unserer Großbanken, ich meine deren Schutz mit genügenden Baarmitteln, fertig zur Stelle. Was aus dieser Übermacht entstanden ist, war schließlich die Schlange, die sich in sich selbst verbeißt. Mit ihren zunächst reichen Kapitalien unternahmen es jene Berliner Gewaltigen, das Publikum fortan ohne Vermittelung des Zwischenbankiers, sowie vor allem der Börse, mit den neugeschaffenen Aktien

Digitized by Google

aller Art anzufüllen; da sie deshalb auch alle die notwendigen Vorlagen von nun an selbst zu machen hatten, so haben sie jetzt das Vergnügen, auf Effektenbestände zu blicken, die, einerlei, ob diese für eigene oder Kundenrechnung laufen, doch wahre Bleilasten vorstellen. Zwar können die Vorschüsse im Kontokorrent mit den Fabrikunternehmen, jetzt in 4½ prozentige Obligationen, konsolidiert werden, allein diese Erleichterungen bedeuten nur wenig gegen die starke Unverkäuflichkeit jener Effektenbestände.

Sollten die bevorstehenden Jahresabschlüsse ganz reinen Wein einschenken, anstatt unter Kreditoren und Debitoren alle möglichen stagnierenden Beziehungen zu unsern kaufenden oder spekulierenden Volksschichten abzuthun, so würde der ganze Umfang dieser wohl einzig dastehenden Verlegenheit bald zu übersehen sein. Indessen unsere Aktien leben beständig unterm Beile, — dem Kurszettel, und somit fehlt zu einer ganzen Offenheit an allen Stellen der Mut. Diese Verlegenheit ist soeben einzig dastehend genannt worden, weil Deutschland doch inmitten der Baisse seiner Dividendenpapiere, sowie der starken Abschwächung seines industriellen Aufschwunges, weit entfernt von den Verhältnissen des 1873er Krachs bleibt. Ein Schwindel wie damals liegt garnicht vor, und es bedurfte kaum erst der Versicherung jetzt der Essener Handelskammer, die ja im Brennpunkt unserer lebhaftesten Großgewerbe steht, wonach die allgemeinen Grundlagen heute vielleicht als gesünder anzusehen seien, wo auf allen Gebieten die Übertreibung aufgehört habe. Und dennoch keine stärkere Möglichkeit, jene Legion der verschiedensten Aktien auch nur zu den so stark gesunkenen Kursen anzubringen. Als kürzlich die Werte gewisser Pfandbriefbanken jählings aus der offiziellen Notiz verschwanden, konnte sich doch darin sofort ein offener Markt etablieren. Und ebenso hätten die abnormen Rückgänge, selbst unserer besten Aktien, die Kauflust hierfür gerade sehr lebhaft gestalten müssen. Allein die Organisation der Börse ist verloren gegangen, es fehlen jetzt fast alle jene Apparate, welche früher zur Aufnahme von sinkenden, aber im Ganzen guten Papieren aufs regelmäßigste und ohne besondere Kunststücke funktionierten. Äußerlich hat das unser Reformgesetz verbrochen, im Innersten dagegen eine Handvoll Bankendirektoren mit dem ihnen eigenen Eroberungssinne.

In solcher Weise haben unsere Großinstitute sich ihre beste Rückzugslinie abgeschnitten, und nun, da sie die Vorschnelligkeit ihres Aberglaubens büßen, unsere altbewährte Börse im Bankwesen entbehren zu können, versuchen sie durch etwaige legislative Milderungen nicht ihr Unrecht wieder gut zu machen, — bewahre! — sondern der Börse eine neue Stimulanz zu verschaffen. Eine Stimulanz, welche die Käufer von ehemals zurückbringe, selbst bei noch niedrigeren Kursen als heute. Welche Täuschung! So lange nicht ganz ehrlich die Vermittlung der Börse in ihrem alten Umfange wieder angerufen wird, wird es doch einfach an Menschen und auch an Vermögen fehlen, den Großen den Gefallen zu thun. Der Zwang der Nahrungssorge treibt unzählige Intelligenzen andern Berufen entgegen, ganz gleich, ob auch diese schon übersetzt sind. Und ohne Intelligenzen, ohne jene merkwürdige Kombination von Scharfsinn und Schnellkraft geht es dort nun einmal nicht. Wozu haben es denn auch nur unsere kleineren Spekulanten, sowie der Makler nötig, den Diener einiger Banken zu machen? Längst haben sie sich in London bei einem oder mehreren, oder gar vielen Brokers den nötigen Kredit verschafft, sodaß an der ganzen Hausse in amerikanischen Eisenbahnaktien der Berliner Platz seinen überaus großen Anteil hat. Nimmt man nun noch unser eigentliches Publikum hinzu, das ebenfalls seit Monaten fast nur mit London handelt, so werden die Gebühren, welche an Courtagen, Provisionen, Stempel etc. etc. von Deutschland ins Ausland fließen, mit vielen Millionen eher zu niedrig geschätzt sein.

Das hätte unterbleiben können, wenn nicht unsere diesbezüglichen Gremien schon vor Jahren die übliche Scheu gehabt hätten, eine Reihe großer amerikanischer Shares zu den damals noch ganz niedrigen Kursen bei uns einzuführen, und wenn nicht wie gesagt in den guten Zeiten derartig auf die Börse gedrückt worden wäre, daß sie in schlechten für den Verkehr in heimischen Aktien durchaus versagen mußte. Jene Zaghaftigkeit übrigens betreffs der Shares erinnert an die unüberwindliche Abneigung bei uns gegen die Ausgabe von zwanzig Mark-Aktien, ohne die eine

Digitized by Google

nachhaltige Inangriffnahme der südafrikanischen Goldminen-Industrie von vornherein unmöglich war. Obgleich nun unsere Hochfinanz die Reichsregierung rasch davon überzeugen konnte, daß es mit den Kapitalien zahlreicher deutscher Millionäre in Transvaal noch keineswegs gethan sei, so hat doch dieselbe Hochfinanz damit durchaus noch nicht die Verantwortlichkeit übernehmen wollen, die Ausgabe von zwanzig Mark-Aktien zu empfehlen. Unsere Bureaukratie hatte Angst vor einer solchen Volksbeteiligung an einer doch von allem Volk auf den Schild gehobenen Unternehmungspolitik und — Herr Dr. v. Siemens hatte ebenfalls Angst, wie er selbst in einer Reichstagsrede vor einigen Monaten, allerdings reumütig, zugestand. Inzwischen haben uns die Engländer die besten Stücke vorweggenommen, was natürlich wieder schändlich war.

Nur zu berechtigt ist die Furcht, daß unsere leitenden Bankmänner an dem, was der Börse aufhelfen könnte, verblendet vorübergehen. Dieser Mangel an Fernsicht, oder vielmehr: Nahesicht hat sich jetzt schon wiederholt erwiesen. So z. B. bei der Überredung Miquels damals, seine großen Anlehen wiederum doch dreiprozentig auszugeben, wozu der Anlagemarkt garnicht disponiert war, sowie vor noch nicht Langem bei dem anscheinend festen Beschlusse der Berliner Stempelvereinigung, nur mit solchen Firmen zu handeln, die sich ins Firmenregister eintragen lassen würden. Der letztere Beschluß brach bekanntlich so gründlich zusammen, daß man dabei sogar von einer Blamage sprechen kann.

Entweder also die Börse ist notwendig und dann thue man auch etwas für sie, d. h. man wende ihr all das willkürlich Entzogene wieder zu. Oder sie ist überflüssig, alsdann brauchten ja gerade die Bankenkreise ihr Dahinschwinden nicht so demonstrativ zu beklagen, wie dies jetzt gegenüber den Unbilden des Reformgesetzes des öfteren geschieht.

Einstweilen ist aber die Börse ein stiller Mann!

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Mönckeberg, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 18 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

B. Behr's Verlag (E. Bock) Berlin W 35.

Kürzlich erschien:

Friedrich Hebbels Briefe

Nachlese in zwei Bänden.

Preis: geheftet Mk. 8.—, gebunden Mk. 10.—
Für Subskribenten auf Hebbels „Werke":
Mk. 5.—, bz. Mk. 7.—

Christl. Welt:
„Den Hebbel dieser Briefe muss man lieben."

Tägl. Rundschau:
„Seinen Schwerpunkt findet das zweibändige Werk in den Briefen Hebbels an seine Frau, und ist es nicht zu viel gesagt, wenn man im Hinblick auf diese Briefe des deutschen Dichters die vorliegende Sammlung derjenigen der **Briefe Bismarcks an seine Braut und Gattin** gleichschätzt.

Man verlange kostenlos unsern
Verlagskatalog
Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

Das natürliche Christentum.

Aphorismen von Stefan Rónay.

Geb. 1 M. 50 Pf.

Ich glaube diese Aphorismen werden vor allem gebildete und vorurteilslose Katholiken anziehen, am meisten die, welche sich gegen die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen spröde verhalten. Denn der Verfasser versteht es außerordentlich gut, diesen Dingen einen vernünftigen und einen christlichen Sinn abzugewinnen, vielleicht mehr als Protestanten ihm zugeben werden, die andererseits seine scharfen Urteile über katholische Mißbräuche gern unterschreiben werden. Sie finden aber in den ethischen und sozialen Aphorismen genug des Anziehenden. Man kann von solchen Aphorismen nicht verlangen, daß sie alle neu, geistreich und bei einer Länge von ein bis zwei Seiten scharf pointiert seien. Aber das muß man verlangen, daß sie dem Nachdenken, nicht einem augenblicklichen Einfall entsprungen seien, und daß der Nachdenkende nicht bloß andern nachgedacht, sondern selbständig gedacht hat. Das ist hier der Fall. (Blätter f. lit. Unterhaltung.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Einen Falkeprospekt

versendet kostenlos

Alfred Jansen, Hamburg
Kaiser Wilhelmstraße 76.

Gustav Falkes Romane.

Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.
Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Otto Speckters Katzenbuch.

Mit Gedichten von Gustav Falke

50 Pfg.

Erfrischend wirken durch reinen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

PANATHENÄEN.

Griechische vierzehntägig erscheinende illustrierte Zeitschrift.

Athen, rue Philhellène 18.

Jährlich 25 fr. · halbjährlich 13 fr.

Digitized by Google

Gedichte von Stefan Rónay

Geb. 6 Mark

Einen zeitgeschichtlich interessanten Einblick in das Fühlen und Denken eines katholischen Priesters bieten uns die Gedichte Stefan Rónays. Nach dem Tode des Verfassers, eines ungarischen Priesters, sind dieselben von seiner Schwester gesammelt und herausgegeben. Erschütternd sind die Seelenkämpfe dieses edlen Menschen, die uns eigentlich in jeder seiner Dichtungen entgegentreten. Er seufzt nach Freiheit und weiß, daß er dazu bestimmt ist, zeitlebens die Sklavenketten seines Berufes zu tragen. Er ringt nach Frieden, und Zerrissenheit ist die Grundstimmung seiner Seele. Er sehnt sich mit heißem Verlangen nach Liebesglück und Familienleben — Entsagung, Verbitterung ist sein Los.

Wohl keiner wird diese Gedichte, die in ihrer schlichten schönen Form doppelt ergreifend wirken, aus der Hand legen ohne ein tieferes Interesse für den Mann und sein Schicksal gefaßt zu haben, der sich auf jeder Seite des Buches als vortrefflicher Kenner des menschlichen Herzens zeigt.

Stefan Rónay ist eine der eigenartigsten Erscheinungen, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Poesie hervorgetreten sind. (Evangelisches Gemeindeblatt.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gustav Falke als Lyriker.

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier.

Geb. 2 Mark 50 Pf.

Gustav Falke gehört seit langem zu den Berufenen, die da lächelnd warten, bis das Volk ihnen den Ehrenplatz bereitet hat. Um aber das Bewußtsein des Volkes zu wecken und der Erkenntnis einen beschleunigteren Pulsschlag zu geben, hat sich in dankenswerter Weise ein Mann auf den Plan gestellt, der selbstlos, mit begeisternder Anrede, eine neue Bresche für Gustav Falke schafft: der durch vorzügliche Kunstbetrachtungen bekannt gewordene Dr. M. Spanier... Jeder der nach der wohlthuenden Einleitung die wunderbar tiefen, oft von einem goldenen Humor durchleuchteten Gaben der Falkeschen Muse liest, wird sich dem Banne dieser Dichtermuse nicht entziehen können und nach den Werken selbst greifen, von denen er soeben die köstlichen Proben empfing. (Berl. Neuest. Nachr.)

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Wir Deutschen haben nicht viele Bücher, deren eigentliches Wesen sich in der Feinheit ihrer Seelenschilderungen bethätigt; wir haben wenige Dichter, die gerade diese Schönheiten zu bilden streben, wir haben wenige Leser, die nach ihnen suchen. Auch da, wo wir nicht vom stofflichen Interesse, sondern vom künstlerischen bewegt werden, d. h. von dem Wunsche, das Leben von innen zu sehen, lieben wir selten die „leisen" Bücher, die ungestörte volle Hingabe erheischen. Aber es sind doch unter uns Männer und Frauen, die nach solchen leisen Büchern verlangen. Ihnen empfehlen wir hiermit eines: Gustav Falkes „Mann im Nebel", bei A. Jansen in Hamburg erschienen. Der Kunstwart. Nov. 1900.

Digitized by Google

Jeder kunstsinnige Gebildete lese

Die Kunst

Vornehmste Deutsche Zeitschrift
für freie und angewandte Kunst.

Preis vierteljährlich Mark 6.—

„Die Kunst", welche an Reichhaltigkeit und vorzüglicher Ausstattung von keiner Kunstzeitschrift des In- und Auslandes auch nur annähernd erreicht wird, bringt in monatlich einem Heft von nahezu 100 Seiten ca. 130 ein- und mehrfarbige Abbildungen der hervorragendsten zeitgenössischen Kunstwerke: Malerei — Skulptur — Architektur — Innendekoration — Wohnungsausstattung — Modernes Kunstgewerbe aller Art etc.

„Es giebt einfach keine einzige Zeitschrift in Deutschland, die ihren Lesern Illustrationen von dieser Vorzüglichkeit bietet. . . „Die Kunst", deren Redaktion sich sichtlich bestrebt zeigt, ihre Sache auf eine ideale Höhe zu bringen, ist unzweifelhaft die einzige deutsche Kunstzeitschrift, die Aussicht hat, das Monopol der in Deutschland über Verdienst hochgeschätzten englischen Zeitschrift "The Studio" zu brechen."

(Aus einer Besprechung in der „Tägl. Rundschau", Berlin vom 19. October 1900.

Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probehefte sind für Mark 2.— in besseren Buchhandlungen oder direkt vom Verleger zu haben.

Verlagsanstalt Bruckmann A.-G.
München XX.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✹ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.
Familienheim für Erholungsbedürftige.

Präsident Paul Krüger
Transvaal Gold
habe preiswerth abzugeben.
An- u. Verkauf von Münzen.
K. Flörsheim
Bank-Geldwechsel
Concessionirter Hauptcollecteur staatlich erlaubter Lotterien.
Hamburg-St. Pauli.

Hamburgische Kulturaufgaben
von
Gustav Schiefler.
1 M. 60 Pf.

Wenn der Verfasser zunächst auch nur hamburgische Verhältnisse ins Auge faßt, so enthalten seine Ausführungen doch soviel Beachtenswertes und Anregendes von allgemeiner Bedeutung, daß das Buch auch den leitenden Kreisen anderer deutscher Großstädte empfohlen werden kann.
(Litterarisches Centralblatt).

Verlag von
Alfred Janssen in Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei
A.-G. vormals **J. F. Richter**
in Hamburg
Grosse Bleichen 33
empfiehlt ihre
Photochemigraphie und Xylographie
sowie
Galvanoplastik und Stereotypie
zur Anfertigung von
Autotypien
Zinkätzungen
Holzschnitten
Zeitungs-Clichés
in vorzüglicher Ausführung zu mässigen Preisen.
Kostenanschläge bereitwilligst.
Telephon I, No. 16 und No. 6229

Gustav Falke ist einer der ersten unter den Lyrikern der Gegenwart, darüber ist unter den Kundigen kein Zweifel. (Leipziger Zeitung.)

Gustav Falke wünschte man die Mission, die schwächeren Eklektiker wie Busse, Jakobowski, Anna Ritter fürs große Publikum überflüssig zu machen.
(Litterarischer Ratgeber, herausgegeben vom Kunstwart.)

Gustav Falke's Gedichte:

Mit dem Leben (1899) geb. 3 M.
Neue Fahrt (1897) geb. 4 M.
Zwischen 2 Nächten (1894) geb. 3 M.
(Verlag d. J. G. Cotta'schen Bh. Stuttgart)
Tanz und Andacht (1892)
Mynheer der Tod (1891

Zu beziehen durch die

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der Deutschen Ostafrika-Linie
Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der Hamburg-Südamerikanischen D.-G.
Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang 9. Februar 1901 Heft 19

PGerm 270.2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Die „Hamburger Nachrichten". Siegfried Heckscher	609
Hildebrands „Problem der Form". Wolf Dohrn	612
Roman des gnädigen Fräuleins. Colly	619
Die politischen Indiskretionen. Dr. Jastrow	625
Baupolizei und öffentliche Kunst. Hans Schmidkunz	629
Einsamkeit. Richard Huldschiner	634
Die Rothschilds in Deutschland. S. v. H.	637
Monographieen zur Deutschen Kulturgeschichte. Ernst Hardt	640

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher

Verlag: Alfred Jansen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Brensig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien — Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gefficken-Hamburg — Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmannsthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter.

Versuch einer Beleuchtung vom Standpunkt einer neuen Weltanschauung

von **Eugen Heinrich Schmitt.**

2 Mark. **2 Mark.**

„In der reichhaltigen Nietzsche-Litteratur der Gegenwart ist dieses Buch eines der allerbesten."
(Das Magazin.)

„Ihr Buch hat einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich war ergriffen von dem kühnen Seefahrergeist, der das ganze Buch durchdringt. Ich fühle wohl, Sie gehen über meinen Bruder in Ihren Ansichten hinaus . . ."
(Frau Förster-Nietzsche.)

„Bisher ist nur ein originaler Geist ihm (Nietzsche) nachgegangen: Eugen Heinrich Schmitt in Budapest. Seine Schrift ist ein berauschend schönes Gedicht von einer Welt, in der Schönheit und Unschuld, Kraft und Leben sich vermählen. Es ist schwer, sich dem Zauber des Buches zu entziehen, aber Nietzsches Lehre ist nicht darin. Seine Symbole sind von einem Dichter umgedeutet."
(Hannoverscher Courier).

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROF. HUGO MÜNSTERBERG
OCT. 26, 1907

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 9. Februar 1901. Heft 19

Die „Hamburger Nachrichten"

Eine sozialpolitische Studie

„Jede normale Gesellschaft," sagt Schmoller in seinem Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, „kann nur bestehen, wenn eine gewisse Einheit, sei es der Religion, sei es der Staatsgesinnung, sei es der Bildung und Gesittung, trotz aller Verschiedenheit sich erhält. Die übermäßig zunehmenden Verschiedenheiten werden nun aber weiter durch Mißbrauch, durch falsche Rechtsentwickelung unter Umständen bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Wo diese Erscheinungen sich zeigen, da wird mit den wachsenden Gegensätzen der Erziehung und der Lebenshaltung, des Besitzes und der Macht, der Ehre und des Rechtes erst die Entfremdung und das Mißverständnis, dann der Haß und der Neid immer mehr zunehmen; es können sich so zuletzt die verschiedenen Klassen wie Todfeinde gegenüberstehen, jede Klasse mit der gleichen des Auslandes sympathischer sich berührend, als mit den verfeindeten Klassen der eignen Heimat. Und fällt nun mit den harten und frivolen Mißbräuchen der herrschenden ein Erwachen des Selbstbewußtseins der unteren Klassen, die Ersetzung der Resignation durch kühne aktive Hoffnungen zusammen, so entsteht der gewaltigste Klassenkampf, die Revolution, der Bürgerkrieg."

In diesen ehernen Sätzen zeigt Schmoller ebensowohl die Marksteine für eine zum Zusammenbruch führende Entwickelung unseres Gesellschaftslebens, wie die Grundlagen zur Erkenntnis der Kräfte und Schwächen unserer sozialen Klassen, die in ihrer Gesamt- und Wechselwirkung die Revolution bedeuten. Sie zeigen dem Freunde wirtschaftlicher Evolution, welchen zerstörenden Gewalten der Kampf gilt, und wo die helfende stützende Hand anlegen muß, um das Gemeinwesen vor der Katastrophe zu bewahren. Von der Erkenntnis zum Handeln findet derjenige natürlich die Brücke nicht, der die Revolution will. Er wird zu fördern suchen, wo

Digitized by Google

Hemmen Pflicht ist und immer dann versagen, wenn seine Hilfe Mißstände beseitigen, Schärfen glätten, Härten mildern, Gegensätze ausgleichen könnte. Die Regel ist zwar, daß lediglich die unteren Klassen zum Umsturz drängen, denn der Herrschende und Besitzende will naturgemäß an der Staatsverfassung und Eigentumsordnung nicht rütteln noch ändern lassen, die ihm Macht und Besitz einräumt und gewährleistet. Wenn jedoch die oberen Klassen meinen, daß der Bürgerkrieg unvermeidlich ist, so wollen auch sie die Revolution und setzen alles daran, den Ausbruch nach Möglichkeit zu beschleunigen. Denn je früher der Straßenkampf beginnt, um so weniger sind die, „welche die große Zahl für sich haben" auf den entscheidenden Kampf vorbereitet, um so günstiger sind die Aussichten für den Sieg der herrschenden Klasse.

In den achtziger und noch zu Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts fürchteten die Einen, erhofften die Andern die soziale Revolution in Deutschland. Seit einigen Jahren aber denkt kein einsichtiger Mensch mehr an gewaltsame Umwälzung. Die internationale revolutionäre Sozialdemokratie hat der deutschen Arbeiterpartei den Platz geräumt, mag sie auch den alten Namen offiziell noch nicht abgethan haben, sich auch hin und wieder aus alter Gewohnheit den tapfern Bourgeois zum Schrecken ein wenig wild geberden. Andrerseits finden sich unter den Herrschenden, ihren Trabanten, ihrer Presse, nur noch einzelne Unentwegte, die unbekümmert um der Zeiten Wandlungen ihr altes Lied auf der Walze haben und nicht müde werden, zu der gewohnten Melodie nach Ausnahmegesetzen zu jammern, um schließlich mit Säbeln und Kartätschen die soziale Frage zu lösen.

Zu den Preßorganen, an denen die soziale und innere politische Entwickelung der letzten Jahre spurlos vorübergegangen ist, gehört neben der Berliner „Post" in erster Linie ein in Hamburg erscheinendes Tageblatt, Die „Hamburger Nachrichten". Außerhalb Hamburgs sind sie seit dem Tode des Fürsten Bismarck wohl in Vergessenheit geraten. Trotzdem verdienen sie wegen des Funken Bismarckschen Geistes, der noch immer nachglüht, und mit dem sie täglich in zwei Auflagen bis zur Erschlaffung leider nur der Leser unter großem Trara und mit wichtiger Pose hausieren gehen, vor allem aber wegen ihres eigenartigen Verhältnisses zu der Gemeinde, die hinter ihnen steht, selbst über Hamburg hinaus ein gewisses von Mitgefühl nicht ganz freies Interesse.

Mit ihren Lesern ist es nämlich ein eigen Ding. Nicht wenige unter ihnen erinnern sich dankbar, wie die „Nachrichten" treu zu Bismarck gehalten haben, selbst als er bereits zur unfreiwilligen Muße im Sachsenwald verurteilt war, und die Esel schon begannen, sich an den sterbenden Löwen zu wagen. Gleichviel ob die „Nachrichten" gegen ihre Interessen, gegen ihre wirtschaftlichen oder politischen Auffassungen schreiben, diese Leute lassen sich ohne Murren das übrigens vorwiegend mit Annoncen bedeckte Papier ins Haus tragen. Die Nachsicht dieser Dankerfüllten geht so weit, daß sie — zum Teil Großkaufleute und Industrielle und in der Gesinnung gut freihändlerisch — ruhig zusehen, wie die „Nachrichten" an extrem

Digitized by Google

agrarischen Forderungen mit dem Bunde der Landwirte um die Palme ringen. Dieses Treuverhältnis ehrt Blatt und Leser.

Daneben giebt es nun unter den Konsumenten dieser Zeitung eine Gruppe kaufmännischer und industrieller Unternehmer, der es die Stellungnahme des einstmals Bismarckschen Organs zur sozialen Frage angethan hat, und diese Gemeinde interessiert den Sozialpolitiker als eine festgefügte dem sozialen Frieden gefährliche Macht. — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß beide Gruppen in einander übergreifen.

Man lese einmal bei Nietzsche das Kapitel über die Arbeiterfrage, und man hat einen für die „Hamburger Nachrichten" und ihre zuletzt genannten Anhänger wunderbar geeigneten kleinen Katechismus. Ich will nur einige, besonders markante Sentenzen daraus hervorheben:

„Ich sehe durchaus nicht ab", sagt Nietzsche, „was man mit dem europäischen Arbeiter machen will, nachdem man erst eine Frage aus ihm gemacht hat. Er befindet sich viel zu gut, um nicht Schritt für Schritt mehr zu fragen, unbescheidener zu fragen. — Die Hoffnung ist vollkommen vorüber, daß hier sich eine bescheidene und selbstgenügsame Art Mensch, ein Typus Chinese zum Stande herausbilde: und dies hätte Vernunft gehabt, dies wäre geradezu eine Notwendigkeit gewesen. —

Will man einen Zweck, muß man auch die Mittel wollen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht."

Einen Ruhmestitel darf ich dem famosen Blatte, so sehr ich seine Mandarinenauffassung bekämpfe, nicht streitig machen: es verficht sie offen, ohne Umschweife, ohne partriachalische Bemäntelung, mit grotesker Derbheit.

Man kann nun nicht leugnen, daß zu dem Kreise der Herrenmenschen selbständige Köpfe gehören, die auch ohne die „Hamburger Nachrichten" bewußt und hartnäckig die Arbeiterfrage im Sinne Nietzsches für verderblich halten und sie daher verneinen. Die Mehrzahl derer aber, die nicht im Vordertreffen stehen, lebt ohne gefestigte sozialpolitische Auffassung in Abhängigkeit von dem langweiligen altersschwachen Blatte, einer Abhängigkeit, die freilich bei der im deutschen Reiche herrschenden blinden Interessenpolitik nur zu erklärlich ist. Weh dem, der nicht mit diesen Leuten und ihrer Vormünderin ist: er wird verdächtigt und beschimpft. Insbesondere hat sich die Übung herausgebildet, jeden, der es wagt, die Arbeiterfrage abweichend zu beurteilen, als Sozialdemokraten zu bezeichnen, ein Epitheton, für Viele gleichbedeutend mit dem Inbegriff aller Scheußlichkeiten. Ein Verteidiger der Nachrichten könnte einwenden: Ihr müßt nicht zu hohe Anforderungen an die Intelligenz meiner Klientin stellen, ihre Scheuklappen sind zudem so groß, daß sie das meiste überhaupt nicht sieht. Ich gebe zu, daß diese Verteidigung viel Treffendes enthält, allein zu dem Unvermögen gesellt sich der böse Wille, und diesen zu bekämpfen lohnt sich der Mühe.

Seit mehreren Jahren stehen sich in Hamburg in den weitaus meisten Betrieben Unternehmer und Arbeiter „wie Todfeinde gegenüber". Daß es so weit gekommen ist, daran tragen eben die „Hamburger Nachrichten" und ihre Hintermänner einen wesentlichen Teil der Schuld. Sie haben

Digitized by Google

jahraus, jahrein in der brutalsten Weise die Unternehmer aufgehetzt, in den Arbeitern einen leidenschaftlichen Haß großgezogen, sie haben in der rücksichtslosesten Art den krassen, einseitigen Unternehmerstandpunkt vertreten, eben durch skrupellose Parteinahme die, als Klasse betrachtet, intelligenten und weitschauenden Hamburger Unternehmer an sich zu fesseln gewußt, ja geradezu hypnotisiert, und so jede Politik des Ausgleiches und der Versöhnung vereitelt. Diesen unheilvollen Einfluß zu brechen, ist eine der Aufgaben, die sich der „Lotse" im Interesse des sozialen Friedens seiner Vaterstadt gestellt hat.

Wir wissen recht wohl, daß wir mit Spott und Hohn, mit Verdächtigungen und Verleumdungen zunächst in reichem Maße bedacht werden. Das macht uns aber an unserer Überzeugung nicht irre. Gerade in den besitzenden Klassen, selbst aus den Unternehmerkreisen heraus, mehren sich von Tag zu Tag die Anzeichen, daß man auch in Hamburg anfängt, nicht den Kampf, sondern besonnene, friedliche Reformen für die richtigere Lösung zu halten, in der Annäherung der durch „Erziehung und Lebenshaltung, des Besitzes und der Macht" getrennten Bevölkerungsklassen und nicht in ihrer weiteren Entfremdung das erstrebenswerte Ziel zu erblicken. Ich brauche nur darauf hinzuweisen, daß in diesen Tagen einer der ersten Hamburger Unternehmer mit einer Reihe begeisterter junger Sozialpolitiker aus den angesehensten Familien der Stadt den Versuch machen will, nach dem Vorbild der englischen University Settlements Niederlassungen in den Arbeitervierteln Hamburgs zu gründen.

Wir fühlen uns keineswegs vereinsamt und leben in dem festen Vertrauen, daß als ein Zeichen unserer sozialen Gesundung die Hamburger Unternehmer sich in nicht zu ferner Zeit von der Bevormundung und den Fesseln der „Hamburger Nachrichten" freimachen werden, und daß alsdann das frühere Bismarcksche Organ, da wir an *seine* Gesundung nicht glauben, auf dem Niveau eines kleinen antisemitisch-agrarisch-antisozialen Blattes ein ungestörtes, unbeachtetes Dasein fristen wird.

Siegfried Heckscher

Hildebrands „Problem der Form"

Eine Wiedergabe

„Kunst ist, was die großen Künstler geschaffen haben." Der Berliner Sezessionskatalog 1900 hat dies in seiner Geschlossenheit geistreiche Wort des heiligen Augustin zu seinem Wahlspruch erhoben. Niemand wird die Giltigkeit, mancher den Erkenntniswert des Satzes bezweifeln. Mit Recht. Denn auch die Künstler vergangener Zeit unterliegen nicht minder, als die der Gegenwart, schwankender Schätzung Berufener und Unberufener: der Geschmack lebt im Wechsel, verkümmert im Bestehen; — er ist Revolutionär, sein Kind, die Mode, entwickelungslos gealtert, ein autoritätsgläubiger Tyrann. Und ihm sollte zustehen, zu entscheiden über Leben und

Digitized by Google

Tod des Kunstwerks, Sein und Nichtsein in der Kunst? Dies zugeben heißt: Anarchie erklären, den mehr oder minder bewußten Wunsch einer im Reiche der Kunst besitzlosen Klasse erfüllen.

Vielleicht lassen sich doch andere Gesichtspunkte aufstellen, deren Geltung um so allgemeiner sein wird, je unmittelbarer sie die Konsequenz einfacher Erfahrungsthatsachen, je treuer sie der Ausdruck künstlerischen Schaffens sind. Auf diesem Wege sieht die Erkenntnis des Wesens der Kunst: Adolf Hildebrands „Problem der Form“ *; ein Buch, bei dem das Lesen die Eröffnung einer ungekannten Welt, das Verständnis ein Erlebnis all denen bedeutet, die wohl von der Wirkung, nicht aber von der Erschaffung eines Kunstwerks etwas wissen. Doch gilt von ihm das Wort eines strengen Philologen: „Ihn überwindet erst, wer sich willig ergeben.“

Bei einem Buche, von dem man scherzend gemeint hat, es bedürfe einer Übersetzung ins Deutsche, um verstanden zu werden, erscheint eine an die Sprache des Verfassers nicht gebundene, seinen Weg aber einhaltende Untersuchung am ehesten geeignet, den Leser ihm selbst zuzuführen. Das ist im Folgenden Ziel und Belohnung zugleich: Eine Schrift, die bei aller Unpersönlichkeit sachlicher Untersuchung ein Glaubensbekenntnis ist, hat ein Recht, in der Sprache verstanden zu werden, in die sie ihre Gedanken geprägt hat. —

Zunächst wird das Grundprinzip der Thätigkeit von Bildhauer und Maler festgestellt, insofern es sich um Darstellung der körperlichen Welt handelt. Wer von der bildenden Kunst nicht in erster Linie Darstellung verlangt, der lasse das Buch ungelesen, da für ihn die Probleme, die sich an diese Forderung knüpfen, die Wirkungen, die von ihrer Lösung ausgehen, nicht vorhanden sind. Wer aber in der Darstellung das Wesenhafte der bildenden Kunst sieht, der weiß, daß die Beantwortung dieser Frage nicht in einer erstarrten oder dem Erstarren verfallenen Theorie zu suchen ist, sondern einzig und allein die Konsequenz sein kann unseres Verhältnisses als Wahrnehmender zur Natur. —

Alle Erkenntnis für das Problem von der Darstellung der Form in der bildenden Kunst zieht Hildebrand aus der Thatsache, daß das menschliche Auge bloß aus einer gewissen Entfernung jedes dreidimensionale Gebilde als ein Einheitliches aufzufassen vermag: Wer ein Haus betrachten will, sucht einen entfernteren Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er das Ganze übersehend einen Gesichtseindruck des Hauses empfangen kann. Jede solche Erscheinung eines Objektes nennt Hildebrand in weiterem Sinne ein „Fernbild“ und charakterisiert dies als ein Flächenbild, in dem alles Zweidimensionale direkt für das Auge wahrnehmbar, gewissermaßen abmeßbar ist, während alles auf die dritte Dimension Bezügliche, die Entfernung der Gegenstände von einander und ihre Tiefe, nur indirekt erfaßt, d. h. aus Gegensätzen in der erscheinenden Bildfläche, aus perspektivisch verkürzten Linien erschlossen wird auf Grund einer Kenntnis der Gestalt, die in

* „Das Problem der Form in der bildenden Kunst.“ 3. verbesserte Auflage, Straßburg 1901.

Digitized by Google

unmittelbarer Nähe durch Augenbewegungen und Akkomodation gewonnen ist. Bei dieser Wahrnehmung aus der Nähe wird die Form des Gegenstandes mit den Augen sozusagen abgetastet (S. 19) und der dreidimensionale Komplex zerlegt sich in eine Anzahl begrenzender Flächen, deren Lage unter einander zwar erkannt, deren Verhältnis zum Ganzen aber außer Acht gelassen wird. Alle diese als ein Nacheinander erworbene Kenntnis aus der Nähe findet ihren einheitlichen Ausdruck in dem Nebeneinander des Fernbildes, dessen Verständnis seinerseits nun wieder durch jene Kenntnis Leben erhält. Auf dieser Wechselwirkung, diesem gegenseitigen Erklären und fortgesetzten Austauschen der Erfahrungen unserer Wahrnehmung beruht jede Vorstellung von der Form eines Gegenstandes.

Zusammenraffend möge ein Beispiel das Gesagte zur Anschauung beleben: Man untersuche etwa die Formvorstellung einer Kugel (S. 24): Was jeder festhält, ist die Vorstellung einer Kreislinie als notwendiger Niederschlag jedes Gesichtseindrucks einer Kugel; damit verbindet er ein mehr oder minder der Verwirklichung fähiges Streben, diesen Kreis nach allen Seiten hin zu wiederholen. Je konkreter dies Streben, umso größer die Plastik der Vorstellung: es beruht auf der Kenntnis der Kugelgestalt, die unser Auge durch unmittelbares „Abtasten" der Körperform aus der Nähe gewonnen hat, während die Vorstellung der Kreislinie dem Fernbilde entstammt, wie es die untergehende Sonne, der aufgehende Vollmond auch dem beweist, der seine Umgebung niemals unter diesem Gesichtspunkte beobachtet hat.

Handelt es sich in der bildenden Kunst in erster Linie um Darstellung, so leuchtet die Forderung ein, daß das Dargestellte verstanden werde, d. h. daß unsere Formvorstellung von dem Gegenstand durch seine Darstellung unmittelbar belebt wird.* Da aber die nach dem Wechsel der Umgebung und Beleuchtung einerseits, des Standpunktes des Beschauers andrerseits veränderten Erscheinungen eines Gegenstandes für die Bildung seiner Formvorstellung nicht gleich fruchtbar sind, so ergeben sich folgende Fragen: Wie stellt der Künstler dar? Was stellt er dar?

Hildebrand giebt im ersten und zweiten Kapitel das leitende Grundprinzip.

Der Maler hat zu seiner Verfügung eine Fläche, also zwei Dimensionen; die Außenwelt hat ihrer drei. In jedem Falle also tritt an ihn die Forderung heran, die dritte Dimension in seinen zwei Dimensionen so zu verarbeiten, daß wir die Formvorstellung der dargestellten Körper bilden. Er kann dies, weil auch in der Natur das Fernbild jeden dreidimensionalen

* Schmarsow in seiner Gegenschrift: „Plastik, Malerei und Reliefkunst" (Leipzig 1899) leugnet zwar die Allgemeingültigkeit dieser Forderung mit dem Hinweis auf verschiedene Erscheinungen vergangener und gegenwärtiger Kunst. Indeß gerade seine Beispiele, deren Wesen nicht vor allem ‚Darstellung' ist, sondern ‚dekorative' und ‚ornamentale' Wirkung oder ‚Gefühlsausdruck', lehren, wie selbstverständlich Darstellung eine klare Formvorstellung fordert. (Vgl. Schmarsow a. a. O. S. 19 ffg.)

Digitized by Google

Komplex als Flächenbild ausdrückt. Je stärker nun die davon ausgehende Anregung zur Bildung der Körpervorstellung ist, umso größeren Wert hat das Fernbild als einheitliche Auffassungsform des Dreidimensionalen. Sonach gestaltet der Maler ein Fernbild, indem er alles auf seine plastische Anregungskraft prüft und in diesem Sinne verwendet: sein Material sind die Gesichtseindrücke der Gegenstände. (S. 23, Anm. S. 27.)

Der Bildhauer bringt die aus der Nähe erfaßten Formelemente eines Körpers direkt an dem dreidimensionalen Gebilde, das er gestaltet, zur Darstellung und zwar so, daß die Gesamterscheinung des Objektes seine Formvorstellung in uns erweckt. Er schafft also indirekt an einer einheitlichen Auffassungsform des Dreidimensionalen oder einem Fernbild, das die volle Ausdrucksstärke der dargestellten Form besitzen soll. Nur insoweit es diese giebt, kann natürlich von ihm als Einheitsform des Dreidimensionalen die Rede sein.

Es arbeitet demnach der Maler auf eine plastische, der Plastiker auf eine bildmäßige Wirkung;* und jeder sucht seiner Darstellung, was ihr zunächst fehlt, wessen sie aber bedarf, durch seine bildende Hand zu verleihen.

Indeß genügt es nicht, schlechtweg ein Fernbild zu gestalten: es handelt sich ja um ein Fernbild als deutlichen Ausdruck der Form, mithin um eine Erscheinung, die ein unmittelbares Erkennen des dargestellten Gegenstandes ermöglicht. Nicht jede Erscheinung ist dazu geeignet. Es giebt Stellungen des Körpers, Ansichten von Gegenständen, Wirkungen von Farbkontrasten, Verteilungen von Licht und Schatten, die der Bildung einer klaren Vorstellung entgegenarbeiten oder doch ihr keine Anregung geben. Solche Erscheinung bleibt in der Darstellung stumm und muß umgeordnet oder ganz verworfen werden. Bedenken wir nun, daß ein und derselbe Gegenstand je nach dem Wechsel von Standpunkt oder Situation sehr verschieden erscheinen kann, seine reale, körperliche Form aber — seine „Daseinsform", wie Hildebrand es nennt — keine Veränderung erleidet, so erkennen wir, daß jede Linie und Fläche in der Erscheinung (Hildebrands „Wirkungsform") überhaupt nicht absolut, sondern nur relativ, d. h. im Verhältnis zum Ganzen und in der Bedingtheit durch jedes andere Formelement zum Ausdruck kommt: — sozusagen als Glied eines Verhältnisses von Linien und Flächen lebt. Jeder Wechsel der Erscheinung bedingt seine Veränderung, und da das Auge niemals den Körper selbst, sondern bloß eine Erscheinung von ihm als Ganzes aufzufassen imstande ist, so besitzt jede Linie und Fläche Geltung und Wert für das Auge einzig und allein als Glied eines solchen Verhältnisses. Hat aber ein Kunst-

* Schmarsow sieht in der „Bildwirkung" den Beweis, „daß Hildebrands persönliches Empfinden durchaus von malerischen Anschauungen ausgeht" (a. a. O. S. 71). Wer je eine Plastik dieses Künstlers gesehen, wird in dem Gegenteil das eigenste Wesen seiner Kunst erkennen. Wer seine Schrift verstanden, würdigt ihre bleibende Bedeutung gerade in der energischen Verarbeitung „persönlichen Empfindens" zu objektiver Norm. Ihre Geltung einschränken zu wollen mit dem Hinweis, es gebe keine Gesetze in der Kunst, ist bequem.

Digitized by Google

werk nur insoweit Berechtigung, als es sichtbar* ist, so kann es sich niemals um ein Übertragen realer Verhältnisse handeln, sondern immer nur um ein Nachschaffen von Verhältniswerten.

Dergestalt wird mit dem Zweck, einen möglichst klaren und unmittelbaren Ausdruck der Form zu finden, jedes Kunstwerk zu einem abgeschlossenen Ganzen geschaffen, das das Gesetz seiner Wirkung in sich trägt — eben in seinen jedesmal neu zu schaffenden Proportionen.

Bezeichnet demnach die Schwierigkeit, die reine Erscheinung eines Gegenstandes trotz der Kenntnis seiner realen Form festzuhalten, alle Anfänge zeichnerischer Darstellung,** so bedeutet doch ein Streben, das nur diese zufällige Erscheinung unbekümmert um ihren vorstellungsbildenden Wert wiederzugeben sucht, die Unfähigkeit der Lösung des eigentlichen Problems der Darstellung und den Verzicht dessen, was der bildenden Kunst, sie von der Photographie oder dem Wachsfigurenkabinett scheidend, ureigenstes Leben ausmacht.

Eine Entwickelung des gewonnenen Formproblems in der malerischen und plastischen Thätigkeit zeigt dies ohne besonderen Hinweis.

Des Malers Aufgabe haben wir erkannt in dem Ausdruck des Dreidimensionalen als erzeugendes Moment aller Vorstellungsbildung. Diese Forderung verwirklichen heißt: nicht bloß die einzelnen Gegenstände als Körper wirken lassen, sondern vor allem das Bild als Ganzes so gestalten — es geradezu so aufbauen —, daß das uns erfüllende, mit uns gewachsene, ausnahmslose Bewußtsein dreidimensionaler Ausdehnung aller Natur, daß unser Raumgefühl beim Betrachten geweckt und genährt wird. Je stärker diese Anregung, um so unmittelbarer die Belebung des auf der Fläche Dargestellten zur körperlichen Gestalt; je eindringlicher diese hinwiederum zu uns spricht, um so stärker wird das Bild als dargestellte Natur von uns — nicht bloß gesehen — sondern erlebt, um so befreiender durchdringt uns jenes „Allgemeingefühl", dem der Volksmund mit der Prägnanz unmittelbarer Anschauung Ausdruck verleiht, wenn er sagt, daß es „einem weit um die Brust wird".

Hat dergestalt im Bilde jede Form die Aufgabe, an diesem Raumeindruck des Ganzen mitzuarbeiten, so verwächst alle Einzelheit durch Stellung und Verwendung in dem Dargestellten zu einem Gesamtorganismus von Raum und Form. Es offenbart sich in dieser gegenseitigen Befruchtung ein Zusammenhang und eine Einheit, die ein Bild als

---

* Schmarsow will hier einen Unterschied zwischen Malerei und Plastik sehen, da das Gemälde im Dunkeln höchstens eine „Leinwand" oder eine „Holztafel" ist, während das Werk des Bildhauers ein „reales Ding" bleibt (a. a. O. S. 46). Doch muß er selber zugeben, wie wenig eigentlich solche „Orientierung über ein Kunstwerk im Dunkeln für die ästhetische Aufnahme in Betracht zu ziehen sein mag" (a. a. O. S. 47) — es ist eben überhaupt nicht Orientierung über ein Kunstwerk, sondern über ein beliebiges Körpergebilde.

Vgl. zu dieser Frage Conrad Fiedlers tiefwurzelnde Abhandlung „Über den Ursprung der künstlerischen Thätigkeit" (Schriften über Kunst, Leipzig 1896).

** Vgl. Helmholtz „Optisches über Malerei", Vorträge und Reden, 4. Aufl., Braunschweig 1896, S. 342 f.

Digitized by Google

Ausschnitt aus der Natur nicht besitzt und die als spezifisches Eigentum der bildenden Kunst zwar meistens „außerhalb des Verständnisses der Laien" (S. 47) liegt, doch allenthalben geheimnisvolle Anziehung und bannenden Zauber übt. Ist es für die Wirkung des Naturbildes meistens gleichgiltig, „ob ein Baum da oder dort steht, der Fluß die oder jene Windung macht, die Berge so oder so sich hinziehen, so erkennen wir bei einem guten Landschaftsbilde eine Zusammengehörigkeit, als könne es eben nicht anders sein" (S. 48). Ebenso denke man sich im Figurenbilde jede Figur an der Raumentwickelung für das Auge mitarbeitend, und man wird erkennen, daß sie im Bild eine viel allgemeinere, der bildenden Kunst gemäßere Aufgabe zu lösen hat, als die, „einen Vorgang zu erzählen" (S. 49): eben die, eine künstlerische Notwendigkeit der Erscheinung zu schaffen als Niederschlag jedes ästhetischen Aufnehmens, als eigentliche Daseinsberechtigung des Kunstwerks — handle es sich um bildende Kunst, Musik oder Dichtung.

Jede Form gewinnt demnach in der Darstellung des Malers einen „Raumwert", der ihr nur in dieser Konstellation zukommt. Sie leistet also doppelten Dienst. Von dem Laien und seinem stofflichen Interesse am Dargestellten als kenntliche Wiedergabe eines Gegenstandes oder Vorganges* erfaßt und beurteilt, steht sie zu dem eigentlichen Problem der Darstellung, zu dem Künstlerischen im Kunstwerk in lockerer Beziehung. Von dem Maler als „Raumwert der Erscheinung" — sozusagen als Gelenk im künstlerischen Organismus — „entdeckt" und verwendet, bleibt sie ein von den Launen des Geschmacks unangetastetes Zeugnis der „speziellen künstlerischen Kraft und Begabung" (S. 51). Hans von Marées, unvollkommen im Erreichten, im Erstrebten bedeutend, hat darin eine das Zeitliche besiegende Größe.

So hat sich denn das Problem des Malers dahin erweitert: sein Fernbild als Ganzes zu einer starken Anregung unseres Raumgefühls zu gestalten mit Ausscheidung aller „schwächlichen", unserer Vorstellungsbildung „nichtssagenden" Glieder der Konstellation (S. 53). —

Jedes Fernbild der Natur, von unserem Auge als Fläche erfaßt, erhält durch die an vielen Erscheinungen entwickelte Vorstellung seine Körperlichkeit. Entlang an den Merkmalen der dritten Dimension — Verkürzungen, Farb- und Beleuchtungsgegensätzen — gleiten wir mit dem Blick gewissermaßen in die Tiefe, alle Entfernung von vorn nach hinten abmessend. Von der Tiefe der Gegenstände zu reden hat nur bei einem solchen Wahrnehmungsverlauf einen Sinn. Diesem natürlichen Wahrnehmungsverlauf nicht zu widersprechen, ist, wenn anders das Dargestellte ein natürlicher Ausdruck unseres Verhältnisses als Sehender zur Natur sein soll, Aufgabe jedes vom Maler gestalteten Fernbildes.

So gelangt der Maler zu einer Fläche, der eine „einheitliche Anziehungskraft nach der Tiefe" (S. 56) innewohnen muß. Welche Mittel ihm zur Verfügung stehen, dem Ganzen die Tiefe zu verleihen ohne den Flächeneindruck zu zerstückeln, ihre Verwendung, ihren Wert bespricht

* Hildebrands „Funktionsausdruck", vergl. Kap. VI, „Die Form als Funktionsausdruck."

Digitized by Google

Hildebrand im vierten Kapitel seiner Schrift: „Flächen- und Tiefenvorstellung". Im Einzelnen darauf einzugehen, ist um so weniger Bedürfnis, als Hildebrands Auseinandersetzungen, sobald sie das Arbeiten des Künstlers betreffen, in lichtspendender Klarheit kein Mißverständnis zulassen. Als Quelle dauernden Genusses und befruchtender Erkenntnis möge darauf verwiesen werden. Den Sinn der Forderung vergegenwärtige der Anschauung ein Beispiel — denn auf Anschauung, nicht auf begriffliche Erkenntnis zielt das ganze Buch. Eine nach vorn sich beugende Figur wirkt als Körperbewegung der verlangten allgemeinen Tiefenbewegung entgegen. In der Darstellung handelt es sich demnach um eine Komposition des Ganzen, die den Beschauer zwingt, trotz der Wirkung des sich nach vorne beugenden Körpers seine Verkürzung von vorn nach hinten im Sinne unseres allgemeinen Wahrnehmungsverlaufes abzulesen. Nur so wird der Eindruck vermieden, als fiele die Figur aus dem Bilde heraus: eine durch Unnatürlichkeit beunruhigende Wirkung. Ihr wird erfolgreich entgegengearbeitet durch eine starke im Bild enthaltene Anziehungskraft nach der Tiefe, etwa durch eine hinter der Figur sich dehnende Ferne, die den Blick mit sich zieht. Stuck in seinem neuerdings umgeänderten Bild „Die Furien" (Münchener Sezession 1900) versucht für ein ähnliches Problem eine andere Lösung — inwieweit sie gelungen, entscheide der Beschauer. —

Der Bildhauer, wenn er an einer Gesamterscheinung seines Körpergebildes arbeitend das Ganze zu einem klaren Fernbild des Dreidimensionalen gestaltet, darf ebensowenig der natürlichen Wahrnehmungsart eines solchen entgegenarbeiten. Doch in der Anregung zur Tiefenbewegung — seiner Darstellungsform ohnehin eigen — liegt nicht der Schwerpunkt seines Problems; es liegt in der Wirkung einer Fläche, der wir gemäß der Wahrnehmung des Fernbildes in der Natur Tiefe verleihen. Diese Auffassung einer nach der Tiefe fortgesetzten Fläche — abgeleitet aus der Erfahrung unserer Sinne — bedeutet als einfache Volumenauffassung einen übersichtlichen und vollständigen Ausdruck jedes für unsere Vorstellung noch so komplizierten dreidimensionalen Gebildes, tritt als Relief direkt in die Erscheinung, liegt aller Plastik als wesentlich zu Grunde und ist das Geheimnis ihrer einzigen Wirkung — wenn als deren Vorbedingung gilt: die mühelose, d. h. unmittelbare Bildung der Formvorstellung des Dargestellten bei dem Beschauer. Eine nach solchen Gesichtspunkten gestaltete Erscheinung bedarf nicht der Aufklärung und Ergänzung durch eine andere, durch den Wechsel des Standpunktes gewonnene. Mit der Notwendigkeit des Selbstverständlichen wirkend — beruhigend und klar —, übt sie den Bann, weil restlos die Form in die Erscheinung sich giebt.

Hier betritt Hildebrand sein eigenes Feld. Hier vom Wort den Gedanken lösen, ist vermessen. Wiedergabe wird Verheißung. — Es greife nach dem Buch und lese, wer lernen will zu „sehen". Er empfinde die Wohlthat in Anschauung umgesetzter Erkenntnis über das Wesen von Relief und Rundplastik, in Stein und in Bronze, als Einzelfigur und als Gruppe, er verstehe die Anwendung auf Architektur; er lasse sich einweihen in das

Digitized by Google

Formprinzip der Antike wie in das Michel Angelos, er betrete mit dem letzten Kapitel „Bildhauerei in Stein" Hildebrands eigene Werkstätte, beizuwohnen der Entstehung einer Figur, wie es Michel Angelo in das erlösende, sein Ebenbild tragende Gleichnis faßt: „Man müsse sich das Bild wie im Wasser liegend denken, welches man allmählich immer mehr abläßt, so daß die Figur immer mehr und mehr an die Oberfläche tritt. bis sie ganz frei liegt." (S. 124.) So schuf Michel Angelo, so schafft Hildebrand aus dem Steinblock die Gestalt.

Als volle, mählig gereifte eigenen Schaffens Frucht fiel das Buch auf warmen, empfangenden Boden, keimte und sproß langsam und stetig, bis lebentreibend der Boden zurückgab, was er empfangen: Hans Cornelius beschließt sein Werk „Psychologie als Erfahrungswissenschaft"* mit Hildebrands Schrift, Heinrich Wölfflin setzt sie als sieghaftes Zeichen an den Anfang seines Buches „Die klassische Kunst." ** Archaeologen*** erkennen, daß ungestraft keine Forschung diese Formprinzipien außer Acht läßt; und wie Pascal, als er Klarheit suchte über die Grundbegriffe der Logik, seine ersten Fragen an die Mathematik mit ihren einfachen Raumverhältnissen richtete, so greift vielleicht, wer, um die Probleme der dritten darstellenden Kunst, der dramatischen, in ihrem Wesen zu erkennen, ein Vorbild sucht, das nicht alle Kunst unterschiedslos in den großen Brühkessel „Stimmung" wirft, zu den Auseinandersetzungen Hildebrands über die bildende Kunst, als dem Schaffen in einfachen Verhältnissen gegenüber dem in der vielfältigen Verkettung menschlicher Seele. — Freilich wer ist da unter Berufenen auserwählt?

Leipzig Wolf Dohrn

Roman des gnädigen Fräuleins

1

Unser Dienstmädchen war ein junger Aff,
sah aus wie die Tugend selber —
auf einmal wurde sie faul und schlaff,
ihre Backen dünner und gelber.

Mutter hat sie zum Arzt geschickt,
der sollt ihre Krankheit ergründen:
da hat sie geknickt und halb erstickt
gebeichtet ihre Sünden.

---

* Leipzig 1897.
** München 1899.
*** Vgl. Andreas Aubert „Der Dornauszieher auf dem Kapitol und die Kunstarchaeologie" (Zs. für bildende Kunst, November-Dezember 1900). Dazu unabhängig von Hildebrand und vor ihm E. Löwy „Lysipp und seine Stellung in der griechischen Plastik (Virchow-Wattenbachs Sammlung, Heft 127. 1891).

Digitized by Google

Sie zupfte am Kleid, und das saß ihr so eng,
sie stockte und greinte verlegen,
und Mutterchen sagte so furchtbar streng:
„Reis' heim — mit Gottes Segen!"

Und wie das arme Ding geduckt
dastand in Schluchzen und Beben,
hab ich es staunend angekuckt:
Die durfte das Alles erleben,

die konnte zu ihrem Liebsten fliehn,
da hatten wir nichts zu befehlen,
da war sie groß, denn sie hatte ja Ihn,
den konnte ihr Mutter nicht stehlen!

Und stand sie jetzt dreimal arm und verzagt
und wußt' nichts als Jammern und Heulen:
Beneidet hab ich die schuldige Magd,
ich albernes „gnädiges Fräulein".

2

Du machst mich hungrig und durstig, ach —
und läßt mich verdursten, verhungern!
Du rüttelst die schlafende Sehnsucht mir wach —
und ich darf nicht betteln und lungern.

Deine Freundlichkeit konnte mich sonnen und wärmen,
deine Stimme, dein Auge, dein Lächeln und Nicken
durchseligten mich — jetzt muß ich mich härmen
und muß zittern vor kalten, liebloſen Blicken!

Mein Wesen lebt nur von deiner Güte —
und du spendest so karge, seltene Krumen.
Du wolltest, daß ich für dich nur blühte,
und zerstampfst meiner Jugend harmlose Blumen!

3

Mit schenkenden Händen
unwiederbringliche Schätze verschwenden,
das ist mein Glück; nie kannst du's verstehn
und mußt, o häßlich!
und mußt wohl wilde Begier darin sehn!

Du bist zu edel: dir wär's eine Last,
all meine Gaben so hinzunehmen,
wenn du wüßtest, wie überganz du mich hast! —
Es würde dich tief beschämen.

Digitized by Google

4

Ich fühl's genau, du liebst mich nicht,
drum sag auch nicht, du thust es ja;
die Liebe macht kein feindlich Gesicht
und ist nicht bloß zuweilen da.

Wenn Liebe ist, was du so nennst,
das Feuer, darin du manchmal brennst:
wie heiß' ich dann
den ewigen Bann,
der mich eisern umklammert?
Dann ist es Wahnsinn und ist Gespenst,
dies klare Gefühl: ich gehöre dir an!
das heute jubelt und morgen jammert
und doch nichts anderes will und kann!

5

Ja, du verachtest mich,
weil ich bin dein:
du magst nicht herrschen, — ich
soll stolzer sein.

Begreif es, liebster Herr,
daß, wenn du schiltst,
du mir noch köstlicher
und höher giltst.

Oft zürn ich selbst ja, wie
in mir die Magd
demütig beugt das Knie,
und gar nichts wagt.

Wenn sie den Stolz verlor
und dient und schweigt:
die Liebe ist's, wovor
sie tief sich neigt!

6

O, ich bin dumm und halb verrückt,
mich so in dich zu vergaffen:
Ich opfre dir alles, du bist nicht beglückt —
doch was hat Liebe mit Klugheit zu schaffen!

Wenn ich was wollte, wenn ich was dächte,
nicht lieben würd ich dich, würde dich hassen:
Du trübst meine Tage, du nimmst mir die Nächte,
du hast mich verzaubert, — nun soll ich dich lassen!

Digitized by Google

Nicht weil du gut bist — du bist ja so grausam! —
muß ich dich lieben und immer lieben:
Weh, weil mein Schicksal so hart ist und grausam,
weil ich dich lieb habe, muß ich dich lieben!

7

Seit ich dir zeigte, wie grenzenlos
ich dir zu eigen bin,
und meinen Leib dir nackt und bloß
hingab als arme Dienerin;

seit ich dir alles und alles gewährt,
womit ich hoffte dich zu beglücken:
hast du meine Liebe nicht mehr begehrt,
und wendest mir jetzt den Rücken.

Was ich so gläubig geoffenbart,
meine Schönheit hast du mit Füßen getreten,
— und war doch jugendzart!
Du stahlst mir jeden reinen Wahn,
nun will ich beten:
Geb Gott, du weißt nicht, was du gethan!

8

In der Loge thront' ich zurückgelehnt,
Der Vater las, und die Mutter gähnt';
ich hatte blasiert durchs Glas gekuckt,
Da hat mich ein bebender Schmerz durchzuckt:
mir war, als erblickt ich zum ersten Mal
auf der Bühne das Leben und seine Qual:
Gretchen, verzweifelt und liebekrank,
da saß das Mädel auf der Bank
und weint — die Welt ist ihr so leer —:
Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer!
Sie möchte mit aller Ferne ringen,
in Sehnsucht den Liebsten zu sich zwingen —
die Hand auf die schauernde Brust gepreßt,
wühlt sie sich im Vergangenen fest,
und will's ertrotzen und wiederhaben,
was tief in ihr Eingeweide begraben —
und wimmert so wehrlos, von Thränen bezwängt,
und lechzt ins Leere und bangt und drängt:
Ach, dürft ich fassen und halten ihn
und küssen ihn, soviel ich wollt:
an seinen Küssen vergehen sollt!

Digitized by Google

Das ist das Stichwort, und allso prompt
ihr Heinrich aus der Kulisse kommt:
Der thät seiner Grethe mit Küssen schmeicheln,
die Striemen ihr von der Seele streicheln,
sie darf sich in Wonnen an ihn pressen,
Glücktaumelnd das zehrende Leid vergessen. . .

Theatergretchen, — da mußt ich lachen!
In starrenden Krämpfen die Nacht durchwachen
muß ich wie lang schon! und in mein Kissen
hab ich mich würgend eingebissen,
mit träumenden Fingern mein Bett umkrallt
und Flüche gestammelt und Glück gelallt.
Des Tages mußt ich mich zeigen und zieren,
als Dame durch die Salons stolzieren,
und kriegte behutsam von Vater und Mutter
die feinsten Zerstreuungen, — Gnadenfutter!
und als hingekrochen ein langes Jahr,
alles nur schwerer und schwärzer war . . .

In der Loge thron ich, von Ekel steif —
Jawohl, meine Herrschaften: such is life!

Hamburg Colly

Die politischen Indiskretionen

1

Die neueste Enthüllung des „Vorwärts" hat eine Flut von Erörterungen hervorgerufen. Während auf der einen Seite die neu bekannt gewordenen Thatsachen besprochen und verwertet werden, wird auf der andern Seite das Hauptgewicht auf die Art gelegt, wie diese Thatsachen bekannt geworden sind. Es wird auf das moralisch Bedenkliche aufmerksam gemacht, das darin liegt, daß die Veröffentlichung vertraulicher Briefe anfängt, Bestandteil unseres politischen Lebens zu werden. Es fehlt nicht an Stimmen, die gegen diese Sittenrichter den Einwand der Befangenheit erheben. Aber der Verpflichtung, die Angelegenheit auch unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten, kann man sich wiederum nicht gänzlich entziehen. Wer auf der einen Seite die Offenlegung geheimer Machenschaften mit Freude begrüßt und auf der andern Seite die Vertrauensbrüche nicht vermehrt, sondern vermindert sehen möchte, befindet sich hier in einer schwierigen Situation. Gründe und Gegengründe gehen schlangenmäßig durcheinander. Vielleicht gelingt es dennoch, bei genauerer Erwägung aller Momente, die von beiden Seiten vorgebracht werden, zu einem etwas mehr konsequenten und auch praktisch verwertbaren Standpunkt zu gelangen.

Digitized by Google

Richtig ist zunächst, wenn man denen, die durch die Enthüllung bloßgestellt sind, zuruft, sie seien nicht die geeigneten, die moralische Entrüstung aufzurufen oder gar Strafgesetze gegen die unbefugte Veröffentlichung von Privatbriefen zu verlangen. Ein Verbrecher, der durch einen noch so schnöden Vertrauensbruch auf die Anklagebank gekommen ist, wird niemals als die geeignete Persönlichkeit betrachtet werden, eine Verschärfung der Strafgesetze gegen Vertrauensbruch zu fordern; man wird, wenn er mit sittlicher Entüstung die Untreue seiner Spießgesellen betont, gegen ihn immer den Verdacht haben, daß er dies thue, um die Aufmerksamkeit von seiner eigenen That abzulenken.

Aber auch wenn die Personen, die gegenwärtig die politischen Indiskretionen bekämpfen, andere, und wenn der Anlaß ein geeigneterer wäre: das Mittel, das sie empfehlen, ist an und für sich nicht empfehlenswert. Bei jedem Übelstande, der sich zeigt, wird heute ein neues Strafgesetz verlangt. Die Vermehrung der Strafgesetze fängt an, eine größere sittliche Gefahr zu sein, als die Verfehlungen, gegen die sie gerichtet ist. Wem die Betonung des Sittlichen im öffentlichen Leben am Herzen liegt, der sollte heutzutage darauf ausgehen, die Strafgesetze zu vermindern. Schon heute hängt es stark vom Zufall ab, ob ein Mensch sein Leben unbestraft beschließt, oder ob er in eine der zahlreichen Fußangeln fällt, die die Reichs-, Landes- und Polizei-Strafgesetze überall aufgestellt haben. Bestraft zu sein hat im großen und ganzen aufgehört, einen sittlichen Makel darzustellen. Belegt man die Indiskretionen mit Strafe, so wird der Bestrafte vonseiten aller derer, die in der Veröffentlichung eine verdienstliche Handlung erblicken, nur doppelt verherrlicht werden. Daß die Furcht vor einer etwaigen Geld- oder dreimonatlichen Gefängnisstrafe (— mehr wagen auch die Befürworter des neuen Strafgesetzes nicht zu verlangen, und jedenfalls nur auf Antrag des Verletzten —) in Zukunft einen Zeitungsredakteur in wichtigen Fällen davon abhalten werde, eine Veröffentlichung vorzunehmen, die er im Interesse des Vaterlandes für geboten hält, ist wohl nicht zu vermuten. Wohl aber würde in manchen Fällen die Aussicht auf eine öffentliche Gerichtsverhandlung den Anreiz noch vermehren.

Andererseits kann nicht zugegeben werden, daß die Zunahme der politischen Indiskretionen etwas Harmloses sei. Zwar ist in den beiden neuesten Fällen, den Briefen des Generalsekretärs Bueck vom Zentralverbande Deutscher Industrieller, ebensowenig wie in den meisten früheren ähnlichen Fällen irgend etwas für die Behauptung beigebracht worden, daß die sozialdemokratischen Redaktionen auf derartige Indiskretionen ausgingen. Die Mitteilung, mit der früher wiederholt derartige Publikationen eingeleitet wurden, daß das Schriftstück „auf den Redaktionstisch geflogen" sei, ist an sich glaublich; ein Angestellter, der eine Indiskretion begeht, hat ein hohes Interesse daran, seine Person wenn möglich auch gegenüber der Redaktion, deren er sich bedienen will, geheim zu halten. Der Redaktion einer politischen Zeitung aber kann nicht wohl ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie ein Schriftstück, das sich unter den eingegangenen Postsachen findet, wenn es für ihre Gegner kompromittierend

Digitized by Google

ist, alsbald in die Druckerei schickt. Wenigstens nimmt man im Publikum an, daß Zeitungsredaktionen in dieser Beziehung nach dem Grundsatze non olet handeln. Der heutige Chefredakteur der Kreuzzeitung ist gewiß ein Mann, dem niemand eine unehrenhafte Handlung zutraut. Wenn er aber eines Tages auf seinem Redaktionstisch einen Brief fände, in dem etwa Bebel sich über Begehrlichkeit der Arbeiter oder Eugen Richter über Unbequemlichkeiten des allgemeinen gleichen Wahlrechts beklagte —, würde er (vorausgesetzt, daß Zweifel an der Echtheit nicht bestehen), in der Rätselhaftigkeit des Zufliegens einen Grund gegen oder für die Erlaubtheit der Veröffentlichung erblicken?

Wenn sonach in solchen Fällen der Vorwurf der Indiskretion nicht die Redaktion trifft, so bleibt immerhin die Thatsache der Indiskretion bestehen. Der 12 000-Mark-Brief, den im Oktober vorigen Jahres die „Leipziger Volkszeitung" veröffentlichte, war, wie es schien, an mehrere Adressaten gerichtet, die zusammen die 12 000 Mark, welche das Reichsamt des Innern zur Agitation für die Zuchthausvorlage wünschte, aufbringen sollten. Damals war man nicht ganz sicher, ob nicht einer der Empfänger, inzwischen in andere Interessen eingetreten, das Schriftstück preisgegeben habe. Der neueste Brief aber, den soeben der „Vorwärts" veröffentlicht hat, ist ein Herzenserguß an den süddeutschen Textilindustriellen v. Haßler über den Ministerwechsel von Berlepsch zu Brefeld. Hier sieht man kaum eine andere Möglichkeit, als daß ein vertrauter Angestellter — sei es des Absenders, sei es des Empfängers — einen Verrat begangen hat. Die „Berliner Neuesten Nachrichten" sprechen die bestimmte Vermutung aus, daß beide Schriftstücke aus den Akten von einem Beamten des Zentralverbandes entwendet worden seien, der im vergangenen Sommer in ein vom Zentralverbande abgezweigtes Bureau unter Verbesserung seiner Stellung eingetreten sei:

„Der Verdacht lenkte sich auf ihn, als dem bekannten 12 000-Mark-Brief eine andere Veröffentlichung folgte und in zuverlässiger Weise in Erfahrung gebracht wurde, daß dieser Beamte der sozialdemokratischen Partei angehöre und bei den letzten Reichstagswahlen an seinem Wohnsitz, einem Berliner Vororte, auch sozialdemokratische Stimmzettel verteilt habe. In der Zeit, die den Veröffentlichungen voranging, ist von seinen Kollegen auch bemerkt worden, daß er sehr reichlich mit Geld versehen war, während früher fast immer das Gegenteil der Fall gewesen war. Es ist wohl anzunehmen, daß seine Parteigenossen den Mann angestiftet haben, die Akten des Zentralverbandes zu berauben, wodurch sie ihn zu einem ehrlosen Menschen gemacht haben. Das mag er selbst empfunden haben, denn im Laufe des vergangenen Dezember hat er seine gute Stellung freiwillig aufgegeben und ist nach Rußland ausgewandert. Man darf vermuten, daß der Vorrat der gestohlenen Schriftstücke noch nicht erschöpft ist, daß die Veröffentlichungen daher so lange fortdauern werden, als es der Sozialdemokratie gelingt, damit Sensation zu machen."

Hierauf erwiderte der „Vorwärts":

„Unrichtig ist in der Geschichte der „Berl. Neuest. Nachr." nur, daß der Beamte Bueds 1898 sozialdemokratische Stimmzettel verteilt habe; so unvorsichtig ist er nicht gewesen, und die Sozialdemokratie benutzt nur vorsichtige Leute. Sonst aber wollen wir, da das Zentralverbands-Organ so viel weiß, nicht anstehen, die Biographie unsres Helfers zu vervollständigen. Die Sozialdemokratie hat dem

Digitized by Google

Manne die doppelte Höhe seines Gehaltes im Zentralverband auf Lebenszeit und eine reichliche Rente für seine Nachkommen bis zum Beginn des sozialistischen Zukunftsstaats ausgesetzt. Sie hat ihm dafür die Verpflichtung auferlegt, nach Rußland zu gehen, wo er vorläufig in das Ministerium für auswärtige Angelegenheiten eingeschmuggelt worden ist, um die dort befindlichen, für die internationale Sozialdemokratie höchst wichtigen Akten auszuliefern. Nach dem Gelingen dieses Plans und nach Verjährung der im Zentralverband verübten Unthaten, wird er von uns im persönlichen Dienst eines Monarchen der Dreibundstaaten verwendet werden."

Die Satire ist hübsch und berechtigt, soweit sie sich gegen die Vorstellung richtet, daß die sozialdemokratischen Redaktionen ein Spionenheer unterhalten. Sie ist aber ganz und gar unberechtigt, soweit sie sich gegen alle wendet, die in derartigen Indiskretionen etwas schwer Bedenkliches finden. Die Gewohnheit, anvertraute Geheimnisse preiszugeben, nimmt bei uns infolge dieser Publikationen zu. Es sind zuweilen Veröffentlichungen erfolgt, die kaum anders als durch Indiskretion eines staatlichen Beamten zu erklären waren, der doch wissen mußte, daß er damit seine beschworene Amtspflicht verletzt. Man kann politisch zur Opposition gehören, und doch ein Erschüttern der Integrität unseres Beamtentums für etwas höchst Bedauerliches halten. Es giebt zwei Arten von politischer Opposition: die eine, die noch immer auf die Zugehörigkeit zu dem Staate, wie er ist, das größte Gewicht legt und die andere, die es liebt, sich selbst gewissermaßen als außerweltlich hinzustellen. Ich glaube, daß schon die heutige Sozialdemokratie diesen außerweltlichen Standpunkt im Ernste nicht mehr einnimmt. Alles aber, was rechts von der Sozialdemokratie steht, ist sicher nur zur Opposition im ersteren Sinne zu rechnen. Und wenn die Sozialdemokratie (was ich einstweilen noch bezweifle) wirklich erklären wollte, ihr sei die zunehmende Indiskretion in dem eidlich verpflichteten Beamtentum gleichgültig, so würde sie sicher in keiner anderen politischen Richtung Unterstützung finden.

2

Man hat den Urhebern derartiger Schriftstücke geraten, sie besser zu verwahren. Aber sie so zu verwahren, daß kein Untergebener mit ihnen zu thun hat, ist unmöglich. Jede nur einigermaßen umfangreiche Organisation beruht auf der Mitarbeit von Untergebenen und auf dem Zutrauen zu ihnen. Nicht nur im Reichs-, Staats- und Gemeindeleben, auch in den größeren industriellen Organisationen, ja, schon in dem umfangreichen Briefwechsel eines viel engagierten Privatmannes ist es nicht mehr möglich, auch nur den vertraulichen Teil vor den Augen der Angestellten zu bewahren. Ja, die Erfahrung lehrt, daß Schriftstücke, gerade wenn man sie anders als im gewöhnlichen Geschäftsgang behandelt und am sorgfältigsten zu verschließen beabsichtigt, am allereheften der Indiskretion anheimfallen, weil der schützende Apparat der ordnungmäßig arbeitenden Registratur in diesem Falle fehlt. — Wenig weiser ist der gute Rat, daß Leute, die über politische Dinge schreiben, sich anzüglicher Ausdrücke entthalten und sich bewußt bleiben mögen, daß ihre Ausdrucksweise eines Tages veröffentlicht werden könnte. Abgesehen davon, daß die Zahl der politisch thätigen

Digitized by Google

Männer etwas gar sehr zusammenschrumpfen würde, wenn nur diejenigen dazu gehören sollten, die mit der einmal unentbehrlichen temperamentvollen Wärme gleichzeitig ein ebenso hohes Maß von Kühle im Ausdruck zur Verfügung haben sollten, so sind wenigstens in jenen beiden Briefen gar nicht die Ausdrücke das Aufsehenerregende, sondern das, was in ihnen ausgedrückt ist. „Daß wir endlich doch Herrn v. Berlepsch kleinbekommen haben", hat nicht um des Ausdrucks willen Aufsehen erregt, sondern um der Thatsache willen, daß der Zentralverband sich als den Ministerstürzer betrachtet. Daß nur zum Zwecke dieses Sturzes das „im übrigen ganz vernünftige Handelskammer-Gesetz" abgelehnt wurde, ist eine im Ausdruck vollkommen einwandsfreie Wiedergabe des Grundsatzes, daß eine parlamentarische Mehrheit Gesetze nur solchen Ministern bewilligt, die ihr Vertrauen haben. Daß der Zentralverband das „etwas eigentümliche" Verlangen des Reichsamts des Innern nach 12 000 Mark nicht zurückweisen will, das ist allerdings auch um des Ausdrucks willen beachtet worden. Aber kompromittierend ist dieser Ausdruck nicht für den Zentralverband, sondern nur für die Reichsregierung.

3

Wenn also weder Strafen gegen die Verräter, noch größere Vorsicht vonseiten der Verratenen in Zukunft die Indiskretionen verhindern können, so bleibt logischerweise nur ein einziges Mittel möglich, um ihnen ein Ende zu machen: mögen die Verratenen in Zukunft nicht ängstlicher, sondern mutiger werden und mögen sie das, was sie in Heimlichkeit gethan haben, in Zukunft in aller Offenheit thun. Dann das Blamable der Enthüllung liegt nicht darin, daß der Zentralverband einen politischen Einfluß haben, sondern daß er ihn verheimlichen wollte.

An diesem Punkte zeigen sich die Schäden des politischen Systems, unter dem wir regiert werden. Unser neueres Verfassungsleben ist seinem äußeren Rahmen nach auf denselben Grundlagen erwachsen, wie das der andern westeuropäischen Monarchieen: ein frei gewähltes Parlament neben einem erblichen Monarchen. Mit den Parlamenten gleichzeitig wurde in Deutschland die Anschauung übernommen, daß der Monarch seine Ratgeber nicht anders suchen werde, als aus den maßgebenden Parteien des Parlaments. Dies konnte man um die Mitte des Jahrhunderts wohl als die herrschende Anschauung der gebildeten Kreise Deutschlands bezeichnen. Auch als Fürst Bismarck in dem von ihm begründeten Staatswesen eine historische Stellung ohne Gleichen einnahm, blieb jene Anschauung bestehen, mit der Modifikation, daß in dem jungen Reich in statu nascendi ein Ausnahmefall vorliege. Zwar hat Bismarck selbst stets den Standpunkt eingenommen, daß nicht um seiner Person willen, sondern grundsätzlich die Ministerstellung bei uns von parlamentarischen Bewegungen unabhängig und ausschließlich vom Willen des Monarchen abhängig sei. Derartige grundsätzliche Äußerungen aber wurden zu Anfang der siebziger Jahre von der öffentlichen Meinung wenig ernst genommen. Ziemlich allgemein

Digitized by Google

erwartete man, daß früher oder später auch Deutschland ein parlamentarisches Regime bekommen werde. Eine Wendung trat erst mit der Neugruppierung der Parteien aus Anlaß des Zolltarifs von 1879 ein. Seitdem der Träger der politischen Entwickelung Deutschlands, der ältere Liberalismus, durch die damals entfesselten Leidenschaften in Trümmer gegangen war, seitdem die Forderung, das Ministerium aus der Mehrheit zu nehmen, erlosch, weil jede kompakte Mehrheit und jede Aussicht auf eine solche zerstört war, seit damals gewann das Dogma von der Ernennung der Minister in Unabhängigkeit von jeder parlamentarischen Strömung die Oberhand und mußte sie wohl gewinnen.

Zwei Jahrzehnte sind seit damals ins Land gegangen, und das Ergebnis ist: daß ein Minister aus königlicher Machtvollkommenheit entlassen wird und aus dem Hintergrunde das Gekicher einer Klique erschallt: „den haben wir klein bekommen!“ Und der ebenfalls aus freier königlicher Machtvollkommenheit ernannte neue Minister muß sich einem dreiviertelstündigen Examen unterwerfen, nach dessen Abschluß ihm das Placet erteilt wird. Es ist erreicht, daß bei uns die Minister gehen und kommen ohne sichtbare Einwirkung des Parlaments. Aber es ist gleichzeitig erreicht, daß Entlassungen und Ernennungen stattfinden unter einem Drucke, der mächtiger ist, weil er weniger sichtbar arbeitet. So fällt die Monarchie, die die Charybdis des Parlaments vermeiden will, in die Scylla der Kliquen und Coterieen.

Die politischen Indiskretionen werden nicht früher aufhören, als bis die heimlichen Machenschaften aufhören werden. Daß im Zeitalter der wirtschaftlichen Interessen-Gegensätze, wie sie seit zwei Jahrzehnten unsere Politik beherrschen, der mächtigste industrielle Verband auf Einfluß verzichten soll, — ein solches Verlangen gehört in die politische Kinderstube. Aber er muß diesen Einfluß offen durch das Medium geltend machen, das dazu bestimmt ist: durch das Parlament. Nimmt man ihm diese Möglichkeit, indem man es als den Ausbund aller staatsmännischen Weisheit hinstellt, daß ein Parlament auf Ministerwechsel keinen Einfluß haben oder daß man ihn wenigstens nicht eingestehen dürfe, so drängt man derartige potente Kreise zur Heimlichkeit und ihre Gegner zum Preisgeben dieser Heimlichkeiten. Wie Friedrich Wilhelm III. in der großen Stein-Hardenberg'schen Staats-Reorganisation seinen königlichen Willen an die Minister band, um von den Fangarmen unverantwortlicher Kabinetsräte befreit zu werden, so hat die heutige Monarchie ein Interesse daran, den Einfluß eines legal gewählten Parlaments zu stärken, um sich von den Fesseln geheimer Coterieen befreien zu können.

Wenn wir also das Heilmittel gegen die unserm politischen Leben nicht zur Zierde gereichenden politischen Indiskretionen nur in einer größeren Betonung der Öffentlichkeit des Staatslebens erblicken können, so haben wir damit die ganze Frage auf ein Gebiet gebracht, auf dem die Erfahrungen unserer Zeit nicht gerade besonders Neues bieten. Die politischen Indiskretionen haben in früheren Zeiten eine weitaus größere Rolle gespielt, als heutzutage. Die älteren Gesandschaftsberichte sind voll von

Digitized by Google

dem Bestreben, entdeckte Heimlichkeiten nach Hause zu berichten. Gelegentlich entfallene Äußerungen, aufgefangene Briefe, selbst Dienstbotengeklätsch aller Art wird nach Haus berichtet. Die Spionage betrfft meistens Gegenstände, die heute durch den Druck veröffentlicht werden. Die Höhe der Staatsschulden, Eingänge und Rückstände der Steuern, die Kopfzahl der bei der Fahne gehaltenen Soldaten, — alles das waren im 17. und 18. Jahrhundert emsig gehütete Geheimnisse. Seitdem die Staaten eingesehen haben, daß sie bei der Öffentlichkeit besser fortkommen, ist den Schnüfflern ein Hauptteil ihrer Thätigkeit entzogen. Aber es hat lange gedauert, bis sie zu dieser Einsicht kamen, und wer für größere Öffentlichkeit eintrat, war argen Anfeindungen ausgesetzt. Der Göttinger Statistiker Schlözer, der in seinen „Staatsanzeigen" statistische Daten, die ihm bald von Diesem, bald von Jenem zugesteckt wurden, veröffentlichte, war in den Ministerien eine der bestgehaßten Persönlichkeiten. Kurz nach Ausbruch der französischen Revolution hielt man es gar für notwendig, seine wissenschaftliche Zeitschrift zu verbieten. Und wenige Jahre darauf begann man mit der Begründung staatlicher statistischer Bureaus, denen später die Aufgabe gestellt wurde, von Staatswegen die Nachrichten zu veröffentlichen, deren Geheimhaltung bis dahin die Quintessenz aller Staatsweisheit gebildet hatte. Wenn einmal eine Geschichte der Offenheit und Ehrlichkeit im Staatsleben geschrieben werden wird, so wird der politischen Indiskretion darin die Rolle des zwingenden Vorläufers zuerteilt werden.

Charlottenburg-Berlin Dr. Jastrow

Baupolizei und öffentliche Kunst

Die nun wohl allgemein bekannten modernen Fortschritte der bildenden Künste haben diesen ein neues und erfolgreiches Leben gebracht, soweit es sich in der Hauptsache um das handelt, was man private Kunst nennen könnte. Vor allem war es ja das Gebiet der Bildermalerei, in das jene Fortschritte unter dem Namen einer „Moderne" oder eines Sezessionismus eingezogen sind. Daneben haben das Kunstgewerbe oder, weiter gefaßt, die dekorativen oder anhängenden Künste und dann auch die „Schwarzweiß-Kunst" oder die zeichnenden Künste engeren Sinnes einen allerdings erst langsam zur Geltung kommenden Aufschwung genommen. Die Plastik hat sich an diesem Aufraffen jedenfalls auch beteiligt, aber doch wieder mehr im Zug einer privaten Kunst: so weit sie hingegen öffentlich wirken soll, also zumal als Denkmalskunst, weist sie, trotz der vielberufenen „Hausse" in dieser, nichts wesentlich Neues auf; und die ganz eigentlich „öffentliche" Frage nach einer richtigen Aufstellung der Denkmäler ist, wie die ganze nachher zu erörternde Angelegenheit, zu der sie gehört, ebenfalls nicht wesentlich vorwärts gerückt. Daß es die Baukunst im Ganzen noch zu keinem Stil der Gegenwart gebracht hat, ist oft bedauert worden; daß sie aber in der modernen Villa, im modernen

Digitized by Google

Warenhaus und sonst noch in einer oder der anderen Gattung von Bauten Tüchtiges, selbst Neues und einigermaßen Stilbildendes geleistet hat, konnte bereits mit Recht betont werden. Solche Fortschritte greifen bereits in das Gebiet ein, das man als öffentliche Kunst bezeichnen könnte; sie bestimmen ja den künstlerischen Eindruck mit, den man im öffentlichen Leben der Straße, eventuell beim Verkehr in öffentlichen Gebäuden, empfängt. Wenn wir aber ganz eigentlich von einer öffentlichen Kunst sprechen wollen, so ist unser Feld nicht das Bauen, sondern das Bebauen; nicht das Gebäude, sondern der Baublock und die Straße und der Platz, eventuell auch der Hof oder dergl.; nicht die Architektur, sondern der Städtebau, nicht die Denkmalskunst, sondern die Kunst des Aufstellens der Denkmäler; und dazu kommt endlich die Art und Weise, wie für öffentliche Kunstpflege, insonderheit für dramatische Aufführungen und dergl. mehr die richtigen Räumlichkeiten und Umgebungen geschaffen werden.

In Kürze handelt es sich um all das, was man schlechtweg Stadtbaukunst nennen mag. Auch sie besitzt ihre Moderne; auch für sie traten Reformatoren, zumal innerhalb der letzten Jahre, auf, die zeigten, daß die heutige Stadtbauweise, insbesondere die geometrische Schematik der geraden, breiten Straßen, vom historischen, ästhetischen, hygienischen und verkehrspraktischen Standpunkt aus zu bekämpfen ist, und zwar auch im Verhältnis zu den Anforderungen, welche die Gegenwart an Verkehrsfreiheit usw. stellen muß. Die Erfolge dieser Reformbestrebungen sind bis jetzt noch minimal, und zwar einerseits deshalb, weil das Publikum noch nicht für sie gewonnen ist, andererseits darum, weil sie allenthalben mit polizeilichen Bauordnungen zu thun haben, die zwar in hygienischer Beziehung manches Gute leisten, jedoch von jenem Reformgeist fast nichts verspüren lassen, vielmehr durch eine bureaukratische Schematik selbständige Regungen beinahe ganz hindern.

Hier ist nicht der Ort, die gesamte Debatte über die „Stadtbaufrage" zu entrollen, noch auch, die einschlägigen Polizei-Ordnungen vorzuführen. Auch die Frage, wie weit man in solchen Dingen überhaupt polizeiliche Beschränkungen oder lieber ein freies Spiel aller guten und schlimmen Kräfte wünscht, würde hier von unserem Weg abführen. Es handelt sich heute ja darum, mit den bestehenden Ordnungen auszukommen und künftigen Verbesserungen vorzuarbeiten, künftigen Verschlechterungen vorzubeugen. Für Berlin selbst gilt die Bauordnung vom 15. August 1897, die gegenüber der vielbefehdeten früheren vom 15. Januar 1887 jedenfalls einen Fortschritt bedeutet; ergänzende Bestimmungen zu dieser, vom 31. Oktober 1889, regeln die bauliche Anlage und die innere Einrichtung von Theatern, Zirkusgebäuden und öffentlichen Versammlungsräumen. Für die Vororte von Berlin wurde am 22. Januar 1894 eine Bauordnung erlassen, die sich zum Teil bemüht, den halbländlichen Baubedürfnissen gerecht zu werden; für die innerhalb der Ringbahn gelegenen Teile der Vororte ist an ihre Stelle seit dem 22. August 1898 eine auch Charlottenburg und Plötzensee umfassende Bauordnung getreten, die jenes Bemühen nicht teilt.

Digitized by Google

Wir können nun ein näheres Eindringen in die Paragraphen aller dieser Ordnungen und in die Kritik, die ihnen gebührt, und die zum Teil bereits in verschiedentlicher Litteratur niedergelegt worden ist, in ein kurzes Ergebnis zusammenfassen: sie sorgen in einer nicht üblen Weise für die Hygiene der Gebäude; sie sorgen auch für die Freiheit des Verkehrs, wenigstens soweit es die Gebäude betrifft; sie hemmen die Ausbeutung der Bewohner durch das Bauunternehmertum, wenigstens so weit es die krassesten Schäden betrifft (allerdings nicht auch die Ausbeutung der Bauarbeiter durch den Bauschwindel), und sie sorgen dafür, daß jene Hemmung in den äußeren Bezirken noch mehr geschehe, als in den inneren, samt der schon erwähnten Fürsorge für mehr oder minder ländliche Verhältnisse. Sonst aber muß gegen sie die dringliche Anklage erhoben werden, daß sie von sozialpolitischem und von künstlerischem Geist nicht im geringsten erfüllt sind.

Was zunächst das Künstlerische betrifft, so liegt in unseren Bauordnungen und in den sie deutenden Ansichten auch keine entscheidende Absicht vor, etwas Näheres dafür zu thun. Als vor einiger Zeit das Berliner Polizeipräsidium aufgrund des „Verunstaltungsparagraphen" des Allgemeinen Landrechts einem Maler und Hausbesitzer am Pariser Platz die Herstellung eines Ateliers verwehrte, weil dessen Glasdach die Umgebung des Brandenburger Thores verunstalten würde, und der Oberpräsident die Beschwerde verwarf, gab schließlich das Oberverwaltungsgericht der Beschwerde statt: nur bei groben Verunstaltungen von Straßen und Plätzen könne die Polizei die Baugenehmigung versagen; Bauästhetik dürfe nicht von der Polizei getrieben werden. Im Gegensatz dazu verlegt sich die Münchener Bauordnung von 1895 ausdrücklich auch auf Ästhetik. U. a. gestattet sie Vorbauten über die Baulinie hinaus nach der Straße zu „aus ästhetischen Rücksichten unter der Bedingung", „daß die Baulinie im Anschlusse an die Nachbargebäude wieder eingehalten wird". Dem gegenüber wird das einfachere und der künstlerischen Freiheit förderlichere Verhalten der Wiener Bauordnung gerühmt. Sie unterscheidet durchweg zwischen der Baufluchtlinie, also dem Rand des eigentlichen Bauwerkes, und der Straßenfluchtlinie, also dem Rand der eigentlichen, dem Fahren und Gehen dienenden Straße, und giebt die Fläche zwischen beiden Linien, abgesehen von ihrer Benutzung zu Vorgärten, bis zu einem gewissen Grade für die Bebauung frei. Man darf wohl dazusetzen, daß an dem Interesse für den Abstand zwischen diesen beiden Linien der Geist einer Bauordnung schon einigermaßen zu erkennen ist. Die ältere Bauordnung für die Vororte Berlins verlangt, daß bei Berechnung der Fläche, die bebaut werden darf, der Vorgarten mit in Ansatz gebracht werde, giebt also dem Bauenden, der dann dahinter umsomehr Fläche überbauen darf, die Anregung, sich einen Vorgarten — im allgemeinen immer etwas Wünschenswertes — zuzulegen; die Bauordnung für Berlin selbst und die neue Vororte-Bauordnung verlangen es nicht, erwecken also dem Bauenden von hier aus kein Interesse am Anlegen von Vorgärten.

Wenn ferner eine Bauordnung die Höhe der Gebäude abhängig macht

Digitized by Google

von der Breite der Straße, so ist es abermals ein gewichtiger Unterschied, ob diese Breite von Bauflucht zu Bauflucht angesetzt wird oder von Straßenflucht zu Straßenflucht. Wenn dies, so wird die Breitenausdehnung der Straße selber erzwungen, und das Interesse für Vorgärten, die ja diese Breite nur noch fortsetzen würden, fällt von da aus abermals weg. Gilt aber die Breite von Bauflucht zu Bauflucht, so braucht nicht auch die eigentliche Straße ebenso breit zu sein, vielmehr liegt die Anregung nahe, einen Teil der erzwungenen Gesamtbreite an Vorgärten und dgl. zu wenden. Dieser günstigere Ansatz wird von der 1894 er Bauordnung für die Vororte und außerdem noch von der Münchener Bauordnung gemacht; die für Berlin selber von 1897 und die neuere Berliner Vorortsordnung von 1898 dagegen halten sich an jenen ungünstigeren Ansatz der Straßenfluchtberechnung.

Nun ist aber überhaupt die Abhängigkeit der Gebäudehöhe von der Straßenbreite, also die Erzwingung einer überflüssigen und oft schädlichen Breite der Straße, ein gemeinsamer Hauptschaden aller dieser Bauordnungen. Im Ganzen gilt fast überall das eine Schema von den 22 Metern, bis zu denen die Häuser in der Fassade hoch sein dürfen, wofern die Straße ebenso breit ist wie das Gebäude hoch; nur bis zu zwölf Metern ist das Gebäude unabhängig von der Straßenbreite gelassen. Damit wollten die Bauordnungen dem vorbeugen, daß es den Bewohnern in allzu engen und hohen Straßen an Licht, Luft und Verkehrsfreiheit mangle; und direkt mag man hier ja zustimmen. Aber indirekt ist die Sache um so schlimmer. Die drei Hauptübel davon sind diese: erstens ist eine so allgemeine Bestimmung überhaupt eine Rücksichtslosigkeit gegen die Ansprüche der so mannigfach verschiedentlichen Bauverhältnisse, zweitens wird dadurch speziell die von der Reformbewegung im Städtebau so dringend verlangte Ausbildung verschiedener Arten von Straßen, zumal der intimeren „Wohnstraßen", verhindert, und drittens folgt aus der großen Straßenbreite eine große Tiefe der Baublöcke und damit die ganze Schreckenswelt des „Hinterhauses". Ähnlich steht es mit der Unterscheidung von „Zonen" für die Ausnutzung der Baufläche; d. h.: in gewissen und zwar mehr nach innen gelegenen Partieen der Stadt darf ein größerer prozentischer Teil des Grundstücks überbaut werden, in anderen und zwar mehr nach außen gelegenen Partieen darf nur ein geringerer Teil des Grundstücks überbaut werden. Auch darin steckt eine nicht üble Tendenz; allein wiederum wird — namentlich im Gegensatz zu Theodor Fischers freier Zonenbauordnung für München 1900 — der Fehler eines starren Schematismus begangen. An manchen Punkten kann eine solche Bestimmung zum Segen, an manchen hinwider zum Fluch werden. U. a. nehmen alle diese Vorschriften (mit einer oder der anderen Ausnahme) keine Rücksicht auf die verschiedentlichen Situationen, die sich aus der verschiedenen Zahl von Stockwerken ergeben: also auf die Dringlichkeit milderer Bestimmungen bei einer geringeren und schärferer bei einer größeren Geschoßzahl (Verlangen nach einer „Geschoßbauordnung").

Man sieht leicht, welche Hoffnungen durch all diese starren Vorschriften ganz besonders unterdrückt werden: es sind die auf eine Regelung

Digitized by Google

des Wohnungswesens der Arbeiter. Die Arbeiterkaserne ist eine der vielen schlimmen Folgen unserer Bauordnungen.

Besser steht es mit der Fürsorge für die Anlage und Einrichtung von Theatern u. s. w. (Polizei-Ordnung vom 31. Oktober 1889). „Besser" — d. h. es sind Vorschriften da, die eine allzu gefährliche Zusammenpferchung des Publikums, eine allzu große Feuersgefahr u. dgl. mehr verhindern; und dabei ist doch auf die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse sowie auf die geschäftliche Existenz der einzelnen Unternehmungen eine weitgehende Rücksicht eingehalten. Einige Umbauten, die letzter Zeit zu Berlin in Theatern und in Konzertsälen vorgenommen wurden, haben auch bereits vieles verbessert. Noch mehr zu verlangen ist allerdings ein starker Anspruch an die materiellen Kräfte unserer Kunststätten. Und doch muß es warnend gesagt werden, daß diese zum Teil immer noch ungenügend eingerichtet und geschützt sind. Es ist besser, als Unglücksrabe verklagt zu werden und nachher, wenn nichts geschehen war, als ein mutwilliger Beunruhiger der Gemüter dazustehn, als zu schweigen, wo man eine wenn auch geringe Gefahr vor sich sieht. Hauptsache: viele unserer Theater und Konzertsäle stehen zu wenig frei, und sie enthalten, zumal vor den Garderoben, zu wenig Raum für die Bewegung des Publikums, namentlich wenn es vor einem Unglück flüchtet. Die königlichen Theater und das Theater des Westens dürften zwar annähernd mustergiltig eingerichtet sein, und die Singakademie steht wenigstens zum größten Teile frei. Aber in ihr, in der Philharmonie und dann z. B. im Zentraltheater und selbst im Belle-Alliance-Theater möchte ich nicht dabei sein, wenn ein Feuer oder auch nur eine Panik ausbricht. Bis das Publikum aus den meist in tiefem Baublock-Hintergrund liegenden Räumen durch die teilweise schmalen Gänge hindurch, ungerechnet ein oft sehr naheliegendes Verirren, ins Freie gelangt, und bis Archive u. dgl. gerettet werden können, ist leicht schon namenloses Unglück geschehen.

Auch im Theaterbau giebt es eine „Moderne", mit sehr radikalen Vorschlägen, zumal sei dem Wiener Ringtheaterbrand. Eine Hauptforderung dabei ist die, daß vom Theatergebäude alles fernzuhalten sei, was in ihm nicht unbedingt erforderlich ist: also alle Wohnungen, Geschäftsräume, Archive u. dgl. m. Die erwähnte Polizei-Ordnung enthält derartige Verbote nur innerhalb weiter Grenzen. Wollte ein Fachmann vom Theaterbau die betreffenden Räume in Berlin durchwandern, er würde wohl recht besorglich gestimmt werden. Und unsern künstlerischen wie sozialen Verhältnissen fehlt es gerade noch, daß sie von so elementaren Fragen wie den hier besprochenen abhängig bleiben.

Berlin-Halensee Hans Schmidkunz

Digitized by Google

Einsamkeit

(Aus dem Tagebuch des Einsamen*)

1. Juli.

Ich will allein sein, ganz allein. Ich hasse die Menschen! — —

Gestern traf ich den Braune auf der Straße, den Beamten von der Bank. Er lachte hämisch, als er mich sah: „Wissen Sie schon," sagte er, „wir bekommen nächstens eine Verlobung."

„Was gehen mich Verlobungen an. Ich pfeife drauf."

„Ja, ich weiß, Sie pfeifen drauf. Wir alle pfeifen drauf. Aber deshalb wird man doch noch davon reden können. Denn seltsam ist diese Verlobung, das müssen Sie zugeben. Was ging alles voraus! Da geben Sie sich solche Mühe, versäumen keinen Ball, sind immer um sechs Uhr auf dem Johannisplatz, wenn sie kommt, um spazieren zu gehen; Sie rollen die Augen und lächeln freundlich; Sie richten es so ein, daß Sie immer in der Mitte, genau vor dem Denkmal zusammen treffen. Sie lassen sich sogar Ihren Bart so stutzen, wie sie es gern hat; denn Sie wissen, wie sie es gern hat; sie hat sich einmal darüber geäußert. Sie geben ein Vermögen für Blumen aus . . ."

Ich hatte ihn sprechen lassen, weil es mich amüsierte zu sehen, mit welchem Eifer er mir alle diese Dinge beizubringen suchte. Er glaubte, mich recht ärgern zu können; aber er irrte sich. Fiel mir nicht ein, mich zu ärgern, nicht im geringsten. Ich blieb so kalt, als ob er vom Mausergewehr gesprochen hätte. Pah! . . . Aber schließlich unterbrach ich ihn doch. Er wurde mir lästig mit seinem Plappern.

„Von wem sprechen Sie denn eigentlich?" sagte ich: „Was gehen mich Ihre Geschichten an, Verlobungen und solche Sachen! Sprechen wir lieber vom Wetter. Es ist schön, und ich will morgen eine kleine Reise antreten."

„So? eine kleine Reise! — Sie haben ganz Recht, wenn ich Zeit hätte, würde ich mit Ihnen kommen. — Aber was ich sagen wollte! Sie hat gar kein Geld, nicht einen Kreuzer, heißt es, und doch hat sich Edmund Wachter um sie beworben. Nun, es ist eben eine Liebesheirat, übrigens auch von ihrer Seite."

„Sie kommen schon wieder auf Dinge, die mich gar nicht interessieren, ich habe es schon einmal angedeutet, wie Sie sich erinnern werden; lassen Sie doch heiraten, wer da will. Ich heirate nicht."

„Ja Sie, freilich! Aber an Ihnen liegt's nicht. — Es liegt doch wohl mehr an dem Fräulein. Die ganze Stadt spricht davon. Man wirft ihr Koketterie vor. Zuerst, sagen die Leute, hat sie Sie begünstigt und nun auf einmal zieht sie Ihnen den Andern vor, weil er mehr Geld hat."

„Wer spricht so? mit dem Herrn möchte ich ein Wörtlein reden. Das ist eine ganz gemeine Verleumdung. Recht hat sie, wenn sie den Wachter heiratet. Niemand nimmt es ihr übel; ich selber am wenigsten, hätte auch keinen Grund dazu; denn unsere Bekanntschaft ist nur ganz oberflächlich, — hören Sie, Herr Bankbeamter: ganz oberflächlich! Und der Wachter ist reich und stattlich und hat eine Stellung, und sie wird ihn lieben. Wie sollte sie auch nicht? Übrigens, was geht uns das an? Ich habe schon einmal gesagt, daß mich die Sache gar nicht interessiert. Zudem mache ich nächstens eine kleine Reise; es ist möglich, daß ich schon morgen früh abfahre."

---

* Beginn eines um Ostern bei Alfred Janssen, Hamburg, erscheinenden Romans von R. Huldschiner.

Digitized by Google

„So! — Aber Sie haben mir doch erst vor wenigen Tagen gesagt, daß Sie wahrscheinlich sogar den ganzen Sommer hier in der Stadt zu verleben gedenken?“ Er sah mich pfiffig an und lächelte.

„Nun, ich habe meinen Plan eben geändert. Grad' heut früh war das Wetter so schön, und da beschloß ich eine kleine Tour in die Berge zu machen. Vielleicht bleibe ich auch länger fort. — Ja! Vielleicht komme ich auch gar nicht wieder. — Leben Sie wohl.“

Ich lüftete den Hut und ging davon. Mir lachte das Herz, daß ich ihn so verblüfft hatte. Ich war ganz Freude durch und durch. Aber der unausstehliche Mensch kam mir nachgelaufen und sagte noch schnell:

„So geben Sie mir wenigstens die Hand zum Abschied, Sie Sonderling. Und teilen Sie mir Ihre neue Adresse mit, damit man Ihnen mal schreiben kann.“

Ich lief aber schon weiter und schrie nur noch zurück, daß ich mich schön hüten würde, als er doch noch einmal herankam und flüsternd, als ob es ein großes Geheimnis wäre, mir zuraunte:

„Noch eins; die Else heiratet schon in zwei Monaten.“

Dann war er weg, und ich eilte nach Hause zu kommen. — Den habe ich schön angeschmiert, so dachte ich bei mir. Furchtbar habe ich ihn geärgert, diesen unangenehmen Schwätzer. Er meinte Wunder wie mich aufzubringen mit diesen Geschichten, die mich gar nichts angehen. Pah! Diese Verlobung. Ich kenne ja das Mädchen gar nicht. Ein paar mal habe ich mit ihr getanzt, und dann trafen wir uns einigemal auf der Straße, nun ja; das ist aber alles. Ein x-beliebiges Mädchen, eine von den vielen, mit denen ich in diesem Winter getanzt. Was will das sagen! Nein, ich hatte wirklich keinen Grund mich zu ärgern, wie dieser Braune da merkwürdigerweise angenommen hat. Und ich that es auch nicht. — Ja, wenn er wüßte, was damals geschehen ist, als wir in dem kleinen Zimmer neben dem Ballsaal hinter dem Palmenversteck saßen. Damals hatte sie mich geküßt. Ja, wenn er das wüßte! Aber er weiß es nicht; das kann niemand wissen. Vielleicht ist es auch gar nicht wahr. Ich war damals entschieden betrunken und rede mir nun den Unsinn mit dem Küssen nur ein. — So ist's. Es kann gar nicht wahr sein. — Wie sollte sie mich auch geküßt haben! — Sie heiratet ja demnächst den Wachter! — Merkwürdig, wie schlecht ich aufgelegt war! Und sogar trotz des schönen Wetters. Hatte nicht einmal die Ausrede, daß nur der trübe Himmel auf mir lastete. Der war noch ziemlich klar. Da stand ich nun vor einer Bank der Promenade und schaute auf zwei über Kreuz gelegte, abgebrannte Streichhölzer auf dem Sitzbrett, ohne zu wissen warum. Was gingen mich diese Streichhölzer an? Ich hatte doch wahrhaftig anderes zu denken. Zum Beispiel an die Vorbereitungen zu meiner Reise. Hatte ich nicht dem Braune gesagt, daß ich morgen verreisen wollte? Wie kam ich nun auf einmal zu dieser Idee? frage ich bloß. Wohin soll ich denn verreisen und warum nicht lieber hier bleiben in der Stadt, die um diese Jahreszeit immer ganz besonders schön zu sein pflegt? Ein unsinniger Einfall! . . .

Ich sah immer noch auf die beiden Streichhölzer, die ganz ruhig dalagen. Und dann setzte ich mich hin und redete zu ihnen, ganz wie zu einem Menschen. Ich war offenbar etwas nervös an diesem Abend.

Warum sollte ich nicht verreisen? fragte ich sie. Es liegt gar nichts dagegen vor; im Gegenteil, es wird mir wahrscheinlich sehr gut thun, ein wenig höher hinauf

Digitized by Google

in das Gebirge zu gehen, zunächst auf ein paar Monate, in eine Gegend natürlich, wo es wenig Menschen giebt. Denn es ist ganz merkwürdig, wie sehr ich seit wenigen Tagen die Menschen im Allgemeinen haßte. Und dabei hatte mir keiner etwas gethan.

Die Streichhölzer lagen ganz ruhig; je länger ich sie betrachtete, desto merkwürdiger erschienen sie mir, ich weiß nicht warum; denn sie hatten gar nichts Absonderliches an sich; es waren ganz gewöhnliche Schwefelhölzer, die ein Kind abgebrannt und dann sorgfältig über Kreuz hingelegt hat. Und doch hatten sie einen merkwürdigen Ausdruck; da lagen sie nun vergessen und von den Menschen mißachtet und hatten doch vorher durch ihr lustiges Brennen ein Kinderherz entzückt. Die Spaziergänger liefen achtlos daran vorüber, als ob es gar nichts wäre. Und nur ich empfand Mitleid mit ihrer Verlassenheit. Ich hob sie auf und legte sie dann genau wieder so hin, wie sie zuerst gelegen hatten. Ja, war ich denn allein begabt mit Mitgefühl? Warum gerade ich? Ich hatte doch wirklich anderes zu denken. —

Woran dachte ich doch gerade? . . . Ach so, ja: in zwei Monaten sollte die Hochzeit sein, schon in zwei Monaten. Sieh, sieh! wie die es eilig haben. Sie können es gar nicht erwarten.

Ich stieß die Streichhölzer von der Bank und erhob mich. Es war schon ganz dunkel geworden, und der Laternenanzünder ging von Pfahl zu Pfahl. Es war lustig zu sehen, wie eine Flamme nach der andern sich entzündete. Das war wie ein Feuer, das langsam vorwärts schlich, die ganze Straße hinunter bis zum Bahnhof, der in Flammen gehüllt in die dunkler werdende Nacht leuchtete. Von den Bergen war schon nichts mehr zu sehen, alles schwarz und unheimlich. — Es war sehr warm hier unter den Bäumen. Und die wenigen Spaziergänger gingen so still und gedrückt einher; oder kam mir das nur so vor?

Ein kleiner Junge, barfüßig und in Lumpen gehüllt, bot mir Streichhölzer zum Kauf an. Was mich doch heute die Streichhölzer verfolgten! Ich schrie den Jungen an und ging weiter. Aber kaum war ich einige Schritte gegangen, als er mir leid that; ich machte Kehrt, um ihn eine Schachtel abzukaufen, trotzdem ich schon eine in der Tasche trug. Ich gab ihm eine ganze Krone dafür und ging weiter dem Bahnhof zu. Da kamen mir wieder Menschen entgegen, ein Liebespaar, wie es schien, Arm in Arm. War das nicht . . .?

Ja, sie waren es. Sie trug einen großen Hut mit Federn, die immer nickten und winkten, bei jedem Schritt, den sie that. Mir stand das Herz still, als ich sie so herankommen sah! Diese verdammte Nervosität! —

Sie waren gerade unter der Laterne, als wir aneinander kamen. Ah! sie wird rot! Aber ich, ich bin nicht rot geworden, das möcht ich mit Entschiedenheit behaupten . . . Komisch! ich blieb stehen, und da that Wachter den Hut herunter, so mit einer gewissen Verlegenheit, möchte ich beinahe sagen. Aber es kann auch ein Irrtum von mir sein. Ich stand still und behielt den Hut auf dem Kopf. Da setzte er ihn auch wieder auf . . und schon waren sie vorüber.

Ich schaute ihnen nach. Ein schönes Paar! Stattlich alle beide! Sie passen sehr gut zusammeu, außerordentlich gut. Sie gingen übrigens ganz ruhig und gelassen, steif aufgerichtet, ein bischen verlegen immer noch. Denn mein Blick brannte ihnen im Rücken. Ich weiß, wie unangenehm es ist, wenn man fühlt, daß man scharf

Digitized by Google

betrachtet wird. Man fühlt sich gewissermaßen peinlich berührt; man möchte den Blick mit der Hand wegwischen, wenn es ginge, nur um Ruhe zu haben, und atmet erst wieder auf, wenn man aus dem Bereich des Nachschauenden gelangt ist.

Ich stand noch da, als sie im Dunkel der Kastanienbäume schon verschwunden waren. Da ging ich in den Bahnhof hinein und auf den Portier zu. Ich grüßte ihn höflich und fragte bescheiden, wann in der Frühe der erste Zug nach dem Norden ging. Der Mann antwortete mürrisch: „um sechs Uhr" und ließ mich stehen.

Um sechs Uhr also fahre ich, das ist eine beschlossene Sache, sagte ich mir noch, dann verließ ich den Bahnhof und ging vor mich hin, durch schlecht erleuchtete Straßen und über den großen dunkeln Viehmarkt.

Auf einmal war ich am Eisack und ging den Fluß entlang. Da ist eine Mauer, die die Stadt vor Überschwemmung schützt, breit und zum Spazieren eingerichtet. Dort setzte ich mich nieder und ließ die Füße über die Mauer hinaushängen. Es war sehr finster, weil der Mond noch hinter den Bergen stand. Der Fluß rauschte schwer. Er mußte wohl Steine auf seinem Grund mitführen; denn man hörte durch das Schäumen der Wogen hindurch einen dumpfen rollenden Ton. Und es gab Fledermäuse, die unruhig hin- und und herflatterten. Vom Bahnhof aber vernahm man Signale und das Pfeifen der Eisenbahnzüge. Noch dunkler als der nächtliche Himmel waren die Berge, die schweigend das weite Thal umstanden. Über dem langen Zug der Mendel wetterleuchtete es. Und der Fluß schäumte wie rasend. Da kletterte ich, vorsichtig alle Fugen und Risse der großen Quadersteine ausnützend, von der Mauer in das Flußbett hinunter, um mir die glühenden Hände zu netzen. Das that wohl. Ich erfrischte mir auch das Gesicht. Dann stieg ich wieder auf die Mauer hinauf und setzte mich still wieder hin.

Wie lang ich da gesessen habe, weiß ich nicht mehr. Die Erinnerung an jene Nacht ist dunkel und unstät. Ich bin auch wohl noch ein paar mal hinuntergestiegen, um das kalte Wasser zu fühlen. Mir war sehr heiß. Dann ging ich heim. Die Straßen waren schon ganz leer. Die Laternen brannten düster; die Flammen waren zum Teil niedrig geschraubt, zum Teil überhaupt ausgelöscht.

Zu Hause angelangt, packt ich einen kleinen Handkoffer und schrieb einen Brief an meine Wirtin. Dann legte ich mich angekleidet auf das Bett, um den Morgenzug nicht zu versäumen. So lag ich da, schlief aber nicht. Ich mußte merkwürdigerweise immer noch an die beiden Streichhölzer auf jener Bank denken! . . .

Hamburg Richard Huldschiner

Die Rothschilds in Deutschland

Vor Kurzem ist in Frankfurt a. M. der einzige überlebende Chef der dortigen Rothschild-Firma ohne männliche Erben dahingegangen. Von den Nachrufen über ihn will ich schweigen, obgleich auch bei dieser u. a. auch Gelegenheit der Schablonen-Respekt vor dem Reichtum bemerkenswerte Orgien feiern konnte. Genug, der zukünftige Kulturhistoriker wird sich des Aachener Zeitungsmuseums nur mit großer Vorsicht bedienen dürfen! Wichtig für die Allgemeininteressen bleibt aber die Frage, ob uns dieses Weltgeschäft erhalten bleibt, oder ob an dessen Stelle eine einfache Vermögensverwaltung eingesetzt wird. Mit bloßen Schmeichelkünsten nach Paris, London und Wien hin kommt man da nicht aus, selbst wenn von der wünschenswerten

Digitized by Google

Fortdauer des „alt-ehrwürdigen“ Hauses geschrieben wird, so, als ob es sich um Restaurierung eines gothischen Domes handelt, in dem Jahrhunderte lang die höchsten Andachten verrichtet worden sind.

In Wahrheit hat die sehr ernste Frage, was aus dem Frankfurter Welthause einst werden solle, seit über einem Dezenium bestanden. Sie wurde jedoch nur vom lokalen Standpunkte aus ventiliert, etwa in der bekannten Art, wonach Goethe „e Hiesige“ sei. An die Folgen für den gesamten deutschen Markt dachte niemand, was höchst charakteristisch für die mangelnde Wachsamkeit ist, da wo eminente wirtschaftliche Eventualitäten sich zufällig in finanziellen Formen bewegen, anstatt in den mehr effektvollen Daten über Hochöfen, Walzwerke und Arbeiterpersonal. Wird doch unsere öffentliche Meinung unausgesetzt auf so viele untergeordnete Dinge gelenkt, deren politischer Charakter ebenso äußerlich als gewohnheitsmäßig ist, daß für Neues und Ungewohntes die Vorausicht nur zu oft fehlt. Und dennoch hätte schon seit sehr langem ein Druck auf alle Rothschilds eben wegen der Erhaltung des Frankfurter Hauses ausgeübt werden müssen. Kein Druck bureaukratischer oder diplomatischer Art, sondern auf dem freimütigen und zugleich achtungsvollen Wege der Publizistik. Alsdann würden auch die auswärtigen Verwandten jenes nunmehr verstorbenen Sonderlings eine Handhabe gehabt haben, um wegen der einstigen Nachfolge dringender vorstellig werden zu können. Und für den Fall, daß ihnen die Frage zurückgegeben worden wäre, wer denn von ihnen Lust habe, in diese Nachfolge sich einzuschulen, konnte doch ein Direktorium vereinbart werden, das eine wirkliche Aktivität in Geschäften verbürgte. Es giebt außerordentlich bedeutende Privatfirmen (ich erinnere nur an Bleichröder), wo die Familienmitglieder die letzten sind, welche noch mitzureden haben, ohne daß aber hierdurch das Jahreserträgnis irgendwie litte. Jenen Millionären und Milliardären ist eben niemals ihre Pflicht gegen die Allgemeinheit, auch im handelspolitischen Sinne dargelegt worden. Man hat ihnen nicht das Gefühl ihrer öffentlichen Bedeutung eingeflößt, derjenigen neben der Absolvierung ihrer persönlichen Arbeit gerecht zu werden.

Von Frankfurt selbst hierbei zu reden, wie dies jetzt gerne geschieht, ist so ziemlich belanglos. Börslich wie banklich ist die Mainstadt groß geworden, — wie anders auch die Legende lauten mag, — trotz Rothschilds! Längst waren diese vermöge ihrer Einbildung erstarrt, der ein enges Emporium kein Gegengewicht bot, als ihre französischen und englischen Vettern nicht aufhören konnten, inmitten des praktischen Lebens zu stehen. Wir sahen, wie jenes Haus bei Bewerbungen um Staatsanleihen nicht einmal im ehrlichen Kampfe unterlag, denn als s. Z. bei einer schwedischen Emmission Erlanger zum erstenmale den Zuschlag erhielt, war dies dem wie selbstverständlichen Monopolbewußtsein Rothschilds ganz unvorbereitet gekommen. Wir sahen, wie die großartigsten Eisenbahngeschäfte, die Sanierungen ganzer Länder, die kühne Beteiligung bei unsern modernen Industrieen, durch vorwärtsdringende Frankfurter unternommen wurden, die ihrem unvergleichlich reichsten Bankier durchaus fernstanden. Ebenso wie dieselben Kreisen den Niedergang der Börse rasch erkennend, sich in neuer Zeit bei unsern aussichtsvollsten Großgewerben verinteressiert haben. Was den Steuerausfall betrifft, so wird derselbe durch eine Anzahl neuer Krösusse zusammen wohl bald ausgeglichen werden. Soll doch in der Frankfurter Gewerbesteuer eine chemische Privatfabrik ungefähr das dreifache Einkommen der Rothschildfirma zu verrechnen haben und desgleichen ein Frankfurt-Amerikanisches Bankhaus das mehr als zweifache Jahreserträgnis.

In einem wesentlich veränderten Licht zeigt sich aber diese Frage, sobald man das mögliche Verlieren eines deutschen Rothschildhauses von einem einzelnen Platze hinweg, in Bezug auf das ganze Land ansieht. Das wäre in der That ein Schaden, der keineswegs nur ein ungeheures Kapital selbst umfaßt, sondern auch dessen ausgedehnte Fruktifizierung. In dem Augenblicke, wo eine bloße Vermögensverwaltung eintreten würde, brauchte das Geschäft als solches ja noch kaum ein Stammkapital; es würde dann weiter diskontiert werden, was freilich launenhafter als bisher garnicht geschehen kann, und man würde den Ankauf von Staatspapieren vollziehen, ohne sich aber an deren Übernahme, was immer höchst wichtig bleibt, noch weiter zu beteiligen. Damit würde aber jede Geschäftsinitiative zu Ende sein

Digitized by Google

und eines der größten und rentabelsten Gebiete für Anlagen aller Art aus der Interessensphäre der Rothschildschen Häuser verschwinden. Und Deutschland, trotz seiner glänzenden Gegenwart, das noch mehr versprechende Zukunftsland, sollte wirklich fortan jene Welthäuser von sich abgewandt sehen? Es ist kaum zu glauben, nicht einmal bei der Geltendmachung des rein praktischen Umstandes, daß so leicht kein Rothschild für Frankfurt disponibel sei.

Wirklich ist die Personenfrage nicht leicht zu lösen, jedoch nur unter einer Bedingung. Daß nämlich Gedankengänge, die von Luxus, gesellschaftlichem Ehrgeiz, sowie Vergnügen aller Art wimmeln, über Thätigkeitsdrang siegen können, sowie über die gesunde Begierde in der praktischen Welt eine tüchtige Figur zu machen. Es ist auch garnicht glaubhaft, daß, wie blasierte Weltstädter behaupten, kein Rothschild „dumm" genug wäre, seine Loge in der Pariser Oper oder seinen paritätischen Verkehr mit der Metternich gegen ein deutsches Schreibpult zu vertauschen. Es giebt Schreibpulte, an denen Geschichte gemacht werden kann — Wirtschaftsgeschichte! Indem ein englischer Prinz sein London aufgiebt, um in Koburg ein Kleinfürst aber doch ein Fürst zu werden, braucht auch kein Rothschild so dekadent zu thun, um sehr hohlen Glanz über jene Befriedigung zu stellen, welche ein Beruf von Tragweite notwendig gewährt. Überhaupt hat sich gelegentlich dieser Übersiedelungserwägungen wieder die falsche Vorstellung über gesellschaftlichen Stand bemerkbar gemacht. Die Position eines durch Vermögen oder Begabung ausgezeichneten Menschen hat doch mit Ballfähigkeit nicht das Mindeste zu thun! Der täppischste Praktiker kann sich auf dem Parkett äußerst gewandt ausnehmen, ohne daß dies seine Stellung ernsthaft hebt; noch kaum nach der Seite der Aufsichtsratspfründen und Tantièmen. Nun aber gar noch bei „Antritt" des Frankfurter Welthauses solche Nichtigkeiten zu überdenken, die etwaige Steifheit des preußischen Adels, die Beziehungen zu Hof etc., dies wäre wirklich nicht der Mühe wert. Im übrigen hat die preußische Regierung für die Rothschilds immer einen freundlichen Blick gehabt, wie sich dies vor allem seiner Zeit in dem Entgegenkommen bei Gründung der Reichsbank zeigte, wo man höchst gerechtfertigter Weise den bisher größten Aktionär der preußischen Bank sich weiter zu sichern suchte. Heute freilich sind die größten Aktionäre der Reichsbank in einer anderen internationalen Bankiersfamilie zu suchen.

Interessanter wäre die Frage, ob nicht ein deutsches Haus Rothschild richtiger nach Berlin ziehen sollte. Vielleicht ist das aus denselben Ursachen zu unterlassen — um vom Großen auf das Kleine zu folgern —, die das Reichsgericht schließlich anstatt in der Hauptstadt, lieber in Leipzig seinen Sitz nehmen ließen. Man ist unbeeinflußter, unzerstörter, selbständiger, fern von jenem rastlosen, rücksichtslosen Berlin, das erst das werden will, was London und Paris schon lange sind. Auch würde gegenüber den großen Banken mit Namen wie Hansemann, Siemens an der Spitze, ein noch so reicher Privatbankier stark zurücktreten müssen. Heute schon wären die Rothschilds in New-York ansässig, wo einzig und allein noch Riesenvermögen zu verdienen sind, könnte man die Sicherheit haben, daß sie nicht von den Vanderbilts, Rockfellers etc. verdunkelt werden würden. Für ein Beibehalten Frankfurts spricht auch dort die einmal alteingefahrene Organisation, die keineswegs auf Rädern nach einem andern Orte geschoben werden kann. Endlich der größere Reichtum Süddeutschlands, welcher letztere von jeher mit den Rothschilds sich verknüpft fühlt.

Ein Enschluß muß indessen rasch gefaßt werden, da ja die Herrenlosigkeit auf die Dauer von Schaden ist. Am besten wäre es vielleicht, wenn die Firma nicht wieder wie seit nun sechszehn Jahren auf zwei Augen zu ruhen brauchte. Warum sollen nicht wie von 1855—1886 zwei „Dynasten" thätig sein, — miteinander, oder falls sie sich wieder nicht vertragen können —, nebeneinander. Und wie viel Gutes könnte alsbald aus dem Schlafe gerüttelt werden! Nach wie vor würde man gegen ein Diskontieren 1 bis 1½ Procent unter Bankſatz nichts einzuwenden haben, allein, vielleicht hört dann die Bizarrerie auf, nur bei reichlichem Gelde im Wechselmarkt zu sein, bei knappem dagegen fern zu bleiben. Es war das fast im Sinne des bekannten französischen Erfahrungsatzes, daß nur den Reichen gerne geliehen werde. Bezüglich der Unberechenbarkeit in der Auswahl der Accepte beim

Digitized by Google

Diskontieren ist natürlich eine gründliche Änderung wie von selbst gegeben. Ohne eine Art Einsiedlerleben führen zu wollen, kann man sich oft unmöglich den Folgen derartiger oft beleidigender Wechselprüfungen weiter aussetzen. War es doch dahin gekommen, daß große Banken es ruhig einsteckten, wenn Rothschild Wechsel auf sie nicht nahm. Andererseits kaufte er ihnen aber Posten Diskonten ab und bei diesem von ihnen girierten Papier die Bezogenen sich noch herauszusuchen, wurde von den Banken als verletzend zurückgewiesen. Als ob nicht das Erstere noch weit diskreditierender wäre!

Auch die dem alten Chef ewig anklebende Geldsorge dürfte bei einem frischen Blute aufhören. Dadurch, daß wegen der ganz unnötigen, weil schon überreichen Disponibelität, Millionen auf Millionen dem Girokonto der Reichsbank zufließen sollten, mußten doch die Baarmittel erst beschafft werden. Diskonten kann ein Welthaus nicht gut verkaufen, nicht einmal die Reichsbank. Jener arme Mann ließ also dann Millionen der sichersten Staatspapiere verkaufen, und da es ihm auf ½ Procent dabei fast niemals ankam, so kann man sich die Folgen so hartnäckiger Verkaufsversuche wohl ausmalen. Von daher ist gerade in den letzten Jahren inmitten des Niederganges unserer Anlagewerte der Kursdruck nur zu oft ausgegangen. Niemals ist dies öffentlich besprochen worden, denn Superkluge hatten die Furcht verbreitet, als ob der Genannte in einem Anfalle von Verstimmung sein Geschäft überhaupt schließen würde. Dieser Unsinn, gegen den es doch vor Allem Familienrechte giebt, wurde vielfach ganz ernsthaft geglaubt. Was könnte ferner ein neuer Chef auch der Belebung der Börse leisten, indem er abweichend von einer seit 1849 bestehenden Tradition wieder als Reporteur erschiene. Und endlich die Hauptsache: unsere Industrie, mit welcher das Frankfurter Haus kaum das Mindeste zu thun hatte, während unser ungeheurer Aufschwung schließlich sich noch beim Auslande Geld holen mußte und in den allergrößten Summen! Auf der einen Seite 1250 Millionen auf Girokonto, so daß selbst die Reichsbankdirektoren das viele unverzinsliche Geld wohl nicht ohne heimlichen Schmerz ansehen. Auf der andern Seite für unsern gesamten Arbeitsmarkt keinen Pfennig. Ein Mann, der dies ändern könnte, würde im Nu eine Position in Deutschland gewinnen, wie ihn die beiden leider jetzt verstorbenen Brüder und Chefs des Hauses niemals eingenommen haben. Die Kleinstaaterei lockte sie nicht, an der Seite der Nation zu marschieren; und als dann Deutschland „durch die gewaltige Kraft eines Einzigen", wie Freitag sagt, aus einem Begriff eine Ganzheit geworden war, fühlten sich jene Herren schon eingerostet. Allein jetzt kommt es hoffentlich anders!

S. v. H.

Monographieen zur Deutschen Kulturgeschichte

Herausgeber: G. Steinhausen. Verleger: E. Diederichs.

Auf unserem Büchermarkte ist jetzt eine Bücherreihe teils erschienen, teils in Vorbereitung, welche in mehr als in einem Sinne für das allgemeine geistige Leben eine gewichtige und erfreuende That bedeutet. Es sind die „Monographieen zur Deutschen Kulturgeschichte" im Verlage von E. Diederichs-Leipzig, von denen ich sprechen will . . . Nationalgefühl!? Wenn unter uns Deutschen dieses Wort ausgesprochen wird, ergreifen uns recht wechselvolle und sich widersprechende Stimmungen. Die Einen meinen, es seien damit wohl die patriotischen Begeisterungen gemeint: Siegesfeiern, Bundesschießen Singen, Trinken, Fahnenschwenken und Redenhalten, berauscht von des Vaterlandes Herrlichkeit — und sie verweisen auf den Reichtum dieser Gefühle in deutschen Landen. Die Anderen aber senken die Augen

Digitized by Google

und meinen, es stände nicht überall recht um das deutsche Nationalgefühl — und freilich empfinden sie auch mehr in dem Wort als rauschende Feststimmung, die mit den bedeutsamen Daten eines jungen Kalenders unter halber oder ganzer obrigkeitlicher Führung sich einstellt und ihr lautes Wesen unbequem in Sonntagsröcken gleißend treibt.

Nationalgefühl heißt ihnen ein stilles und tiefes Männergefühl, das einen tausendjährigen Kalender kennt, in dem jeder Tag eine deutsche Bedeutung hat. Es heißt ihnen eine stets lebendige und treibende Kraft, ein Sich-Empfinden im wirkungsvollsten Zusammenstrom von tausend Quellen, Wurzelfestigkeit, die die Knospe oben fühlen macht, woher die kleine Faser unten saugte — es heißt ihnen Liebe zu dieser unsrer großen Mutter Erde: Deutsche Kultur.

Wer sich betrachtet, wie die deutsche Entwickelung vor sich ging, der wird nicht unschwer den Mangel eines solchen — nicht ein viertel Jahrhundert, sondern Jahrhunderte umfassenden Zugehörigkeitsgefühls verstehen und erklären können — er wird aber auch wissen, daß er vor einer Aufgabe steht — vor der großen, deutschen Aufgabe: Erweckung, Belebung des Nationalgefühls in einem tieferen und ernsteren Sinne, als die militärisch-patriotische Stimmung des Reiches bisher dazu Gelegenheit gab.

Neben allem sachlichen Wert dürfen die „Monographieen zur deutschen Kulturgeschichte", die der Verlag E. Diederichs herausgiebt, gerade diese That sich zutrauen, und deshalb seien sie mit leidenschaftlicher Sympathie begrüßt — sie machen in frischer, anschaulicher Weise die deutsche Vergangenheit lebendig und sie schenken uns den künstlerischen Niederschlag aus dem deutschen Ehemals bis hinauf zu Vorgestern mit überquellenden Händen.

Die Bewältigung dieses in doppeltem Sinne großen Stoffes ward unter einem außerordentlich glücklichen Gesichtspunkte unternommen. Der Verlag giebt in je einem Bande die Entwickelung einer einzelnen Berufsart: das heißt jedem Menschen dasjenige Stück der Kulturgeschichte seines Volkes zuerst offenbaren, das zunächst seinem Herzen liegt. Und wie wahrscheinlich ist es, daß nach dieser egoistischen Befriedigung sein Wissenwollen weiter umherverlangen wird in die geistigen Umgebungen seines Berufes? Die gesamte Kulturgeschichte wird für ihn zur persönlichen Geschichte werden. — Diese Psychologie sichert, meine ich, dem Unternehmen ein großes Publikum, was wir des Publikums halber herzlich wünschen müssen.

Sieben Bände der Monographieen sind bisher erschienen: „Der Soldat" von Dr. Liebe, „Der Kaufmann" von Dr. G. Steinhausen, „Der Richter" von Dr. F. Heinemann, „Der Arzt" von H. Peters, „Der Bauer" von A. Bartels, „Der Gelehrte" von Dr. E. Reicke und „Kinderleben" vom Direktor H. Boesch.

Verwunderung kommt einen an, wenn man die Bände durchsieht. Ein Sonnenstrom ist durch den Staub der Bibliotheken und Sammlungen geleitet, — unzugänglicher, kostbarer Einzelbesitz, der in verschlossenen Schreinen lag, ist zum Allgemeingut gemacht worden: Dürer, Holbein, Beham,

Digitized by Google

Schongauer, Burgkmair, Schäuffelein, Baldung — ihre Kunst wird in diesen Bänden für die Allgemeinheit lebendig und wir werden dem geistigen Leben, das sie lebten, so nahe gebracht, daß uns ihre künstlerische Arbeit unter neue Gesichtspunkte rückt, daß sie Vielen nun mehr bedeuten wird, als vergangene altertümliche Kunst.

Dem Verlag steht ein erstaunlich reiches Illustrationsmaterial für seine Publikation zur Verfügung: 5000 Arbeiten alter Künstler. Er hat für den Lauf der Zeit außer den schon erschienenen Bänden noch folgende vorgesehen: Buchhändler und Buchdrucker, Fahrende Leute, Geistlicher, Handwerker, Jagd und Fischerei, Judentum, Künstler, Lehrer und Unterrichtswesen, Ehe und Familienleben, Geselligkeit, Hexenwahn und Aberglauben, Hofleben, Mode und Tracht, Musik und Tanz, Reformationszeitalter, Rokoko und Zopf, Sittlichkeit, Städtewesen, Turniere und Schützenwesen, Theater, Trinksitten. Die Bearbeitung der einzelnen Abteilungen liegt in den Händen Solcher, die durch Kunst und Beruf dem Stoffe nahe leben und aus einem innigsten Vertrautsein mit ihm schaffen. Die Bücher sind jedoch weit davon entfernt nur dem Gelehrten und Liebhaber wertvoll zu sein, dem Text ist alle Kastengelehrsamkeit fremd — er richtet sich an „Gebildete" schlechtweg — und auch an solche, die es werden wollen.

Es sei diesem Unternehmen, welches sicher nicht ohne Wagemut des Verlegers zu Stande kommen konnte, der Erfolg gewünscht, den es verdient. Wir sollen dankbar sein: es giebt den Deutschen, was der Deutschen ist — in einer Fülle, die vordem noch niemals erreicht wurde.

Athen Ernst Hardt

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

„Litterarischer Anzeiger" des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

Hamburgische Kulturaufgaben
von
Gustav Schiefler.
1 M. 60 Pf.

Wenn der Verfasser zunächst auch nur hamburgische Verhältnisse ins Auge faßt so enthalten seine Ausführungen doch soviel, Beachtenswertes und Anregendes von allgemeiner Bedeutung, daß das Buch auch den leitenden Kreisen anderer deutscher Großstädte empfohlen werden kann.
(Litterarisches Centralblatt).

Verlag von
Alfred Jansen in Hamburg.

Man verlange kostenlos unsern
Verlagskatalog
Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

Otto Speckters Katzenbuch
Mit Gedichten von Gustav Falke
50 Pfg.
Erfrischend wirken durch einen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden.
(Reichsbote).
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Bilder aus der Kunstgeschichte
von
Dr. Gustav Leisbäuser
Professor am Johanneum zu Hamburg.
Geh. M. 3.— Eleg. geb. M. 4.—
Die Ergebnisse vieler gelehrten Forschungen werden hier in populärer Form einem weiteren Publikum in ansprechender und gefälliger Weise vermittelt. Das vielseitige Buch bietet eine unterhaltende, belehrende und heitere Lektüre. (Kunst für Alle).

Einen Falkeprospekt
versendet kostenlos
Alfred Jansen, Hamburg
Kaiser Wilhelmstraße 76.

Gustav Falkes Romane.
Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.
Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

PANATHENÄEN.
Griechische vierzehntägig erscheinende illustrierte Zeitschrift.
Athen, rue Philhellène 18.
Jährlich 25 fr. · halbjährlich 13 fr.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✹ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

✣ ✣ ✣ ✣ Näheres die Tageszeitungen. ✣ ✣ ✣ ✣

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

IN NEUEN FORMEN
entwirft und liefert
Architekt J. Oltmanns
Alterwall 12
Stadt- und Landhäuser
mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Dr. Schwarz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.
Familienheim für Erholungsbedürftige.

Vornehme Einnahmequelle!
Angesehene im 8. Jahrgang stehende Fachzeitschrift ist zu verkaufen. Zur Übernahme sind 30 mille nöthig. Nur Reflektanten, welche über diese Summe verfügen, wollen Angebote einreichen unter
‡ **142 Haasenstein & Vogler**
in **Berlin S. W.**
Vermittler verbeten.

Gustav Falke als Lyriker
Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. **M. Spanier.**
Geh. 2 Mk. 50 Pf.
Gustav Falke verdient in der That die Aufmerksamkeit aller, die für echte Dichtung ein warmes Herz im Busen tragen. Insofern begrüßen wir die geschickt getroffene Auswahl aus seinen Gedichten, die sich auch durch ihr hübsches Aeußere empfiehlt, mit Freuden.
(Leipziger Zeitung).
.. Zu beziehen durch die Buchhandlungen ..

Der Geist der neueren Philosophie
von Robert Schellwien
2 Teile · Preis M. 4.50
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Gedichte von Stefan Rónay
Geh. 6 Mark
Einen zeitgeschichtlich interessanten Einblick in das Fühlen und Denken eines katholischen Priesters bieten uns die Gedichte Stefan Rónays. Nach dem Tode des Verfassers, eines ungarischen Priesters, sind dieselben von seiner Schwester gesammelt und herausgegeben. Erschütternd sind die Seelenkämpfe dieses edlen Menschen, die uns eigentlich in jeder seiner Dichtungen entgegentreten. Er seufzt nach Freiheit und weiß, daß er dazu bestimmt ist, zeitlebens die Sklavenketten seines Berufes zu tragen. Er ringt nach Frieden, und Zerrissenheit ist die Grundstimmung seiner Seele. Er sehnt sich mit heißem Verlangen nach Liebesglück und Familienleben Entsagung, Verbitterung ist sein Los.
Wohl keiner wird diese Gedichte, die in ihrer schlichten schönen Form doppelt ergreifend wirken, aus der Hand legen ohne ein tieferes Interesse für den Mann und sein Schicksal gefaßt zu haben, der sich auf jeder Seite des Buches als vortrefflicher Kenner des menschlichen Herzens zeigt.
Stefan Rónay ist eine der eigenartigsten Erscheinungen, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Poesie hervorgetreten sind. (Evangelisches Gemeindeblatt.)
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg, Grosse Bleichen 33
Grosstes und leistungsfähigstes graphisches Institut Hamburgs
empfiehlt ihre
Buch- und Kunstdruckerei ✦ Lithograph. Anstalt und Steindruckerei ✦ Buchbinderei ✦ Photographie Chemigraphie ✦ Xylographie ✦ Galvanoplastik und Stereotypie.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten
ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**
Hamburg - Ostafrika
und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**
Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt
circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg = Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang 16. Februar 1901 Heft 20

PGerm 270.2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Die Erziehung des deutschen Bürgertums durch die Agrarier. Walther Lotz	643
Deutsche Kultur. Otto Grautoff	650
Das neugewählte österreichische Abgeordnetenhaus. Franz Zweybrück	654
Pfaffenhütchen. Ilse Frapan	662
Gedicht. Carl Ferdinands	666
Märkische Landschaft. Wolfgang Kirchbach	667
Zu den Handelsverträgen. S. v. H.	674

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Jansen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76 II.**

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Geffcken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — L. von Hofmansthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — E. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Einbanddecken für den „Lotsen"

(Halbjahrsband)

sind in Vorbereitung und werden rechtzeitig hergestellt werden. Zum Preise von

Mark 1.—

sind sie durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Alfred Jansen

Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher
Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 16. Februar 1901. Heft 20

Die Erziehung des deutschen Bürgertums durch die Agrarier

Öfters hat es mir so vorkommen wollen, als ob der Spruch: „Jedes Volk wird so regiert, wie es verdient," auf Deutschland in den letzten Jahren nicht recht paßt. Das deutsche Volk ist weit weniger schlecht regiert worden, als es verdient. Man braucht keineswegs in Zufriedenheit mit den wirtschaftlichen Maßregeln der Regierungen seit 1894 zu schwelgen, um doch anzuerkennen, daß in einer Menge von Fällen die Regierungen besonders verderbliche und unausgereifte Projekte, für die sich in Landtagen und im Reichstage Majoritäten fanden, verhindert haben. Es ist nicht das Verdienst der Parlamentsmajoritäten, wenn wir mit unserer Währung durch die Periode bimetallistischer Velleitäten ziemlich gut durchgekommen sind. Die verfehltesten Bestimmungen des Börsengesetzes sind nicht von der Regierung verschuldet, sondern dieser vom Reichstag oktroyiert worden. Daß wir nicht schon heute im offenen Zollkriege mit den Vereinigten Staaten, Argentinien und dem gesamten britischen Kolonialreich stehen, worauf mit gewissen Bestrebungen führende Mitglieder des Reichstages — allerdings meist nicht im Bewußtsein der Gefährlichkeit ihrer Vorschläge — hinarbeiteten, ist der Regierung zu danken. Auch daß noch Reste der Gewerbefreiheit bestehen, ist kaum den Bemühungen des deutschen Volkes und der Majorität seiner Vertreter zuzuschreiben.

Soll dies ein Loblied der Regierung sein? Nicht im mindesten. Aber vielleicht ist es Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß wir in einer Übergangsperiode zu einem Zustand sind, in welchem wir wirklich regiert werden sollen, wie wir es verdienen.

Wir sollen ja sicher die Wohlthat höherer Zölle auf Weizen und Roggen erhalten. Die Majoritäten der Landtage, in welchen die besitz-

Digitized by Google

losen Klassen gar nicht oder nur äußerst schwach infolge der Wahlrechtsbestimmungen vertreten sein können, fordern die Zollerhöhung mit Leidenschaft. Auch im Reichstage ist unterm allgemeinen Wahlrecht — allerdings bei veralteter Wahlkreiseinteilung — die agrarische Majorität gesichert. Die agrarische Majorität kommt dadurch zustande, daß die große Mehrheit der Nationalliberalen und das Zentrum den konservativen Agrariern in dieser Frage Gefolgschaft leisten. Es ist dies um so bemerkenswerter, als beide Mittelparteien in letzter Zeit durch sozialreformatorische Anläufe den Wunsch zeigten, sich Stimmen von Arbeiterwählern zu sichern. Den Nationalliberalen kann mit größter Wahrscheinlichkeit prophezeit werden, daß sie mit ihrem Eintreten für höhere Lebensmittelzölle sich für alle Zukunft die letzten Arbeiterstimmen verscherzen. Man wird bei den nächsten Wahlen dann naiv erstaunt sein, daß die letzten Arbeiter und Subalternbeamten, die noch zu den bürgerlichen Parteien hielten, zur Sozialdemokratie übergehen. Gewisse Ratgeber werden dann angesichts des weiteren Anwachsens der Sozialdemokratie, welches ihnen unerklärbar erscheint, zur Heilung der sozialen Gegensätze ein neues Sozialisten- oder Umsturz- oder Arbeitswilligen-Gesetz fordern. Schon heute verlangen Agrarier, deren Zollprogramm einer fünfköpfigen Arbeiterfamilie eine Belastung von mindestens 100 Mk. jährlich bringen würde, schärferes und schneidigeres Vorgehen von Gesetzgebung und Verwaltung gegen die Lohnbewegungen der Arbeiterschaft.

Alles, was von arbeiterfreundlichen Männern der oberen Klassen seit Jahren zur Überbrückung der sozialen Gegensätze — teilweise mit nicht geringen Opfern — geleistet wurde, es ist erfolglos, und der Lohn ist dahin, seitdem die bürgerlichen Mittelparteien es auf sich genommen haben, die Fortsetzung der Caprivischen Politik unmöglich zu machen.

Das deutsche Volk wird die Erfüllung dieses sehnlichen Wunsches seiner Parlamentsmajoritäten gewährt bekommen. Der Reichskanzler Graf Bülow hat mit Freimut, der immerhin sympathischer ist, als bureaukratische Verschwommenheit, in der Hauptsache mit den Parlamentsmajoritäten sich eins erklärt. Die Zollerhöhung auf Brotgetreide ist nicht nur um ihrer selbst, sondern auch um der Konsequenzen willen die wichtigste Frage. Nach dem Stande der in der Majorität vertretenen Interessen ist die Erhöhung des Brotgetreidezolles taktisch nur durchzusetzen, wenn 1. den Bauern, die Gerste, Vieh, Obst, Geflügel usw. verkaufen, auch für ihre Interessen eine „ausreichende und darum gesteigerte" Protektion gewährt wird und wenn 2. die Großindustriellen in Rheinland-Westfalen und Süddeutschland die Konservierung der jetzigen hohen Industriezölle und nebenbei noch einige „ganz bescheidene Extragaben" garantiert bekommen. Für Industriezölle, welche von den Syndikaten gewissenhaft ausgebeutet werden, ist der schutzzöllnerische Teil der Industrie bereit, seinerseits wieder durch Genehmigung „ausreichender" Getreidezölle zu quittieren.

Deutschland hatte es jetzt in der Hand, durch sein Vorgehen die Welt zu bestimmen. Die den Protektionisten entgegenstehenden Interessen in Ungarn, Rumänien, Rußland, Nordamerika, den englischen Kolonien,

Digitized by Google

Italien hätten eine gewaltige Unterstützung bekommen, wenn Deutschland jetzt — wie 1891 — die Führung auf dem Gebiete des Austausches von Zollermäßigungen übernommen hätte.

Es wird jedoch anders kommen. Wenigstens in einer Zeit des Übergangs. Diese Übergangszeit wird so lange dauern, bis man durch schwere Verluste in Deutschland belehrt wird. Vor Allem so lange, bis unsere — jetzt nur auf Preissteigerung bedachten — Bauern durch den Rückgang der Kauffähigkeit der gewerblichen Arbeiter überzeugt werden, daß ihr Wohlergehen von dem der Export-Industrie untrennbar ist. Bis vor Kurzem erkannte auch die Regierung noch an, daß die auf Preissteigerung abzielende agrarische Bewegung unheilvoll sei. Noch am 17. Januar 1896 hat der preußische Landwirtschaftsminister Freiherr von Hammerstein-Loxten — unter „Zischen rechts", wie der stenographische Bericht meldet — im Reichstage ausgeführt, die landwirtschaftliche Krisis sei nicht die Folge der gesunkenen Preise, wenigstens sei die Krisis nicht durch Preissteigerung zu heilen. Die Krisis sei schon bei günstigen Preisen latent dagewesen und jetzt erst akut geworden. Jetzt scheint dasselbe Ministerium anders zu denken. Vielleicht hat die Eingabe solchen Eindruck gemacht, die Graf Schwerin-Löwitz auf grund der Beschlüsse der ständigen Kommission des preußischen Landes-Ökonomie-Kollegiums vom 9. und 10. August 1900 unterbreitete. Darin sind z. B. folgende Forderungen enthalten (siehe nächste Seite).

Merkwürdigerweise ist es Männern, die solche Handelspolitik empfehlen, nichts desto weniger gelungen, den gewerblichen Mittelstand für sich mobil zu machen. Man vertrat Anträge zum Schutze der kleinen Brauereien, man hielt Reden zu Gunsten der kleinen Müller. Diese Schichten werden allerdings beim höheren Gerstenzoll und höheren Brotgetreidezoll die ersten bitteren Enttäuschungen durchkosten. Sie werden entweder die Preise ihrer Produkte erhöhen müssen und dann einen Rückgang des Absatzes erleben, oder sie werden vollends zerrieben, wenn die größeren Konkurrenten die volle Preiserhöhung um den Zollbetrag unterlassen und die kleineren Betriebe dann rücksichtslos niederkonkurrieren. Ähnliche Enttäuschung droht den Bäckermeistern, die sich dadurch gewinnen ließen, daß die Agrarier die Berlepsch'schen Arbeiterschutz-Anordnungen bekämpften. Enttäuschungen werden schließlich auch einigen Agrariern kommen, wenn ihr Programm erfüllt ist. Die Annahme ist nicht ganz aussichtslos, daß schließlich sogar die agrarischen Parlamentarier, welche seiner Zeit Graf Caprivi und Herrn von Marschall mit Zischen zu widerlegen suchen, die einfachen national-ökonomischen Wahrheiten schließlich anerkennen, welche diese Minister ihnen damals vergeblich entgegenhielten. Vielleicht lernt schließlich ganz Deutschland, daß es nicht möglich ist, durch Zölle eine Schicht ohne Schädigung einer anderen zu schützen. Man wird einsehen, daß auch die erstrebten sogenannten günstigen Handelsbilanzen nichts helfen, wenn der gesamte Außenhandel zurückgeht und wenig Einfuhr und wenig Ausfuhr von einander zu subtrahieren ist. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß die Männer, welche uns jetzt zur Abkehr von Caprivis Politik drängen, nach einem

Digitized by Google

Zoll für 100 kg	künftiger Generaltarif	künftiger Minimaltarif	statt bisher im Generaltarif	statt bisher im Vertragstarif
Weizen, Roggen, Spelz	9.— Mk.	7.50 Mk.	5.— Mk.	3.50 Mk.
Hafer	7.50 „	6.— „	4.— „	2.80 „
Gerste	7.50 „	6.— „	2.25 „	2.— „
Kartoffeln vom 15. Febr. bis 31. Juli	20.— „	10.— „	frei	frei
Kartoffeln vom 1. August bis 14. Februar	1.— „	0.50 „	frei	frei
Kleesamen	20.— „	15.— „	frei	frei
Fleisch, frisch, auch gefroren	50.— „	40.— „	20.— Mk.	15—17 Mk
Fleisch, einfach zubereitet	60.— „	50.— „	20.— „	15—17 „
Fleisch, zu feinerem Tafelgenuß zubereitet (mit Ausnahme der überhaupt verbotenen Würste und Büchsenfleischsendg.)	90.— „	75.— „	60.— „	60.— „
Eier	40.— „	30.— „	3.— „	2.— „
Butter	50.— „	40.— „	20.— „	16.— „
Käse	30.— „	25.— „	20.— „	15—20 „

Jahrzehnt einsehen, daß es äußerst subaltern ist, ob wir in einem Handelsvertrag durchsetzen, daß Deutschland besonders hohe Zölle auf Getreide und andere unentbehrliche Dinge erheben darf, kurz, daß überhaupt die künftigen Handelsverträge recht unwirksam sind, wenn im Allgemeinen die deutsche Produktion durch Verteuerung der Materialien und der Lebenshaltung konkurrenzunfähig wird. Wird alles das durchgekostet, so ist schließlich auch noch Aussicht, daß die schutzzöllnerischen heutigen Wortführer der Reichstagsmajorität einmal nach Jahrzehnten zugeben, daß Graf Caprivi sehr klug gehandelt hat, als er an den so viel geschmähten „nackten Meistbegünstigungsabreden" mit einigen überseeischen Staaten ohne Inanspruchnahme besonderer Tarifzugeständnisse festhielt.

Es wird vielleicht mit dem Verlust von Deutschlands wirtschaftlicher Blüte bezahlt, daß diese Belehrung in Deutschland sich verbreitet. Aber die Belehrung wird kommen. Unsere ostelbischen Agrarier und ihre Bewunderer und Nachahmer unter den westlichen Großindustriellen sind nicht Doktrinäre. Sie werden sogar vielleicht eines Tags die jetzt angestrebte Handelspolitik, wenn sie erst bittere Frucht trägt, ebenso desavouieren, wie

Digitized by Google

alle Urheber des unter dem Namen lex Paasche bekannten Zuckersteuergesetzes heute ihr Verdienst hieran bescheiden verschweigen.

Deutschland würde es allerdings sehr teuer bezahlen, wenn solche Mißstände durchgekostet werden müssen, daß der letzte Agrarier durch die Thatsachen belehrt wird. Man wäre erheblich besser daran, wenn diese Belastungsprobe der Geduld des deutschen Bürgers und Arbeiters erspart bliebe. Es ist aber unwahrscheinlich, daß es erspart bleibt. Die politische Befähigung und die Willensstärke scheinen in Deutschland allzu ungleich verteilte Gaben zu sein.

Auch ein Gegner muß vor der Zähigkeit und Energie der ostelbischen Agrarier Respekt haben. Sie verlieren Selbstvertrauen und Klassenbewußtsein in keiner Lage des Lebens. Großenteils abhängige Beamte oder mit solchen verschwägert, führten sie temperamentvoll gegen ihre eigene Regierung, wenn sie ihnen nicht imponierte, Krieg in beiden Kammern des preußischen Landtags. Jene Differenzierung der individuellen Meinungen, die das Bürgertum spaltet, ist bei den Agrariern nach außen nie hervorgetreten. Man wahrt Korpsgeist und Disziplin, auch wenn man vorher sich im engeren Kreise gestritten hat. Keineswegs die reichste Klasse des Landes bildend, bringen die ostelbischen Agrarier doch stets die Mittel für politische Propaganda auf.

Welch' eine Einflußlosigkeit im öffentlichen Leben zeigen demgegenüber diejenigen, welche vom Staat keine Sondervorteile für sich wollen, jene Klassen, die bloß soviel Licht und Luft verlangen, um ohne Staatsbeihülfe sich und die Ihrigen ernähren und die Hauptlast der Steuern aufbringen zu können. Diejenigen, mit deren Steuergroschen die Staatsverwaltung bezahlt und die Unterstützungspolitik bestritten wird, gelten heute politisch weit weniger als die subventionierten Klassen. Wie kommt es, daß vor allem der deutsche Kaufmann so sehr an politischem Einfluß eingebüßt hat?

1859—66 waren die wirtschaftspolitischen Führer Deutschlands zum Teil in bescheidenen, recht bescheidenen Verhältnissen lebende Kaufleute und Fabrikanten. Für manchen bedeutete die Reise zu einem Kongreß ein pekuniäres Opfer. Diese Kaufleute und Fabrikanten und die studierten Bürgersöhne waren es, die im volkswirtschaftlichen Kongreß, auf Handelstagen und auf anderen Versammlungen die künftige wirtschaftliche Gesetzgebung vorbereiteten und die bestimmenden Ideen für Deutschlands nachmalige Bank- und Münzgesetzgebung, sowie für Deutschlands Handelspolitik formulierten. Nicht etwa Generalsekretäre, sondern die Fabrikanten und Kaufleute selbst traten vor die Öffentlichkeit. Die Bürger aus den kaufmännischen Klassen sind es gewesen, die im Nationalverein für Deutschlands Einheit mutig eintraten, während damals die Kreuzzeitung die Einheitsbestrebungen des Bürgertums verhöhnte und denunzierte.

Heute ist das Interesse der kaufmännischen und industrieellen Kreise an volkswirtschaftlichen, insbesondere an den den eigenen Beruf betreffenden Fragen so gering, daß die kaufmännischen Vereine klagen, niemals seien ihre Vortragsabende so schlecht besucht, als wenn Fragen des Wirtschafts-

Digitized by Google

lebens erörtert werden. Die Handlungsgehülfenfrage ist allerdings mit Eifer und Interesse gerade von den kaufmännischen Vereinen vertreten worden. Es sei auch nicht geleugnet, daß individuelle geistige Interessen ästhetischer und allgemein-geschichtlicher Natur gerade vom Kaufmannsstand mehr als von anderen Schichten gepflegt werden. Leider fehlt aber bisher vielfach der Eifer für die vertiefte Erkenntnis der wirtschaftlichen und politischen Gesamtinteressen des Handelsstandes, trotz Handelshochschulen und anderen nützlichen Dingen. Wenn es gilt, gegen agrarische oder sonstige Projekte zu demonstrieren, begnügt man sich mit Eingaben an die Regierung oder man läßt allenfalls in einer öffentlichen Versammlung einen Generalsekretär oder auch einen Universitätsprofessor sich exponieren. Am besten sind dann diejenigen Versammlungen besucht, nach welchen ein gemeinschaftliches Abendessen, das ein Wirt mit anerkannt guter Küche liefert, die ermüdeten Hörer für die ausgestanden Anspannung entschädigt.

Selbst wenn es sich um Abwendung von gewerblichen Steuerprojekten, die ruinös zu werden drohen, handelt, tritt der Kaufmann und Fabrikant nicht gerne selbst an die Öffentlichkeit.

Und während unsere Agrarier wenigstens volkswirtschaftliche Broschüren über Fragen, die sie berühren, zu lesen pflegen, ist die Fühlung zwischen volkswirtschaftlicher Litteratur und kaufmännischer Welt leider recht gering geworden. Die modernen volkswirtschaftlichen Schriftsteller, auch wenn sie schwerere theoretische Probleme behandeln, sind eher sicher, in Volksschullehrerkreisen oder unter Arbeiterführern oder unter Landpastoren jemanden zu finden, der ihre Arbeiten gelesen hat, als unter den Großen der Handels- und Industriewelt. Gewiß giebt es sehr rühmliche einzelne Ausnahmen hiervon, und zwar am ersten unter den vielbeschäftigten Direktoren der Großbanken. Im Ganzen lesen aber unsere am Welterport interessierten Großindustrieellen oder unsere Großkaufleute, selbst wenn es sich um Information über Steuern, die sie selbst drücken, oder um Untersuchung über Wirkungen der Getreidezölle handelt, nicht leicht ein Buch eines Gelehrten, der ihnen — weil er in Arbeiterfragen zu radikal sei — alles in allem ein unsympathischer Mann ist. Oft ist den betreffenden Herren der Autor nur nach dem Hörensagen oder nach Leitartikeln ihres Leibblattes als sozialpolitisch bedenklicher Mensch oder gar „als etwas links stehend" bekannt. Dies genügt, um auch dann, wenn derselbe Autor ihnen die geistigen Waffen für Begründung ihrer eigenen Stellung zu Verkehrsforderungen, Handelspolitik, Währungsproblemen liefern könnte, an seinen Schriften vorbeizugehen. Ich brauche bloß an die handelspolitischen Schriften von Schulze-Gaevernitz oder Dietzel hier zu erinnern.

Und weshalb wagen unsere Kaufleute und Industriellen nicht für die ihnen nötige Handelspolitik mit Einsetzung ihrer Persönlichkeit zu agitieren? Weshalb haben sie nicht rechtzeitig seit sechs Jahren eine Gegenorganisation der gewerblichen Massen gegenüber der agrarischen Agitation geschaffen? Weshalb kamen die Männer der Industrie, die zum Teil Zehntausende, Hunderttausende und mehr der Handelsvertragspolitik des Grafen Caprivi verdankten, ihm nicht zu Hilfe, wenn er für sie die Kämpfe mit

Digitized by Google

den Agrariern ausfocht? Weshalb sekundierten sie nicht dem letzten Minister, der noch nach Caprivis Ausscheiden die Handelsverträge, auch trotz Angriffen und Zischen von rechts, schlagfertig verteidigte, Herrn v. Marschall? Man hat selten so große Zurückhaltung in Dankesdemonstrationen erlebt, als bei Caprivis Ausscheiden und Caprivis Tod. Freilich können die Kaufleute und Industriellen sich darauf berufen, daß sie nicht die einzigen gewesen sind, die es jeweilig vorzogen, dem aufsteigenden Gestirn zu folgen. Giebt es doch auch außer ihnen Männer, die durch Caprivi aus dem Dunkel hervorgehoben, bald genug die Gelegenheit wahrnahmen, ihre Beziehungen zum zweiten Reichskanzler vergessen zu machen.

Sagen wir es offen: ein Grund, weshalb die Männer, welche die Fortführung der Caprivischen Politik heute als notwendig, ja, als nationale Existeznfrage erkennen, sich lediglich auf die Regierung verließen, nicht aber an das Volk gleich den Agrariern appellieren wollten, ist Verzagtheit gewesen. Man fürchtet die Massen, aber man fürchtet auch die gähnende Leere von Versammlungen, bei denen die Massen fehlen. Die sozialpolitische Fühlung einerseits zwischen den Großkaufleuten und den zahlreichen Industriellen, die an Bekämpfung reaktionärer Zollbestrebungen interessiert sind und andererseits der Arbeiterschaft ist leider die denkbar geringste. Ist denn gar kein Verschulden auf Seiten der Kaufleute und Industriellen vorhanden, wenn es dahin gekommen ist, daß in den Seestädten, in den sächsischen Industrieplätzen, aber auch in süddeutschen Großstädten bei allgemeinem Wahlrecht nur ganz ausnahmsweise andere Leute als Sozialdemokraten gewählt werden? Beruht es denn bloß auf der Vortrefflichkeit der englischen Arbeiter, daß in Manchester und anderen englischen Industrieplätzen heute Vertreter der bürgerlichen Parteien gewählt werden? Ist kein Teil der Schuld an der politischen Einflußlosigkeit des deutschen Bürgertums diesem selbst zuzumessen? Oder hat etwa das Bürgertum in Deutschland sich stets bemüht, den Arbeiterschichten in den Fragen, welche für den Arbeiter Magenfragen sind, in Koalitionsfreiheit, Arbeiterschutz, Wohnungsfürsorge das zu bieten, was selbst englische Konservative heute bieten?

Der Rest von politischem Respekt vor dem Bürgertum wird aber — sehr zum Unheil Deutschlands — den Arbeitern dann verloren gehen, wenn die Sozialdemokratie ihren Anhängern zeigen kann, daß sie die einzige Partei ist, die eine andauernde Massenbewegung gegen erhöhte Kornzölle zustande bringt; es werden dann gegenüber dem gemäßigten Flügel die sozialdemokratischen Ultras doppelt an Einfluß gewinnen; jene erbitterten Doktrinäre, die dem Arbeiter fortwährend predigen, er müsse vom durch und durch reaktionären Bürgertum, wie der Fromme auf der Kirchbank vom Sünder abrücken. Sie werden dem Arbeiter sagen, im Bürgertum sei nicht einmal mehr der Mut vorhanden, mit Einsetzung der eigenen Persönlichkeit die eigenen Interessen da öffentlich zu vertreten, wo sie mit dem Gesamtinteresse zusammenfallen.

In zwei Fällen haben wir in der letzten Zeit erlebt, daß die Geduld der Kommerzienräte die Belastungsprobe nicht aushielt, welche man ihnen zumutete: die Händler der Berliner Produktenbörse zeigten Korpsgeist

Digitized by Google

nach 1897, und vor kurzem hat ein angesehener Berliner Kaufmann, der seine volkswirtschaftliche Funktion nicht als unvermeidliches Übel angesehen wissen wollte, den Mut besessen, öffentlich sich zu exponieren. In allerjüngster Zeit sind in den Seestädten und anderwärts wenigstens in bürgerlichen Versammlungen Demonstrationen gegen Erhöhung der Getreidezölle zustande gekommen. Eine Organisation, welche das Bürgertum mit den Massen verbindet, wird natürlich durch solch eine Versammlung in keiner Weise überflüssig.

Solange bei den wohlhabendsten und einflußreichsten Vertretern des Bürgertums, die an Fortführung der Handelsvertragspolitik interessiert sind, die Angst mit ihren Arbeitern gemeinsam die gleichen handelspolitischen Interessen öffentlich unter Einsetzung ihrer Persönlichkeit zu vertreten, ausschlaggebend ist, und solange die sozialpolitische Gleichgültigkeit der bürgerlichen Klassen gegen die berechtigtsten Forderungen der Arbeiterbewegung nicht schwindet, schickt die große Erzieherin Geschichte den bürgerlichen Klassen immer neue Plagen durch die Agrarier, wie einst dem Pharao, der nicht die Zeichen der Zeit verstehen mochte und dessen Sozialpolitik lautete: „Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben und sich nicht kehren an falsche Rede." (2. Mose 5, 9).

München Walther Lotz

Deutsche Kultur

Streiflichter

„Ein Staatswesen aber giebt es im deutschen Reiche, in welchem große Kräfte latent sind, und von dem das Beste erhofft werden kann: Hamburg"

Wilhelm Uhde

Italien gilt vielen Deutschen immer noch als das einzige Land ihrer Sehnsucht und Träume. Unsere Jugend wird gelehrt in ihm ein Heiligtum, die Inkarnation aller Schönheit zu verehren, zu der der deutsche Jüngling seine heißen, glühenden Gebete sendet, um durch Italiens Schönheit sich läutern und erziehen zu lassen zu einer freien, reifen Weltanschauung. Es ist eine höchst bemerkenswerte Thatsache, deren Ursprünge und Wirkungen durchaus noch nicht genügend klar gelegt sind, daß die Kunstdenkmäler der italienischen Renaissance in Deutschland vor allem den breiteren Schichten des Publikums, die mit der Kunst nur ein flüchtiges Laienverhältnis verbindet, im allgemeinen viel vertrauter sind als die historischen Meisterwerke des eigenen Landes. Man sollte einmal daraufhin den Zimmerschmuck deutscher Bürgerfamilien studieren. Unzählig häufiger wird man dort der Sixtina von Raphael, dem Tizianschen Zinsgroschen und dem Ecce homo von Guido Reni begegnen, als einer Madonna von Dürer, einem Bilde von Rembrandt, Holbein oder gar von Memling und van Eyck. Und doch sollte wohl eigentlich die intimere, vergeistigtere, protestantisch-germanische Kunstweise dem deutschen Volksempfinden näher liegen, als der repräsentative, majestätische, formalschöne Kunststil der Romanen, der sich auch schon deutlich im Quattrocento als Gegensatz zu altdeutscher Kunst zeigt. Es ist das alte Lied, daß der Deutsche teils aus Trägheit, teils aus Mangel an Selbstbewußtsein seine eigene Geisteskultur

Digitized by Google

nicht zu schätzen weiß und den Blick in die Weite schweifen läßt, um bei fremden Nationen das zu suchen, was er im eigenen Lande nicht sehen will.

Daß sein suchender Blick sich frühe schon Italien zuwandte, ist leicht verständlich, denn es hat sich nirgends seit der Antike eine so in sich geschlossene, wunderwürdige und großartige Kultur entfaltet, als gerade in Italien unter dem gesegneten Schutze fürstlicher Mäzene, die das aufstrebende Kulturleben im Laufe der Zeit zu einer ins Ideale erhobenen Wirklichkeit zu steigern vermochten. Aber selbst wenn wir Germanen vor den erhabensten Schöpfungen des Cinquecento bewundernd stehen, suchen wir vergebens in ihnen eine tiefinnere, herzliche Erquickung. Wir möchten in Entzückung hingerissen werden — doch unser deutsches Gemüt vermißt etwas. Unsere stillsten und zartesten Empfindungen werden nicht berührt; über die Bewunderung kommen wir nicht hinaus. Wir suchen in der Kunst eine Spiegelung unseres geistigen Lebens: unser grüblerisches Gemüt und unsere Märchenpoesie, unsere feurigen Schwärmereien und unsere Glückesart — all das verborgen blühende, innere Leben, das deutschen Männern innewohnt. Das können wir aber niemals in dem statuarischen Adel, der heroischen Nichts-als-Formenschönheit und der splendiden Farbenharmonie romanischer Kunst erleben. Man nehme nach Italien Rembrandts Hundertguldenblatt, Rembrandts Landschaft mit den drei Bäumen und Holbeins Totentanz mit. Da wird man germanische Geisteskultur als unser herrlichstes Besitztum im Gegensatz zur romanischen mit Stolz schätzen lernen. Die Keime, diese intime Welt verinnerlichter Schönheit zu erkennen und zu genießen, liegen in uns Allen; es gilt nur die Trägheit zu überwinden und unser instinktives Erkennungsvermögen heranzubilden, auf daß wir stolz werden.

Ich weiß daher nicht, ob es recht und billig ist, von Florenz aus, der Hochburg der italienischen Renaissance hochmütig-verachtend herabzusehen auf deutsche Kultur- und Geistesart, und seinen Brüdern im Heimatlande zürnende Briefe zu schreiben. Wie für die romanische Kultur die Basis der Katholizismus ist, so ist für germanische Geisteskultur der einzig fruchtbare Boden immer nur der Protestantismus gewesen. Beide zu vergleichen lohnt sich, aber die Eine um der Andern willen zu verdammen erscheint mir als ein arger Frevel bei einem ernsthaften Kritiker, der sich an Taine geschult haben will. Diesen Fehler hat Uhde begangen, als er von der Arnostadt aus seine Florentiner Briefe über deutsche Kultur schrieb. (Am Grabe der Mediceer, Dresden, Reißner 1899). Aber konsequent vermochte der Germane Wilhelm Uhde diesen Standpunkt doch nicht zu vertreten; denn was er hauptsächlich und im Besonderen von romanischer Geisteskultur uns fühlbar nahe zu bringen sucht, ist durchaus nicht reine, unverfälschte, romanische Kultur (wie Raphael, Andrea del Sarto, Tizian etc.). In Michelangelo, zu dem Uhde ein besonders intimes Verhältnis gefaßt hat, erkennen wir wie in keinem andern italienischen Künstler des Cinquecento, in seiner ganzen Wesenheit deutlichen, germanischen Einfluß. Von dem herrlichen Mediceerdenkmal des Michelangelo giebt Uhde eine originelle und hochpoetische — meiner Ansicht nach recht michelangeleske — Interpretation, mag sie immerhin auch mehr eine Unterlegung als eine Auslegung sein. Aber gerade diese Interpretation verleugnet ihren Verfasser nicht, denn sie ist ganz und gar germanisch empfunden.

Das Bild nun, das Uhde fern der Heimat von modernem, deutschen Geistesleben gewinnt, ist trotz alledem höchst beachtenswert. Wahrheiten werden in dem Buche gesagt, die nicht laut genug hinaustönen können in die deutschen Lande, Wahrheiten, die den Schleier hinwegreißen von häßlich stinkenden Miß- und Übelständen, die schon lange alle freien deutschen Geister mit Sorge erfüllen. Die Sprache des Buches ist von kühner Leidenschaft getragen und fließt dahin in reißenden Strömen, alle trägen, schlummernden Gemüter erweckend — berufen, sie mit sich fortzureißen. Es war richtig von Uhde „diese ernsten Fragen auch einmal herzlich und eindringlich zu behandeln".

Die Fin-de-siècle Mode-Krankheit, die von dem entnervten Frankreich her importierte Dekadenz darf im Großen und Ganzen als überwunden betrachtet werden. Die gesunde und zähe Volkskraft des jungen, deutschen Reiches hat ohne Einbuße zu erleiden manche Jugendkrankheiten glücklich überwunden, aber

Digitized by Google

auch jetzt steuern wir noch nicht mit vollen Segeln unserm großen und klar erkannten Ziele entgegen. Auch jetzt haben wir noch keine blühende deutsche Kultur, trotz hundertfältiger, sich zersplitternder idealer Bestrebungen. Ich gebe zu, wir schreiten vorwärts; ich gebe auch zu — was wenig in Betracht kommt, — daß der Durchschnittsdeutsche der Kleinstadt und der Provinz einen höheren Bildungsgrad besitzt als der Durchschnittsfranzose. Aber was hat das alles zu bedeuten gegenüber den traurigen Wahrnehmungen völliger Verödung des geistigen Lebens, die wir tagtäglich machen müssen. Ich erinnere mich da an eine kleine Episode, die durchaus nicht mehr lächerlich ist. Als ich mir vor kurzem in einer Münchener Kunsthandlung Photographieen von Michelangelo vorlegen lassen wollte, werde ich gefragt: „Ist das ein Münchener Künstler?" Ein anderes Mal hörte ich, wie derselbe Ladenjüngling (der übrigens, wie ich mich erkundigt habe, der Sohn eines protestantischen Pfarrers in Norddeutschland ist) seinen Kollegen fragte: „Wer ist eigentlich dieser Dante?" — und ein drittes Mal: „Trocadero ist wohl ein sehr berühmter Maler?" Ich könnte diese beschämenden Unglaublichkeiten, für deren Echtheit ich mich verbürge, noch weiter vervollständigen. Gehen wir diesen betrübenden Erscheinungen auf den Grund, so werden wir finden, daß die ganze Schuld daran unsere klägliche, stumpf- und dumpfsinnige Erziehung trifft. Hätten wir vornehme, aller kleinlichen Dogmatik abholde Pädagogen, die ihre Aufgabe kennen: „Glück und Begeisterung zu verbreiten" und Kinder zu lebensfrohen Menschen zu erziehen und nicht die Kinder mit totem Wissen vollzupauken — unsere Jugend stände geistig frischer, lebensfähiger und genußfreudiger da. Uhde findet hier einige prächtige, treffende Worte: „Die besten, freiesten und glücklichsten Instinkte sind ertötet, wenn der junge Mann die Schule verläßt, nachdem ein handwerksmäßig geschultes Lehrpersonal ihm die Richtung gegeben hat." Zum größten Teile lasten wie ein Fluch auf unserer Jugend die Folgen einer verderbensäenden, pietistischen Erziehung, die den Jüngling lehrt das Fleisch zu bekämpfen, zu verachten, die in seiner frühesten Frühe einen häßlichen Zwiespalt in sein ganzes Wesen bringt, so daß er verwirrt durch die natürlichen Triebe, haltlos und irr zwischen fremden Extremen, zwischen Askese und Brunst hin- und hergeschleudert wird. Tritt er dann hinaus ins Leben, ganz auf sich selbst gestellt „aus eigner Kraft sich eine Welt zu bauen", dann fehlt ihm die Kraft, die Frische und Fröhlichkeit, die man in der Jugend ihm ertötet hat. Verwüstet, zermartert und ratlos treibt er der aufklärenden naturwissenschaftlichen Weltanschauung in die Arme um in dem Erkennen und Begreifen seiner geheimen Qualen und Marter Trost zu finden. Die moderne, psychologisch-darwinistische Philosophie mit ihrem stahlharten Blick und ihrem grausam-kalten Thatsachensinn macht ihn unselig hellsehend. Er versteht, je nach Veranlagung, besser oder schlechter die trübseligen Folgeerscheinungen einer schamlosen Pädagogik der äußerlichen Anständigkeit und der hohlen Lügen-Etikette des guten Christen. Er ist verloren; seiner Jugend trostlose Wirrnisse haben alles Frische, Naive, Jugendlich-Frohe in ihm ertötet. So ist das Psychopathisch-Geheimnisvolle heute unser Aller fixe Idee geworden, unter der wir leiden und von der wir Erlösung suchen. In unserem Zeitalter herrscht auf allen Gebieten eine Toleranz wie selten in früheren Jahrhunderten. Es sollte aber unsere Sorge sein, daß eine übermäßige, bis zur Gleichgültigkeit gesteigerte Toleranz nicht unser und unserer Jugend Verderben wird; denn in dieser toleranten Zeit ist auch allen das Leben verleugnenden, pietistischen Strömungen freier Lauf gelassen, die sich mit Vorliebe der Kinder „erbarmen", um in ihnen alle lebensfähigen Instinkte und alle zum Leben strebenden Talente zu töten. Wir sind Fleisch und sollen uns auch zu unserm Fleisch bekennen. Nur durch eine ehrliche und gerade Aufrichtigkeit, nur durch Verbreitung einer weisen Welterkenntnis, die weder den Menschen eine dogmen-starre Religion aufoktroyiert, noch durch die farblose und monotone Thatsachengeschichte der äußeren Weltentwicklung sich bemüht in ihnen alle zarten, poetischen und künstlerischen Triebe zu töten, — nur wenn wir die Jugend den Wert der eignen Individualität schätzen lehren, nur durch eine Pädagogik, die — statt alles in feststehenden Thatsachen zu geben — zum Selbstsuchen und Selbstdenken anregt, können wir das große Ziel, das uns vorschwebt, erreichen. Die in

Digitized by Google

jeder jungen Brust schlummernde Begeisterung für Schönheit und edlen Lebensgenuß wird dann das bewirken, was unsere Pfaffenkirche und unsere Altweibermoral allmählich vernichtet und verbittert hat: religiösen Gemeinsinn. Religiöser Gemeinsinn und positiver Idealismus sind die Basis, auf der sich eine große nationale Kultur erheben kann.

Am Schlusse seines Buches sagt Uhde: „Ein Staatswesen aber giebt es im deutschen Reiche, in welchem große Kräfte latent sind, und von dem das Beste erhofft werden kann: Hamburg."

Es spricht hier kein von Lokalpatriotismus geblendeter Geist. Der Boden Hamburgs gestattet thatsächlich eine großartige und ideale Entwickelung. Wie sich in dem benachbarten Lübeck deutlich skandinavische, vornehmlich dänische Einflüsse zeigen, in dem Stadtbild, in der Physiognomie der Bewohner, in der Sprache, der Kleidung und der ganzen Art sich zu geben, überall vernehmlich die dänische Note durchklingt; so nehmen wir in der Stadt Hamburg und an den Hamburgern ebenso deutlich englische Einflüsse wahr. Und sie haben die besten, lebendigsten, gesündesten Eigenschaften der Engländer befruchtend auf sich wirken lassen, ohne etwas von ihrem nationalen Deutschtum dafür hinzugeben; denn — es steht wohl außer Frage — Hamburg ist eine der am stärksten nationalgesinnten Städte und nirgends giebt es eine Stadt, wo die aufwachsende Jugend so frisch, so lebenslustig, so kampfesfreudig und so gesund ist wie in Hamburg; man vergleiche sie nur einmal mit der Berliner Jugend, deren Schnoddrigkeit, deren grausamer Dünkel und Hochmut jeden Fremden beleidigt und empört. Hamburg ist auch die Stadt, wo das Niveau des guten Geschmacks in der Lebensart, in der Art und Weise sich zu kleiden, und wo der Ton des gesellschaftlichen Verkehrs am gebildetsten und in hohem Grade entwickelt ist. Darin aber können wir nur den wohlthuenden Segen englischer Kultureinflüsse erkennen, die sich mit den — etwas starren — „vornehmen Überlieferungen" seiner Patriziergeschlechter aufs Glücklichste verbinden. Die Vorbedingungen einer hohen Kultur sind unstreitig hier vorhanden; und es wäre ja nicht das erste Mal, daß Hamburg einen heilvollen, befruchtenden Einfluß auf das übrige Deutschland ausübt. Und sind diese Vorbedingungen nicht von Lichtwark, Brinckmann, Dr. von Melle und den Leitern der Jugendschriften-Warte schon verständnisvoll ausgenutzt, um sie zusammenzuschließen und zur Blüte zu treiben? Hier sind die Erzieher keine anmaßenden, dünkelhaften, vertrockneten Professoren; sie bemühen sich um die Ehrenrettung des deutschen Pädagogenstandes, indem sie sich zu den Lernenden herabbeugen und als Berater, als befreundete Fürsorger ihnen zur Seite stehen, ihnen zu einer eigenen Selbstheit zu verhelfen. Und kein Polizeiknüttel treibt die Lernenden zusammen und verekelt ihnen das Lernen. Sie kommen von selbst dank ihrer feurigen Begeisterung und ihrer ungetrübten Geistesfrische; denn kein perverses Raffinement, keine lustschwere Übersättigung mit der daraus sich ergebenden blöden Blasiertheit hat wie in Berlin — das sich so gerne heute als Seele Deutschlands fühlt — ihrer Jugend unbeflecktes Gemüt verfinstert und beschmutzt. Hier ist Goethes Geist am lebendigsten; hier sprießen die ersten Keime der Wiedergeburt einer nationalen Geisteskultur; hier wird im großen und weitsinnigen Goetheschen Geist an der Erziehung und Vervollkommnung der Menschheit gearbeitet — zu Ehren Hamburgs und zum Ruhme Deutschlands.

München Otto Grautoff

Digitized by Google

Das neugewählte österreichische Abgeordnetenhaus

Der neue Reichsrat ist vollständig, die Einberufung durch die Krone ist soeben erfolgt, am 31. Januar tritt er zusammen. Die Wahlen haben zwei wichtige Ergebnisse. Das eine ist so ziemlich allgemein vorhergesehen worden, nämlich das Wachstum der national-radikalen Parteien und mit ihm die Verschärfung der nationalen Gegensätze; das andere hat überrascht, das ist die unleugbare Niederlage des Klerikalismus, der seit einer Reihe von Jahren mit zwei stattlichen Fronten den parlamentarischen Kampfplatz beherrschte, mit der katholischen Volkspartei, die der deutschfeindlichen Majorität der Rechten angehörte, und den Christlich-Sozialen, die auf der Linken saßen und sich zur deutschen Gemeinbürgschaft und zu deren Forderung, dem unter dem Ministerium Thun vereinbarten „Pfingstprogramm" bekannten.

Wie bereits erwähnt, ist die Zunahme der nationalen Bewegung zu erwarten gewesen. Darum haben Gautsch, Thun und Clary jeden Gedanken an die Auflösung des im März 1897 gewählten Reichsrats von sich fern gehalten; mit den deutschen Fortschrittlern, der deutschen Volkspartei und dem verfassungstreuen Großgrundbesitz ließ sich bequem unterhandeln, was zwar zu nichts führen durfte, aber Zeitgewinn brachte; die Gruppe Schönerers und K. H. Wolfs zählte nur sechs Mitglieder (sie kam später auf acht) und konnte trotz ihrer ungeberdigen drohenden Haltung übersehen werden. Auf der Rechten hielten Polen, Feudale und Ultramontane fest zusammen und freuten sich, wenn die ihnen befreundeten Jungczechen die deutsche Opposition in Schach hielten. Aber eben mit den Jungczechen ist die ränkevolle Politik der Feudalen und der Kirche zu Schaden gekommen. Im Herbst 1899 drohten dem damaligen Ministerpräsidenten Grafen Thun die Delegationswahlen zu versagen, und damit ward er unmöglich; seinem Nachfolger, dem bisherigen Statthalter der Steiermark, Grafen Clary erschien es selbstverständlich, daß er um die Deutschen zu wirklicher parlamentarischer Arbeit zu bringen, vorerst die berüchtigten Badenischen Sprachenverordnungen (der Preis, den der leichtsinnige galizische Premier den Jungczechen im voraus für ihre Zustimmung zu seinen fragwürdigen Ausgleichsabmachungen mit Ungarn gezahlt hatte) aufheben mußte. Er bezahlte sein Wagnis mit seiner Entlassung; trotz aller dem Kaiser geleisteten Zusagen verweigerten ihm die sämtlichen Führer der Rechten wegen dieser Annäherung an die Deutschen jede weitere parlamentarische Dienstleistung. Sein Nachfolger, v. Koerber, verriet Absichten, die auf der Rechten duldsamer aufgenommen wurden. Er benahm sich gegen die Majorität eifrig und beflissen und wandte sich gleichzeitig an diejenige unter den deutschen Gruppen, die den Ultramontanen am nächsten stand, an die Christlich-Sozialen, denen er die Wahlordnung für Wien und die Herrschaft im unterösterreichischen Landtag zusicherte. Es schien alles ganz gut zu gehen, nur die Jungczechen wollten ihre Sprachenverordnungen zurück haben und drohten.

Digitized by Google

Ihre Verhandlungen mit den Deutschen, die das neue Ministerium eingeleitet hatte, waren wegen ihrer hochmütig abweisenden Haltung ergebnislos verlaufen, die gutgemeinten Bemühungen einiger Mitglieder des deutschen Hochadels, vor allem die des Fürsten Fürstenberg, verursachten schließlich dem Ministerpräsidenten, der sich ängstlich zur Rechten hielt, nur Verlegenheiten. Im deutschen Lager glaubte man, daß es der Regierung darum zu thun sein müsse, eine richtig funktionierende Vertretung, ein erledigtes Budget usw. zu erreichen, und eine Aktion wurde ersonnen, die nach etwa 14 Tagen czechischer Obstruktion, die eben durchgemacht sein wollten, zu sachlicher Arbeit im Abgeordnetenhaus führen konnte. Allerdings mußte das Präsidium mithelfen, die Beteuerungen der katholischen Volkspartei bezüglich ihrer loyalen Absicht mußten ehrlich gemeint sein. Auch die Feudalen hatten ihre Bereitwilligkeit geäußert, jede Bemühung, das Haus wieder lebensfähig zu machen, zu unterstützen. Die Sache endigte mit einer jämmerlichen Enttäuschung. Der ultramontanische Präsident Dr. v. Fuchs durchkreuzte am 8. Juni v. J., unterstützt von Tiroler Parteigenossen, [mit einem schlauen Manöver das kaum ins Werk gesetzte Unternehmen; die Feudalen ermutigten insgeheim die obstruierenden Czechen und Herr v. Koerber machte sich, als er dies wahrnahm, schleunigst von den unbequemen deutschen Helfern los, die ihn bei der Rechten nur kompromittieren konnten. Am Abend jenes 8. Juni führten die Jungczechen, deren Führer, namentlich der ehemalige Minister Kaizl, schon ihres Sieges sicher waren, mit Blechtellern, Trompeten und Pfeifen ein solennes Spektakel auf, die Polen, Feudale und Ultramontane, verhielten sich zum Ärger der gründlich „gefoppten deutschen Großgrundbesitzer, die den deutschen Kollegen ihren Plan für unfehlbar bezeichnet hatten, scheinbar ganz teilnahmslos, und gegen die Mitternachtsstunde erschien der Ministerpräsident, der nach Schönbrunn zum Kaiser gefahren war, mit der erbetenen Ermächtigung zur Schließung der Reichsratssession.

Dieser letzte Versuch einer vorsichtigen Mittelpartei von gemäßigter deutscher Gesinnung, den Reichsrat verhandlungsfähig zu machen, war also zunichte geworden. Aber was sollte nun werden? Es wurde damals, wie dies auch heute geschieht, von längst fertiggestellten durchgreifenden Plänen der Regierung in geheimnisvollem Flüsterton gesprochen, von der Oktroyirung einer neuen Wahlordnung oder wenigstens von einer mittels des berüchtigten Paragraphen 14 einzuführenden neuen Geschäftsordnung für das Abgeordnetenhaus, das eine jede Obstruktion — die deutsche war jedoch gemeint — unmöglich machte. Den Parteien der Rechten konnte derartiges nur recht sein. Entweder wurde ihnen durch einrn solchen Gewaltakt der Reichsrat wieder ausgeliefert, oder die bestehende Verfassung war nun, nach drei Jahren, da die Krise zu einem Zustand geworden, als weiterhin unbrauchbar erwiesen, und man hielt vor dem ersehnten Ziel, der Länderautonomie, vor dem Förderalismus. Und wie trefflich paßte es, daß nicht etwa ein Ministerium der Rechten, sondern ein Beamtenministerium, eine trotz des einflußreichen Landsmannnsminister Rezek von den Czechen als deutsche bezeichnete Regierung vor solcher Zwangslage hielt! Freilich

Digitized by Google

ehe ein entschiedener Schritt die Zustimmung der Krone erhalten und vor argwöhnischen Politikern der ungarischen Reichshälfte gerechtfertigt werden konnte war noch eins zu gewärtigen, das einzige verfassungsmäßige Auskunftsmittel, die Auflösung und die Neuwahlen. In gut unterrichteten Kreisen kann man hier zu hören bekommen, daß Herr v. Koerber hierzu nicht geraten, der gemeinsame Minister des Äußern, Graf Goluchowski beim Kaiser auf diesen letzten Versuch gedrungen habe. Der Ministerpräsident hat vielleicht vor der Zunahme des nationalen Radikalismus gewarnt, doch unvorbereitet hat ihn der kaiserliche Befehl, die Neuwahlen auszuschreiben, nicht getroffen, sicherlich hatte er diese Maßnahme schon lange vorher erwogen. Die Haltung der Regierung während der Wahlen zeigt eine gewisse kluge Berechnung. Bewährte sie sich, dann wurde die deutsche Opposition wesentlich geschwächt, und im neuen Hause erstand die alte Rechte wieder, mit der der gelehrige Schüler des Zynikers Taaffe regieren konnte. Die Gefahr war der deutsch-nationale Radikalismus, er war nur durch radikale Gegner niederzuhalten, und so baute Herr v. Koerber in dem industriereichen Böhmen auf den mutmaßlichen Erfolgen der Sozialdemokraten, in Niederösterreich und den Alpenländern auf der scheinbar felsenfesten Herrschaft der Christlich-Sozialen seinen Plan auf. Es handelte sich um die seit 1897 hinzugekommene Kurie des allgemeinen Wahlrechts, in der nur volkstümliche Schlagworte Wirkung versprachen. 1897 hatte in ganz Böhmen thatsächlich die Arbeiterbevölkerung den Ausschlag gegeben und vorwiegend sozialdemokratisch gewählt. Eine Eroberung dieser Mandate der allgemeinen Wahlrechtskreise durch die deutschen Radikalen war nicht zu gewärtigen. Die Regierung hatte dem Reichsrat eine Fülle von vielversprechenden wirtschaftlichen Vorlagen unterbreitet, riesige Eisenbahnprojekte usw., die der Arbeiterbevölkerung willkommen sein mußten; um ihre Verwirklichung zu erreichen, mußte der Reichsrat leistungsfähig gemacht, die Obstruktion verhindert, die nationalen Heißsporne also ferngehalten werden. Der skeptische Ministerpräsident hat sich aber über die Wucht der nationalen Bewegung getäuscht, nicht minder die sozialdemokratischen Führer. Die gehässige Antipathie der Letzteren gegen alle positive deutsche Politik ist längst bekannt, die Parteileitung gestattete zwar den czechischen Genossen ein bescheidenes Maß von Nationalgefühl, doch für die deutschen Arbeiter war solches streng verpönt. In dem Egerer Kreise, dem Mittelpunkt der Schönererschen Agitation, hatte 1897 einer der sozialdemokratischen Theoretiker, der jüdische Advokat galizischer Abstammung, Dr. Verkauf, thatsächlich gesiegt. Für die Wandlung, die sich seither in Deutsch-Österreich vollzogen, hat der Mann offenbar nicht das geringste Verständnis gehabt, er vertraute auf die stramme Organisation und versäumte keinen Anlaß, in nationalen Angelegenheiten den deutschen Standpunkt anzugreifen. Die Wahlen brachten nun eine empfindliche Belehrung, die Sozialdemokraten verloren, mit Ausnahme eines einzigen, sämtliche Sitze in Böhmen und zwar an nationale Kandidaten, auch der czechische Proletarier hatte sich für nationale Vertreter entschieden. Die Siege in der allgemeinen Kurie förderten die weiteren Erfolge der Schönerer-Wolfgruppe, von acht Mitgliedern

Digitized by Google

vermehrte sie sich zum Kummer und Schrecken der Regierung auf 21! Sie ist jetzt eine Partei geworden. Daß es so gekommen, muß als ein bedeutsames Symptom der Stimmung in den deutschen Kronländern, namentlich in Deutsch-Böhmen bezeichnet werden. Denn der Deutschböhme ist sonst ein nüchterner, praktischer Politiker, er fußt in den hochentwickelten industriellen Verhältnissen, weiß, was der slawische und magyarische Osten der Monarchie für ihn bedeutet und hat bisher einen weit stärkeren österreichischen Patriotismus bewiesen als sein czechischer Gegner. Schlagworte wie die Personalunion mit Ungarn, die Aufnahme der deutsch-österreichischen Provinzen in den Verband des Deutschen Reiches, waren ihm bisher nicht bloß wegen ihrer extremen Tendenz, sondern wegen der wirtschaftlichen Folgerungen gründlich fremd. Sein richtiger Mann war und ist der Reichenberger Prade, dessen schlichtes, gerades Wesen, dessen tüchtiger, praktischer Verstand sich bei allen Ausgleichs- und Parteiverhandlungen bewährt haben. Wie verwüstend muß seit Badenis Sturz das unaufrichtige deutschfeindliche Walten der Regierungen auf das deutschböhmische Volk gewirkt haben, wenn die zahlreichen Wählerschaften ihre bisherigen Vertreter, die der alten Fortschrittspartei oder der deutschen Volkspartei angehörten, den Kandidaten der Schönerergruppe zu Liebe fallen ließen! Die nationale Tendenz ist bei diesen Wahlen wohl am stärksten zum Ausdruck gekommen. Neben der Schönerergruppe hat die deutsche Volkspartei acht Mandate gewonnen, sie zählt jetzt neunundvierzig Mitglieder, die der Mehrheit nach Innerösterreich angehören; doch auch die Sudetenländer sind vertreten. Bei den czechischen Wahlen hat nur das nationale Programm den Ausschlag gegeben, die Jungczechen verloren sogar einige Sitze an die jüngsten Czechen. Selbst dem Polenklub kam die nationale Tendenz zu Gute. Die Schlachzizenpartei, die heute Galiziens Vertretung darstellt, hat fünf Sitze gewonnen, die früher bäuerliche Vertreter besessen. Die Fortschrittspartei, der Rest der alten deutschen Liberalen, hat ein Mandat im ganzen eingebüßt, sie zählt jetzt fünfunddreißig Mitglieder, sie hat in Böhmen an die Radikalen verloren, in Niederösterreich und Mähren jedoch ein paar Sitze zurückgewonnen. Auch die Italiener kommen verstärkt in den Reichsrat, sie haben in den Küstenländern über die Slowenen einige Siege errungen.

Hält man Umschau, wer für die Kosten der deutsch-nationalen Wahlerfolge herhalten muß, so gewahrt man, daß der katholischen Volkspartei ein, den Christlich-Sozialen sechs Mandate verloren gegangen sind. Doch die Zahlen sagen weniger als die Thatsachen der Verluste. Die katholische Volkspartei galt bisher als die einflußreichste in Österreich, durch ihre Führer beherrschte die Kirche die im Besitz der Majorität befindliche Rechte. Jetzt sind gerade diese Führer, der Tiroler Baron Di Pauli (unter Thun Handelsminister) und Dr. Ebenhoch, der hochmögende Landeshauptmann von Oberösterreich, durchgefallen. Ja es ist noch mehr geschehen: trotzdem die Partei angesichts der deutsch-nationalen Bewegung in den Alpen ebenfalls zur Notwendigkeit der deutschen Vermittelungssprache und zu „berechtigten" nationalen Forderungen sich bekannte, ist es ihr so schlecht gegangen,

Digitized by Google

und zu der Rechten, zu den Czechen, Polen und Slowenen zurückzukehren und wie bisher an der Seite der Slawen gegen die Deutschen zu kämpfen, das ist ihr unmöglich gemacht, wenn sie nicht der völligen Vernichtung verfallen will. Damit erscheint aber der Verband der Rechten aufgelöst; was am 8. Juni geheuchelt und gedroht worden, das muß nun als Thatbestand angesehen werden. Es giebt keine bequeme Majorität mehr, die mit einer bequemen Regierung gute Geschäfte macht, deren Spesen die Deutschen zu begleichen hätten, es giebt keine Majorität mehr, die sich damit brüstete, Österreich ohne die Deutschen zu regieren. Zwanzig Jahre ist ihr dies gestattet gewesen und wir spüren das deutlich am Zustand, in dem sich unser Österreich befindet. Nicht einmal über die erste Notwendigkeit sind wir hinweggekommen, über die Schaffung einer einheitlichen, allgemein anerkannten staatsrechtlichen Anschauung, nicht einmal zu einer Anerkennung des Reichsrats als solchen. Und wenn dabei doch seit zwanzig Jahren die Staatsmaschine und die Vertretung richtig funktioniert und manches ansehnliche gesetzgeberische Werk zu Stande gebracht haben, so spricht das nur für die Fülle von unverwüstlicher Lebenskraft, die vorhanden ist und nicht gut vernichtet werden kann. Das Verwaltungsgefüge Maria Theresiens und Josefs besteht noch ungeachtet aller Stürme und böser Minierarbeit, der österreichische Armeebegriff mit seinem ausgeprägt deutschen Wesen lebt noch und ferner eine allgemeine, still wirkende Vorstellung von einem österreichischen Beamtentum deutscher Nation, obwohl man in czechischem, slowenischem oder polnischem Gebiet von solch verpönter Sache nicht laut reden darf. An diesen Bestand denken die deutsch-österreichischen Politiker, wenn sie — und das geschieht nur zu häufig — in rührselig gehobener Stimmung ein politisches Programm anfertigen, dieser Bestand ist das nie aus den Augen gelassene Angriffsobjekt der kirchlichen Politik, die nun seit zwei Jahrzehnten Österreich in österreichfeindlichem Sinne regiert.

In Österreich hat bis in die siebziger Jahre noch ein zielbewußter, zentralistischer Klerikalismus bestanden. Er konnte sich auf mehr als zweihundertjährige Tradition berufen, auf den traurigen Ruhm, daß er nach der Schlacht am weißen Berge über das gesamte Gebiet der Sudetenländer und der oberen Donaulandschaft jenen gefügigen Stumpfsinn verbreitet, der die sichere Wiederaufrichtung einer erbländischen Regierung ermöglichte. Es geschah wiederum nach einer Revolution, nach 1848, daß Kardinal Rauscher dem zentralistischen Absolutismus Bachs die ganze Fülle des kirchlichen Einflusses zur Verfügung stellte und dafür die gebietende Oberaufsicht über alles wissenschaftliche Leben und über das gesamte Schulwesen zuerkannt erhielt. Der ehrgeizige Kirchenfürst dachte ein österreichischer Primas zu werden, die habsburgische Vorherrschaft im deutschen Bund und die deutsche Beamtenregierung in Ungarn, Galizien und selbstverständlich in den Ländern der böhmischen Krone erschien ihm wichtig und unentbehrlich. Der Kurie hatte er 1855 das vielberufene Konkordat verschafft und der vatikanischen Diplomatie mochte gegenüber den protestantischen Hohenzollern diese deutsch-habsburgische Tendenz willkommen sein. Mit

Digitized by Google

dem französischen Krieg und der Gründung des deutschen Reichs vollzog sich dann eine gründliche Wendung: Rauscher, der ohnehin das Infallibilitätsdogma entschieden bekämpft hatte, ward fallen gelassen, die Kirche wandte sich der slawischen Opposition zu, die sie äußerlich bis zum Juni v. J. und innerlich nie verlassen hat. Den verfassungsfeindlichen Hochadel, über den sie eine bedingungslose Herrschaft ausübt, wußte sie ohnehin in diesem Lager. Die Feudalen hassen den Liberalismus, der ihre Rechte geschmälert und ihre allmächtige Stellung in Österreich wenigstens formal vernichtet hat, sie hassen das liberale Bürgertum, das neben ihnen emporgekommen, aber sie haßten einst nicht minder das hussitische Czechentum, das einer ausgeprägt demokratischen Agitation seine kräftige Entwickelung verdankt und der Kirche nicht selten feindselig gegenübergetreten war. Nur der stärkere Haß gegen die von den Deutschen verteidigte Verfassung führte den Grafen Heinrich Clam-Martinitz und seine Freunde an die Seite Ladislaus Riegers und der Altczechen. Daß aus der augenblicklichen Kampfgenossenschaft allmählich eine feste Organisation, der vielzitierte „eiserne Ring der Rechten" sich herausbildete, das ist vor Allem der kirchlichen Politik, wie sie von Hohenwart vertreten wurde, zuzuschreiben. Diese Rechte, die zwei Jahrzehnte im Reichsrat geherrscht hat, umfaßte Gruppen, die unter sich grundverschieden sind, aber sie alle einigte der Deutschenhaß. Die Mitglieder der katholischen Volkspartei stammen zwar zum großen Teil aus den Alpenländern, und trotz allen politischen Maskenspiels bleiben einmal die Schwarzenbergs, Thuns, Nostiz's deutsche Adelsgeschlechter noch vor fünfzig Jahren haben sie von der czechischen Sprache nichts oder nur sehr wenig verstanden; aber die alpinen Ultramontanen sind eben fanatische Landsknechte der Kirche, denen ein jedes nationale Empfinden fremd geworden ist und jener feudale Hochadel hat sich wohl einst, so lange er durch die Habsburger zu Rang und Ehren kommen konnte, für „das Reich" interessiert, seit 1866 jedoch ist auch dieser Gesichtspunkt nicht mehr vorhanden, und der aristokratische Latifundienbesitzer in Böhmen und Mähren ist heute vor allen Andern der unbedingt getreue Sohn der Kirche und der eifrige Vorkämpfer ihrer Politik, er czechisiert deutsche Dörfer, stellt nur slawische Geistlichkeit an, er wählt und läßt nur slaiwsche deutschfeindliche Abgeordnete, Bezirksausschüsse und Gemeinderäte wählen. Denn die Staatskunst des Vatikans verfolgt in Österreich zwei Ziele, die Zurückdrängung deutschen Wesens durch slawisches und die Auflösung Österreichs in ein Föderativsystem mit slawisch-kirchlicher Richtung. Die gegenwärtige Politik der römischen Kurie will von dem heutigen Österreich-Ungarn, dem Verbündeten des deutschen Reichs, nichts wissen. „Rampolla haßt Österreich," so mußte dem Schreiber dieser Zeilen eine hochstehende fromme Dame seufzend bestätigen. Die Wahlen haben den Politikern der Kirche nun zu denken gegeben. Sie fühlen, daß sie zu voreilig gewesen, daß sie in ihrem zersetzenden Treiben derzeit einhalten müssen; den alpinen Wählerschaften darf nicht mehr zugemutet werden, daß sie ihre Vertreter innerhalb der ihre Stammesgenossen bekämpfenden Rechten gewahren können, sonst kann es für die Kirche unwiederbringliche Verluste

Digitized by Google

geben; Ansätze zu umfassender Lossagung von Rom sind ohnehin nicht hinwegzuleugnen. So liegen denn bereits einige Erklärungen vor, daß die Klerikalen keine Verbindung mit den Polen und Czechen mehr eingehen wollen, ja, daß sie sogar bereit seien, das Pfingstprogramm der deutschen Gemeinbürgschaft anzunehmen; das bedeutet einen Umschwung, so gewaltig, daß ihm fast nicht zu trauen ist!

Freilich sieht die Kirche, daß ihre Niederlage nicht zufällig gewesen, sondern daß sie es mit einer starken Bewegung zu thun habe; denn auch das zweite Eisen, das sie im Feuer gehabt, hat gänzlich versagt, die christlich-soziale Partei ist durch die Wahlen schwer geschädigt, ja bis ins innerste Wesen hinein getroffen worden. Ist die katholische Volkspartei eine internationale politische Bildung, so beteuert die christlich-soziale Partei eine deutsche zu sein, und zwar thut sie dies seit Badenis Sturz. Der Bürgermeister von Wien, ihr allmächtiger Führer Dr. Lueger, hält diese Stellungnahme für geboten, und der Kirche ist dies ganz recht gewesen, sie schien jetzt für jeden Fall gesichert. Die Christlich-Sozialen sind bekanntlich die Partei des unzufriedenen Wiener Kleinbürgers, sie fußen auf einem roh und gewaltthätig zur Schau getragenen Antisemitismus; mittels dieses Agitationsmittels, dessen starke Wirkung auf die Sünden der Wiener Börsenwelt zurückzuführen ist, haben sie den früh gealterten Liberalismus in Niederösterreich besiegt, sich der Herrschaft über Wien und die kleinen Städte bemächtigt, die Landgemeinden brachte ihnen die Geistlichkeit hinzu. Der niederösterreichische Landesausschuß und der Wiener Gemeinderat kamen völlig in ihre Gewalt. Den nun einflußreich gewordenen Führern huldigten die Geschäftswelt und auch die um ihr Mandat besorgten deutsch-national gesinnten Abgeordneten von Niederösterreich. Das wurde ihnen allerdings schwer, denn die Partei enthüllte auch ihre entschieden klerikalen Absichten. Gegen alles gut moderne Schulwesen, von der Volksschule bis zur Universität, gegen alle freieren künstlerischen und litterarischen Bestrebungen griff ein Polizeiwesen Platz, das mit seinem brutalen Unverstand doch stets auf die Zustimmung der Regierung rechnen konnte. Denn in Niederösterreich und weiter nach Innerösterreich hinein sollten ja nach Berechnung des Herrn von Koerber die Deutsch-Nationalen und die hier ebenfalls gefährlichen Sozialdemokraten durch die Christlich-Sozialen niedergehalten werden. Das wurde auch allgemein vorausgesetzt. Dr. Lueger hoffte die sämtlichen Wiener Mandate, auch den ausstehenden Rest des Liberalismus, die vier Sitze der inneren Stadt, also des vornehmsten Bezirks, zu erobern und auf dem Lande stellte er die angesehensten Landesausschüsse, die eine Fülle von Gnaden und Vorteilen bereithielten, als Kandidaten auf. Die Regierung förderte durch die Sanktionierung der neuen von den Christlich-Sozialen zurechtgemachten Wahlordnung, ferner durch eine geradezu groteske Schwerhörigkeit bezüglich aller gegen die Parteiwirtschaft einlaufenden Beschwerden, die Wahlaussichten der Christlich-Sozialen so ausgiebig, daß ihre Gegner schon apathisch zu werden begannen. Nur die Sozialdemokraten blieben rührig und da nur ihre Kandidaten Aussicht hatten, die ultramontane Gefahr abzuwenden, wandte sich ihnen die Teilnahme aller zu,

Digitized by Google

die da sahen, welch ernster Vorstoß eines unheimlichen Zelotismus hier bevorstehe. Am 3. Januar siegten nach härtestem Kampfe drei Sozialdemokraten in den Wahlen für die allgemeine Kurie, ihr Erfolg ward jedoch trotz der riesigen Beteiligung der Arbeiter nur möglich durch die Stellungnahme des Lehrerstandes, der Beamtenschaft und der liberalen Bürgerschaft. Zahlreiche Fabrikanten, schroffe Gegner der Sozialdemokraten, wählten deren Kandidaten. Für die Christlich-Sozialen hatte mit vollem Aufgebot die Kirche gearbeitet, vom Kardinal-Erzbischof Gruscha, der reichlich den Wahlfonds bedachte und umgeben von einigen Kaplänen zur Wahlurne schritt, bis zu den Nonnen und Kirchendienern, die in den Vororten die gegnerischen Wahlaufrufe abrissen. Am Land versagten den Klerikalen zum großen Teil die Bauern, trotz aller Zusprache der Geistlichkeit hielten sie sich von der Wahl fern, die Vergewaltigung der Lehrer und auch der Verkehr mit der Arbeiterbevölkerung mochten hier eingewirkt haben. Die Sozialdemokraten entschieden auch überall, wo ein Christlich-Sozialer gegen einen Deutsch-Nationalen in die Stichwahl gelangte, für den Letzteren. So ist es gekommen, daß die „Herren von Wien", wie Dr. Lueger und die Seinigen sich gerne nennen hören, fast alle ihre Mandate auf dem Lande und zwei in Wien verloren haben. Die Partei hat trotz ihrer dreiundzwanzig Mitglieder heute nur für Wien eine lokale Bedeutung, im Reichsrat wird sie kein Ansehen haben. Schon in diesen Tagen hat sie versucht, sich den Deutsch-Radikalen zu nähern und durch den Vorschlag einer einheitlichen antisemitischen Aktion von sich reden zu machen. In Wahrheit wird sie nur dann wieder an Bedeutung gewinnen, wenn thatsächlich die katholische Volkspartei sich der deutschen Gemeinbürgschaft anschließen sollte.

Damit würde allerdings eine wichtige Wendung im politischen Leben Österreichs sich vollziehen. Schon heute, da die Kirche die Ihrigen gleichsam aus dem nationalen Kampf ausschaltet und sich die Politik der „freien Hand" vorzubehalten erklärt, lagern die Slawen unthätig den Deutschen gegenüber und verspüren, daß den Gegnern ohne die Kirche nichts anzuhaben sei. Und das Ministerium Koerber, das in Mähren, wo es noch einen nationalen Wahlkampf gab, für die Czechen eingetreten ist, sieht, daß alle seine Berechnungen verfehlt gewesen und daß die thörichte und gleichzeitig frivole Behandlung, die bisher den Deutschen zu Teil geworden, nur die Entsendung von einundzwanzig Deutsch-Radikalen in den Reichsrat bewirkt hat. In diesem neuen Reichsrat giebt es keine feste Majorität mehr und keine Vergewaltigung der Deutschen. Ob das Parlament im Stande sein werde, zu arbeiten, ist noch ganz unbestimmt. Das hängt von der deutschen Parteibildung ab, davon, ob die Schönerer-Wolf-Gruppe sämtliche Parteien der Gemeinbürgschaft unter ihre terroristische Zwangsherrschaft wird beugen können oder ob die deutsche Volkspartei mit ihren zwei neuen begabten Führern Derschatta und Bäuerle so viel Ansehen erlangt, daß die Radikalen sich bescheiden müssen und andererseits der deutsche Großgrundbesitz sich ihr loyal anschließt; das hängt von den Czechen ab, die vor der Wahl stehen, ob sie sich mit den Deutschen ausgleichen und dann im Verein mit ihnen in Österreich herrschen, oder ob sie aufs

Digitized by Google

neue die Verhandlungen unmöglich machen sollen. Im zweiten Falle steuern sie ins Ungewisse hinaus, mit den Deutschen werden sie aber auch mittels eines föderalistischen Staatsstreichs nicht fertig werden, das könnten sie eigentlich schon heute wissen. Das hängt vor allem von dem guten Willen der leitenden Kreise ab! Man hat unmittelbar nach den Wahlen aus den offiziösen Äußerungen nicht viel Tröstliches entnehmen können. Der Erfolg der rücksichtslosen Schönererfraktion und die Niederlage der kirchlichen Parteien hat zwar einen tiefen Eindruck gemacht. Aber es fragt sich, ob am Ende nicht eine traurige und verhängnisvolle Verkennung der Sachlage zu neuerlichen gegen die Deutschen gerichteten Versuchen und zu einer abermaligen Verstärkung des kirchlichen Einflusses führt. Ganz unsicher also ist die Entwickelung der Dinge inner- und außerhalb des neuen Reichsrates. In nicht allzuweiter Ferne winkt freilich ein Ziel, das alle österreichischen Volksstämme und Parteien zur Schließung wenigstens eines Waffenstillstands und zu gemeinsamem Vorgehen bringen sollte, nämlich die Erneuerung der Handelsverträge und der Kampf mit dem rücksichtslos die nachbarlichen Wirrnisse ausbeutenden Ungarn. Auf dieser Grundlage eine wenn auch nur bedingte Einigung zu schaffen, das könnte, wenn ihm ein besonders freundliches Schicksal beschieden, die Lebensaufgabe des neuen Reichsrats werden.

Wien — Franz Zweybrück

Pfaffenhütchen

Vor alter Zeit lebte in heidnischen Landen ein eifriger und streitbarer Apostel des Christengottes; Aldobrand war sein Name. Durch sein kräftiges Wort und seine gewaltige Faust hatte er manch dunkelhäutigen Heiden den heimischen Göttern abtrünnig gemacht, und ließ die von ihm Bekehrten und Beherrschten ein mühseliges Leben führen, damit sie durch Singen, Knierutschen und Selbstkasteien dereinst den Himmel gewännen, allwo sie, wie er hoffte, das Lob ihres Bekehrers mit Posaunenton verkündigen und ihm in Abrahams Schoß ein warmes Plätzchen bereiten würden.

Und freilich bedurfte er gar sehr dieser Fürsprecher, denn er wandelte mit nichten die Wege, die er Andre wies. Manch fetter Lachs, den er den arglosen Heiden wegnahm, um sie die Tugend der Mäßigkeit zu lehren, fand seinen Weg in den Topf des Priesters. Mit den kostbarsten Seidengewändern, die er den Ungläubigen durch Gewalt oder List abgewann, um sie von der Eitelkeit der Welt zu befreien, bekleidete er seinen eigenen geweihten Leib, und kreischend floh manch schwarzäugige Heidin bei Seite, wenn die Augen des gewaltthätigen Priesters sich auf sie richteten, wie die Blicke des Fuchses auf den hüpfenden Nestling.

Ja, auch seine Demut vor dem selbstgebauten Altar aus Feldsteinen war nichts als verkappte Herrschgier, und er stand zu seinem Gotte, wie ein schlauer Kaufmann zu seinem Sozius, der nur für den andern wirkt, weil er seinen Gewinn

Digitized by Google

zu teilen hofft. Er befand sich übrigens sehr wohl unter den Heiden und Heidenchristen. Durch seine Klugheit war er allen überlegen, durch seine geheimnisvollen Gesänge übte er einen sonderbaren Bann über die Masse; es gab niemand, der ihn durchschaute. In manch bekümmertes Heidenherz zog eine festliche Freude, wenn Aldobrand sang:

„Schön sind die Felder! schön sind die Wälder
Zu der brennenden Sommerzeit!
Jesus ist schöner, Jesus ist milder,
Welcher das dürstende Herz erfreut."

Und eine unbestimmte Sehnsucht überkam die Seelen, wenn Aldobrand fortfuhr:

„Schön leucht' die Sonne, schöner der Mond,
Schön ist der Sterne unendliche Zahl;
Jesus ist schöner, Jesus leucht' heller,
Als die Lichter im Himmelssaal."

So duldeten es denn die Heiden, daß um den Altar aus Feldsteinen allmählich von den Neubekehrten ein Mauerwerk erbaut ward, das höher und höher emporstieg, um mit seinem Kreuz, das die Spitze krönte, aufwärts zu zeigen nach Jenem, der heller leuchtet als Sonne, Mond und Sterne. Die alten Götter hatten so viele Gebete unerhört gelassen! Geliebte Kinder waren gestorben trotz aller Bitten, Siechtum verzehrte das Leben der Starken, der Sturm verwüstete die Felder trotz Gebet und Opfer, Feuer brach aus den Bergen, und die Erde verschlang die Menschen mit ihren Wohnungen.... Vielleicht würde der neue Gott, den Aldobrand verkündigte, stärker und mitleidiger sein! Sie horchten und hofften, und Aldobrand herrschte.

Unter den Christen, die sich zu ihm hielten, waren auch zwei junge Kinder, ein trotz aller Jugend für einander bestimmtes Paar. Schon früh waren sie dem neuen Gotte gewonnen, dem sie jedoch nicht in gleichem Maße anhingen. Denn wie die krausköpfige Li allmählich heranwuchs, wuchs auch in ihr ein unbegreiflicher Widerwille gegen ihren Lehrer. Seine harten blauen Augen lähmten die Bewegungen ihrer Glieder, wenn sie sich auf ihre Hände, ihre Füße richteten. Sein Atem war ihr abscheulich, seit er ihr einige Bruderküsse aufgedrückt hatte. Und unmöglich war es ihr, dem Gotte zu vertrauen, den dieser verhaßte Mann ihr verkündigt hatte. Aber sie schämte sich ihres Wiederwillens und bedachte nur heimlich bei sich, wie sie ihren Verlobten Han bereden könne, mit ihr nach der Hochzeit dieses Land zu verlassen und sich dem verabscheuten Aldobrand zu entziehen.

Das war nun freilich kein leicht erreichbares Ziel, denn Hans' einfache Seele hing mit Inbrunst an dem Priester, den er seinen Vater nannte, und dessen geduldig gehorsames Werkzeug er war. Auch hütete Aldobrand sich wohl, Han zu Bösem zu gebrauchen und so vielleicht auf einmal sein blindes Vertrauen selber zu vernichten. Dagegen begann er ihn fest und fester an seine Person zu ketten, und besonders suchte er ihm die Herrlichkeit und Hoheit des Priesterstandes täglich in helleren Farben vorzumalen und ihn so zu preisen, daß auch Han unwillkürlich in dieser Würde das höchste Ziel erblicken lernte und sich fast des Lebens

Digitized by Google

zu schämen begann, das seine Eltern und Gefährten lebten, als fleißige Bauern auf ihren Reisfeldern.

Aldobrand aber frohlockte über diese Regungen des Knaben, denn aller Abneigung des Mädchens Li zum Trotz hing sein begehrlicher Sinn an ihrer Schönheit, und mit oder gegen ihren Willen hoffte er sie von dem jungen Verlobten zu trennen und für sich zu gewinnen.

Als ihn daher Han eines Tages fragte, wann der Tag seiner Vermählung mit Li sein solle, begann Aldobrand mit finstrer Miene und warnender Stimme von dem Unheil der Frauenliebe zu reden und von dem Übel, das dem wirklich Gläubigen aus einer Verbindung mit dem gebrechlichen Weibe erwachse. Der Jüngling, zum erstenmale nicht überzeugt, aber gehorsam, versprach, seine Gedanken von der Braut abzuwenden und sich ganz dem neuen Gott zu widmen, wenn Aldobrand es gebiete. Und je mehr Mühe und Herzeleid es ihn kostete, Li zu vergessen, die ihn, wo sie ihn begegnete, mit bangen, vorwurfsvollen, thränenfeuchten Augen anschaute, um so höher stieg Han in seiner eigenen Schätzung und um so größer erschien ihm, was er für den Himmelsherrn und seinen Boten Aldobrand auszuführen gedachte.

Wo Han so willig war zu verlieren, da hoffte Aldobrand leicht zu gewinnen, und da er des Mädchens Li ansichtig ward, wie sie mit einer handvoll Blumen vom Felde kam, in der Abenddämmerung, überfiel er sie mit bösen Anträgen und heftigen Bedrängungen, sodaß sie sich seiner kaum erwehrte. Da sie aber den Namen ihres Verlobten im Zorn hinausschrie, entdeckte ihr Aldobrand mit befehlenden Worten, daß sie auf Han zu verzichten habe, denn ein Höherer als sie habe den Jüngling in seinen Dienst genommen und werde ihn festzuhalten wissen. Fliehend drohte ihm Li, alles zu verraten, wenn er einen zweiten Versuch wage. Darauf wanderte sie mit ihren Blumen zu einem alten Steingotte zwischen den Felsen, zu dem ihre Eltern ehemals gebetet hatten, und flehte dort vor ihm um Rache an Aldobrand und um Heilung für Han, den sie durch Zauberei erkrankt glaubte.

Aldobrand aber beschloß, ohne Umwege auf sein Ziel loszugehen.

Als er am folgenden Tage in der neuerbauten Kirche die Messe gelesen, sprach er also zu seiner Gemeinde:

„Teure Brüder! Hiermit thue ich euch kund, daß der Himmelsherr, der bis jetzt noch keinen unter euch für würdig befunden hat, sein Kleid zu tragen, nunmehr deutlich mit seinem Finger auf Han gewiesen hat, meinen Zögling und teuren Sohn. Und freudig, wie es einem guten Christen geziemt, hat Han den Gottesruf vernommen. Ich werde ihn weihen zum Priester! Mit mir vereint wird er die Greuel der Götzendienerei bekämpfen! Wem aber fällt nun die freigewordene Verlobte zu? Ist der Bräutigam Gottes geworden, so sei auch sie eine Gottesbraut und entsage wie Han dem ehelichen Leben. Ich will sie zu mir nehmen, damit sie von Grund aus Demut, Gehorsam und Ergebung lerne, woran es ihr noch sehr gebricht, und wenn sie dessen würdig geworden, soll sie in das Kloster eintreten, das ein frommer Wohlthäter dem guten Hirten auf der Insel im großen Flusse erbaut hat. Frohlocket denn mit mir, ihr Gläubigen und jauchzet dem Herrn, der zwei Glieder dieser Gemeinde so hoch begnaden will."

Aber kein Frohlocken und kein Jauchzen erhob sich auf diese Worte, sondern

Digitized by Google

ein unwilliges Gemurmel, zumal aus der Sippschaft der beiden Erwählten, denn Han und Li waren die Stärksten und Schönsten in der ganzen Landschaft.

„Mag der Christengott die Krummen und Lahmen nehmen," brummten sie, „die zu nichts Besserem taugen!" Und als Han, wider seinen Wunsch und Willen, seinem Lehrer beistehen wollte, entstand ein Lärmen gegen Aldobrand, daß er die Jugend verderbe, und eine Unruhe erfüllte die Kirche; man sah drohende Augen und zuckende Hände, und Aldobrand fühlte, daß er seinen ganzen Mut aufbieten müsse, um hier Sieger zu bleiben. Und er begann mit den harten blauen Augen Stahlblitze zu schleudern, und seine Gestalt wuchs, und er donnerte so hoheitsvoll er konnte: „Ihr Kargen und Undankbaren! zeigt ihr so eure Anhänglichkeit an den Himmelsherrn, der euch mit einem Hauche vernichten könnte, und der euch doch gnädig verschont hat, trotz all eurer Sünden? Geht in euch, gebt ihm willig, was er verlangt, so wird er euch wiedergeben, wonach euer Herz trachtet, denn er ist reich und mildthätig. Seht," rief er und streckte die Hand nach einem schlanken Stämmchen aus, das ins Kirchenfenster hereinlugte, „seht das unnütze Holz da draußen! Gott kann dies unnütze Holz durch einen einzigen Wink in einen edeln Fruchtbaum verwandeln, und ihr wollt dem Himmelsherrn den Dank versagen, den ihr ihm schuldet?"

„Kann er das," rief eine trotzige Stimme, „so wollen wir den Knaben und das Mädchen opfern; zeige uns, Priester, daß er so mächtig ist!"

„Der Baum ist so unnütz nicht," schrie boshaft ein Andrer, „neulich sah ich ihn tragen, — er trug ein rotes Priesterkäppchen wie das deine!" Da merkte Aldobrand, daß er belauscht worden, als er das Mädchen Li verfolgt hatte, und er ballte seine Hände, und halb in Wut, halb im Gebet, schrie er: „Erhöre deinen Knecht, o Herr des Himmels! Das unnütze Holz hier — laß es Früchte tragen, dir zur Ehre und mir zur Rechtfertigung; und wenn ich wieder die Messe halte, dann laß das Wunder geschehen sein."

So sprach der schlimme Priester, und selbst im Gebet ließ der Geist der Falschheit und der Herrschsucht nicht von ihm. Ungläubig die Einen, erwartungsvoll die Andern, so zerstreute sich die Menge.

Und ein Wunder geschah.

Als die zweifelnde, aufgeregte Gemeinde sich wieder zur Messe einfand, da ging ein einziger Schrei des Staunens durch die Menge, denn an dem leergewesenen Bäumchen, das zum Kirchenfenster hereinwuchs, hingen zahllose rote Früchte. Zwar waren sie nur klein, aber gar bunt und zierlich, wie gedrechselt, und sie glichen dem Birate auf Aldobrands Haupt.

Aldobrand selbst aber geriet vor Freude völlig außer sich. In seinem geschwellten Hochmut erblickte er in der Form der erflehten Früchte nicht eine Geißelung seiner pfäffischen Überhebung, sondern gerade das Gegenteil: diese Form war ihm die Anerkennung, die Belohnung des Himmelsherrn! Mit beiden Händen zog er die Zweige des Bäumchens in das Kirchenfenster, riß die seltsamen Früchtchen herab, und indem er sie nach allen Seiten ausstreute, rief er: „Esset, esset! Das ist die köstliche, gnadenbringende Himmelsfrucht, die Wunderfrucht, die euch gewährt worden, auf daß ihr die Gewalt und Kraft des Himmelsherrn erkennet, und du, Mädchen, zögernde Li, zögere nicht länger, in die Arme des Höchsten zu flüchten!"

Ein lauter Schreckensruf unterbrach den Priester. Er kam von Han, der erst

Digitized by Google

wie verklärt dageſtanden, ſich aber nun plötzlich mit verzerrtem Geſichte über ſeine kleinen Brüder hinbog. Die Kinder waren zu Boden geſtürzt und wanden ſich mit verbranntem Munde in Krämpfen.

„Gift! Gift!“ ſchrie Han, auf einmal verwandelt, „die Früchte ſind Gift! rührt ſie nicht an! Da ſtürzt wieder ein Kind! Und wieder eins! Er will uns alle ermorden! Ein Falſcher iſt er, ein Lügner! ein Bote der Dämonen!“

Und unter den Flüchen und Schmerzensrufen der Menge riß Han dem Nächſtſtehenden einen Dolch aus der Hand und durchbohrte den Prieſter.

Seine blutunterlaufenen Augen ſahen noch, wie Li und Han ſich die Hände reichten, ſahen noch, wie der Baum, das lebende Zeugnis des Betrugs, in tauſend Splitter zerhauen ward.

Aber ſie ſahen auch, wie viele Früchte der Baum getragen, und im Sterben verzerrte ein gräßlicher Hohn ſeinen Mund.

„Hütet euch!“ ächzte er, „vor denen, die nach mir kommen werden. Zahlreich werden ſie ſein, wie dieſe Früchte, und je mehr ihrer ihr ausrottet, um ſo mehr werden nachwachſen! Und für jedes Haupt der Unſrigen, das ihr antaſtet“ — —

Der Tod zerbrach die Worte auf ſeinen Lippen. Aber über dem toten Antlitz blieb etwas ſtehn wie ein geſpanntes Lauſchen. Durch die endloſen Gewölbe der Jahrhunderte hörte er den eiſernen Schritt derer, die marſchierten und marſchierten, hörte er das Donnern der Geſchütze und das Schreien der Verfolgten und das Brechen der Mauern und das Sauſen der Flammen und das Todesröcheln der wehrloſen Weiber und Kinder und das Triumphgeheul der blutbeſpritzten Sieger . .

Er war gerächt.

Göttingen — Ilſe Frapan

Junge Frau in Schwarz

Es war uns eine Nacht gegeben
So lieb, wie keine ſpäter war.
Vor deinen Armen, deinen Küſſen
Verbarg ich mich ins eigne Haar.
Weh, o Weh!

Dann brachte ich ſüßen Schmerzen
Mein Kindchen dir in unſer Haus;
Aus ſeinen blauen Äuglein lachte
Uns beiden jene Nacht heraus.
Weh, o Weh!

Ein kleiner Hügel iſt geſchüttet,
Wo all die Kreuz und Hügel ſind.
An jene Nacht darf ich nicht denken,
Mir armen Mutter ſtarb mein Kind.
Weh, o Weh!

Bonn — Carl Ferdinands

Digitized by Google

Märkische Landschaft

Durch Theodor Fontanes Sittenschilderungen ist die Mark Brandenburg, die früher nur im Rufe größter Reizlosigkeit und Unfruchtbarkeit stand, vielen Deutschen näher gerückt. Man weiß allmählich, daß die Bezeichnung als „Streusandbüchse" des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ein Spottname ist, der nur von flüchtiger Betrachtung herrührt. Solche flüchtige Betrachtung erzeugt tagtäglich auch noch heute die Eisenbahnfahrt nach Berlin. Wer vom Süden her, nachdem man die große kiefernbewachsene Sanddüne des Fläming durchquert hat, der deutschen Reichshauptstadt sich nähert, glaubt durch eine große, flache Ebene zu fahren, die nur zur Zeit des Saatenstandes die Mannigfaltigkeit wogender Ährenfelder und duftender Lupinenfelder aufweist, sonst nur von weiten Kiefernwaldungen bestanden ist und ab und zu einmal einen flachen See zwischen der dürftigen Waldung zeigt. Diese Vorstellung aus der Beobachterhöhe des Eisenbahndammes prägt sich Tausenden von Fremden ein, die nach Berlin kommen, und es giebt Tausende von Berlinern, die selbst eigentlich auch keine andere Vorstellung von der Umgebung ihres Wohnsitzes haben.

Aber dieser Eindruck hat mit der Wirklichkeit, man kann wohl sagen gar nichts zu thun. Diese scheinbare Ebene ist gar keine Ebene, sondern die Augenhöhe des Beobachters auf der Eisenbahn nivelliert lediglich, indem man weder eine entsprechende Aussicht hat, noch sonst rechte Vergleichspunkte gewinnt, alle Eindrücke auf die Vorstellung eines Plattlandes. Und auch der Fußwanderer, der von Berlin aus nach Süden pilgert, unterliegt dieser Vorstellung. Er glaubt lange Zeit auf einer großen, flachen Ebene hinzuwandern, die schier unabsehbar sich vor ihm hinlegt. Unwillkürlich überkommt seine Phantasie die Vorstellung trostloser Eintönigkeit, besonders wenn trüber, grauer Himmel herrscht, wobei die weiten Stoppelfelder sich endlos hinzuziehen scheinen. Wie überrascht aber ist auf einmal der Wanderer, wenn er plötzlich die vermeintliche Ebene enden sieht und abwärts eine weite Landmulde sich vor ihm aufthut, die in der Ferne einen Höhenzug vorspiegelt. Ist er genug „bewandert" in diesem südlichen Gebiet, so weiß er, daß der nahe oder ferne Höhenzug abermals eine Ebene ist, eine große, meist etwas schräg gelegte Plattform. Eine richtige Vorstellung dieses Landes gewinnt aber erst der Radfahrer. Dieser wird sehr bald inne, daß Fußgänger und Eisenbahnfahrer eigentlich dauernd einer Sinnestäuschung und Augentäuschung unterliegen. Er bemerkt, daß er mit seinem Rade fortwährend auf ein, drei bis sechs Kilometer lange Strecken sich bergaufwärts bewegt, manchmal aber auch auf kürzere Strecken sich so steil hinauftreten muß, daß er schier zum Absitz genötigt wird. Er sieht, daß er dann ein Weilchen über eine waldige oder kornbewachsene Plattform gleitet, um dann auf einige Kilometer abwärts zu rollen, in Landrunsen zu geraten, auf weitere und engere Mulden, die dann gar lieblich durch einen lachenden See, umschlossen von alten Eichenbeständen, umwandert von Erlenreihen, als Oase einladen. Er besteigt die Mühlenhügel und Höhen der einzelnen Platten und sieht nun allmählich, daß dieses Land nicht eine

Digitized by Google

öde Sandebene, sondern ein ganzes, mannigfaltiges System von schräg gelagerten Plattformen ist, die durch eine zauberhafte Macht in gewissen Hauptrichtungen hingeschoben scheinen, aber in reizvollster Art durch Muldenthäler, Dünenränder und Landabfälle getrennt sind. Was dem Eisenbahnbeobachter nur eine Ebene schien, ist vielmehr der Blick auf die hintereinander gereihten Plattformen oder die Horizontbegrenzung einzelner Platthügel; aber der Umstand, daß stets die Ebene einen eigentümlich leeren Horizont hat, zeigt dem schärfern Beobachter, wie hier gerade nicht endlose Ebene herrscht, sondern die leere Luftschicht nur dasteht, weil Bäume, Häuser abwärts hinter der Landlehne verborgen sein müssen.

Man nennt diesen Teil der Mark, der ihr gerade die Bezeichnung als „Streusandbüchse" eingetragen hat, die „Teltower Platte", ein System von hintereinander gelagerten Plattformen und Muldenthälern, bei dem der Sand in der That nur die angenehme Eigenschaft hat, „Streusand" zu sein, während überall unter dem Sand festerer Boden, Lehmschichten und Thon sich zeigen und das Ganze den Eindruck eines in die Erdoberfläche eingesunkenen Alt-Gebirgssystems macht. — Der Süddeutsche und ebenso Tausende von Berlinern werden es nicht glauben, aber es ist so: in diesem Gebiete und weiteren ähnlich gestalteten Gebieten der Mark giebt es eine unerschöpfliche Menge der wunderschönsten Aussichtspunkte, von denen Einem die zarte Luft, der reine, leichte, wie ein Prisma spiegelnde Äther die romantischsten Fernsichten auf vermeintliche hohe Bergzüge vortäuscht, wo man, an einen oder den andern See geraten, plötzlich in unmittelbarer Nähe eines Alpenlandes zu sein glaubt, denn der See ähnelt vollständig einem Alpensee, ist fast regelmäßig an seinem südlichen Ende von einem Halbkreis dunkel bewaldeter Berge umlagert, sieht vollständig wie eine Alpen-Moräne aus. Besonders auffällig ist hierin der Schwielowsee, eine große, zwei Stunden lange Einbuchtung der Havel zwischen Potsdam und Werder. Als ich diesen See zum erstenmal sah, war ich wie verzaubert über dieses Naturrätsel, daß ich mitten in der vielverrufenen Mark bald an den schönen Mondsee im Salzburgischen denken mußte, bei düstren Wolkenschatten den Kochelsee von Oberbayern zu sehen glaubte. Sollten mir die dunklen Berge um den See etwa gar ein gletscherbedecktes Hochgebirge verdecken? Dieser unheimliche, romantische Erinnerungsreiz ist kein Zufall. Gletscher und Hochgebirge haben in der That an dieser Seenbildung mit ihrer kiefernbedeckten, dunkelbewaldeten Moräne geschaffen. Aber sie liegen im Norden. Die skandinavische Halbinsel ist der Mittelgebirgsstock, der aus Urzeiten überall in dieser Mark Brandenburg seine Spuren aus alten Zeiten der Vergletscherung hinterlassen hat. In den sogenannten Rüdersdorfer Kalkbergen, östlich von Berlin, sieht man am Gestein noch ganz deutlich die Gletscherschliffe. — Das Landschaftsgefühl, mit dem man unter solchen Eindrücken der Mark entgegentritt, ist ein ganz anderes, romantischeres, rätselhafteres, als man selbst nach den Schilderungen eines Fontane vermuten möchte. Je mehr man von der Welt gesehen hat, je mehr man Gebirge und Flüsse beobachtet und verglichen hat, desto reizvoller enthüllt die Mark ihre landschaftlichen Geheimnisse und die

Digitized by Google

erstaunliche Mannigfaltigkeit ihrer Beziehungen zu uralten Gletscherperioden, dann zu vergangener Thätigkeit zurückgetretener Meeresflut und zu einer Zeit, wo der gesamte Spreelauf noch eine breite vom Süden her flutende Strommasse gewesen ist, die wie ein Amazonenstrom zwei Stunden, vier Stunden breit hochging. Die Ufer dieses Altstromes sieht man noch von Berlin bis zum Spreewald, das südliche Berlin steigt überall an diesem alten Ufer hinauf, das sich dann in den Stufen und Terrassen der Teltower Platte fortsetzt. Der oft genannte „Kreuzberg" ist ein solches Stück Altuferhöhe. Von den Höhen dieses Gebietes übersieht man nun, oft mit entzückenden Aussichten, die große, blaue Spreeniederung mit ihrem System von Seen und Kanälen, mit den schweigenden, gründunklen Wäldern dazwischen, wenn man sich am östlichen Rande dieses Kernstockes der Landbildung befindet. Im Westen und Süden aber, wo sich mit den Potsdamer Bergen und dem Hügel- und Berglande nach Brandenburg a. d. Havel hin eine mit dem Teltower Höhenstock zusammenhängende Reihe von Landrücken als Wasserscheide bewährt, schweift der Blick überall auf das Gebiet der Havel und des Havellandes, heiterer, gewissermaßen sonniger, weiter und offener, als das Wassergewirr des Spreelandes, das mit dem Spreewald der Niederlausitz ja seine größte Verästelung zeigt. Auch nördlich von Berlin setzt sich als Mittelstück, gewissermaßen als eine große Gebirgsinsel, ein Wellen- und Terrassenland fort, das von Havelläufen nordwestlich abfallend begrenzt ist und an seinem Ende in den herrlichen Laubwaldungen von Eberswalde einen schönen Abschluß findet, wo dann gleichzeitig schon die Einflüsse des Odergebietes sich geltend machen.

Aber als die eigentliche Mark müssen wir jene vermeintliche Ebene, die sich uns in ein System von Berghöhen zerlegt hat, betrachten, mit ihren Begrenzungen durch die beiden großen Wassergebiete der Havel und der Spree.

Beide Gebiete enthalten Schönheiten, Reize, wie sie sonst kein deutscher Strom hat. Oft nur so breit, daß man es mit einem Landnebenfluß glaubt zu thun zu haben, mit einer schmalen Furt, dehnt sich die Havel gleich zu einem weiten See mit Seenbuchten aus, daß weder Rhein noch Donau damit zu vergleichen sind. Ein Riesenstrom, an manchen Stellen abgrundtief, windet sich durchs Land, von waldigen, einsamen Bergen überall umschlossen, Bergen, nicht so hoch wie im eigentlichen deutschen Berglande, aber doch höher, als daß sie nur als Hügel erschienen. Und dieser Strom bildet Buchten von oft stundenlangen Seen, die sich in das Land der Bergplatten hineinziehen und die man, wie auf den einsamsten Seen Oberbayerns nur mit dem Einbaum befährt, wo nicht die Sportkähne hinkommen. Auch auf den Seen des Spreegebietes herrscht noch der Einbaum. Vom Tegeler See bis nach Brandenburg an der Havel reicht dieses stille Gebiet der Havel; in lachendem Blau breiten sich die Wasserauen hin, mit bewaldeten Inseln darin. In der Mitte herrscht die starke Strömung der eigentlichen Stromflut, die Ausbuchtungen und Seen aber werfen bei entsprechenden Winden ihre Wellen nicht minder durcheinander wie unsre Alpenseen. Paradiesisch schön ist der Blick auf diesen Havellauf

Digitized by Google

von den Uferhöhen und Berghöhen des Waldlandes. Hier handelt es sich nicht um heimliche, verborgene Reize, sondern um die offenkundigste Anmut, zumal die Natur noch nicht durch allzustarken menschlichen Eingriff sich selbst unähnlich ist. Auf dem Karlsberg, einer der Höhen des Grunewalds, ist seit einem Jahre ein mächtiger Aussichtsthurm eröffnet, von dem man den Hafellauf von Spandau bis Potsdam mit einem Male übersieht, das lieblichste Stück Erde, das man in paradiesischen Träumen sich vorstellen kann. Über die grünen Wipfel des Kiefernwaldes weg sieht man in nordöstlicher Ferne Berlin sich hinziehen mit seiner dunklen Domkuppel und seinen Thürmen wie eine Fata Morgana; östlich erblickt man die Landrücken der Teltower Platte, südöstlich lauscht der Fläming als blauer Rücken quer vor, und um Potsdam ruhen ernst die dunklen Rabensberge. Hinter Inseln im Seenstrome tauchen die Kuppeln von Potsdam auf. Wie weiße Schwäne gleiten die dreieckig gespannten Segel träumerisch unten an grünen Bergmatten vorbei auf dem blauen Wassergrunde. Still und einsam sind die waldigen Ufer, am Fuße stets mit Laubwald zum Kranz den Strom umrahmend, mit Eichen, Buchen, Rüstern. Etwas höher steht ernster Kiefernwald. Ab und zu lauscht ein Dörfchen mit roten Dächern hinter der Schilfbucht ans Ufer vor, am Uferhang in die Landdelle hinaufgebaut aber sonst scheint man noch da zu sein, „wo der Mensch nicht hinkomm, mit seiner Qual". Die schönen Gegenden der Elbe und des Rheins sind an ihren Ufern ununterbrochen mit Ortschaften und Grundstücken bedeckt, an der Elbe hat man sogar die industrielle Abscheulichkeit begangen, als Krönung lieblicher Uferberge Fabrikessen hinzusetzen! Glücklich, wer an der Havel die Gefilde der Seligen aufsucht, wo er stundenlang auf einsamen Waldpfaden am Uferrande spazieren kann, während das Schilf leise raschelt, die wilden Enten auffliegen und wilde Schwäne auf die blaue Flut hinaussegeln!

Nicht minder wunderbar ist die Aussicht vom Pfingstberg bei Potsdam. Auf dieser obstbaumreichen Höhe hat man eine altrömische Anlage erbaut mit einem großen, teichartigen Wasserbecken, umschlossen von einer palatinischen Burg mit Kaskaden, breiten Freitreppen, Arkaden und im Viereck hoch herumführenden Balluſtraden. Von den Türmen übersieht man Potsdam und das Havelland. Potsdam scheint ein Klein-Rom zu sein, so liegt es im Kessel seiner lieblichen Berghügel; der Havelstrom liegt rückwärts und vorwärts mit seinen malerischen Buchten, wo Schlösser aus dem Wald auftauchen, und über den Seitenseen, wie der liebliche Jungfernsee mit dem gründunklen Berghügel seiner Römerschanze. Fern verfolgt man den Havellauf, wo das Werdersche Obstland mit seinen weißen Kirschblütenrücken im Frühjahr winkt, bis dann nach Brandenburg hin die Ufer immer stiller, die Seen verlassener werden. Auf ein wahres Paradies schaut man auch von jenen Werderschen Bergen. — Dieses ganze Gebiet ist eine Idylle von mannigfaltigster Art, und die außerordentliche Ruhe, die über dieser Landschaft liegt, ist wie geschaffen dazu, gerade den überhetzten Berlinern Frieden zu bringen. Leider kennen es nur die Wenigsten, denn Berlin ist mehr und mehr eine Stadt der Zugewanderten, in der gerade

Digitized by Google

die Zuwandrer die Nervösesten sind und am meisten Vorurteile gegen die Mark mitbringen. — Hart an eine solche Idylle mit ihren Farbenspielen auf den Wasserflächen, mit den purpurn sich rötenden Kiefernstämmen bei Sonnenuntergang, mit dem zarten Silbergrau der immer frischen Vegetation am Wasserlauf, stoßen dann aber die Bilder der Luchgegenden, „Moos" in Oberbayern genannt, als „Moor" im Hochdeutschen bekannt. Mehr in der nördlichen Mark ziehen sich jene Niederungen hin, wo man nichts als eine stundenlange, baumlose Fläche vor sich sieht, wie den großen Nauener Luch, eine unabsehbare Moosfläche mit nassem Gras, Binsen bewachsen, dazwischen und am Rande trockene, öde Sanddünen, auf denen nur Haidekraut wuchert. Dieses Gebiet zieht sich bekanntlich zur Lüneburger Haide und bis nach Holland hinein, ein Moor-Tiefland, dessen Eigenschaft sich eben daraus erklärt, daß nördlich und südlich davon Terrassenländer sich aufbauen und höhere Landrücken und Seenplatten überall dem Meere vorliegen. Auch der Luch hat seine dumpfen Reize, wenn sie gleich mehr melancholischer Art sind, wo man nicht etwa auch Schnepfenjäger ist und auf Sumpfvögel fahndet. Aber so einer weiten, baumlosen Moorfläche gegenüber, wo alle Menschenkultur noch tot scheint, empfindet man denn doch die Naturgewalten in eigener Weise, besonders, wenn man gewissermaßen nur wenige Schritte von der lieblichen Idylle des Havellandes entfernt ist. Der Kontrast ist von großer Wirkung.

Düsterer, geheimnisvoller stellt sich die Spree-Niederung dar. Bis in die Niederlausitz hinein ist sie nicht durch Städte wie Potsdam mit seiner sonnigen, schier südlichen Garten- und Parkkultur belebt. Hinter Köpenick, bis wohin die Spreeufer von Berlin aus mit industriellen Anlagen, Villen, Fabriken mannigfaltig besetzt sind, wird es still und einsam. Immer verwickelter wird das Gespinst von Seeen und Stromarmen, die zwischen schweigenden Wäldern und den östlichen Hügeln und Abhängen der Teltower Platte sich hinziehen. Manchen See trifft man, der völlig abgeschnitten scheint. Überall ist Gelegenheit höhere Mühlenhügel, kleine Systeme von Dünenhöhen, oder aber auch kleine Rundberge und Spitzberge des Massivs der Landschaft, über welche der Sand nur an bestimmten Stellen wie eine Welle hingeschwemmt ist, zu besteigen. Hier überschaut man dann regelmäßig die dunkleren Wirrsale der Spreeläufe und weithin ins innere Gebiet die wundersamen Landplatten, nicht eine Ebene, sondern ein bewegtes Meer von Wellenkämmen, die wie bei hochgehender See die weiten Wellenmulden zwischen sich aufthun. Sonnenblicke und Wolkenschatten täuschen dann oft die Vorstellung vor, man befinde sich auf dem Kamme eines Gebirges, wie das Erzgebirge ist. Und vielleicht befinden wir uns in der That auf einem alten, niedergesunkenen ausgeglichenen Gebirge, dessen höchste Höhe das Erzgebirge und das Fichtelgebirge waren in Zeiten vor der Vergletscherung von Norden her mit ihren Neubildungen für Strombetten. Die Mark hat eine so leichte, nordisch erfrischte Luft, daß man unwillkürlich glaubt, Höhenluft zu atmen, wenn man solch einen Aussichtshügel erstiegen hat. Grünende Wiesen in den blumigen Mulden, blühendes Korn, von Kornblumen, Raden und Mohn

Digitized by Google

bunt, überall auf den Höhen auch ein Wäldchen und rechts und links waldufersttille Seen, Flußmündungen, Buchten bestimmen auch hier den Landschaftscharakter, nur daß das Spreewasser allenthalben dunklere, oft bleierne Färbung zeigt, gegenüber der lichten Havel. Und auch mitten im „Hochlande" unseres Gebiets giebt es aussichtsreiche Landschaftsreize. Da fahren wir wohl auch einige Kilometer immer aufwärts auf schönen Landstraßen zwischen unabsehbar großen Feldflächen, dann aber kommt Wald, kommen alte prachtvolle Eichen, abwärts geht die Fahrt, wir kommen ins Dorf und an seinem Ende winkt Schilf. Ein Hügel hinterm Dorf ist bald bestiegen, in lachender weiter Thalebene liegt der Rangsdorfer See vor uns, im Hintergrund zieht sich lang der Fläming hin, eine zartblaue Wand am Horizont. Das ganze große Gebiet dieses Binnensees, der wie eine Perle in der Landmuschel liegt, scheint weltfremd in sich selbst abgeschlossen. Drüben überm See schaut nur ein Kirchturm aus dem Walde, aber kein Haus ist um den ganzen See zu sehen, der länger, als eine Stunde ist. Ein Radfahrer kann diesen Genuß von Berlin aus in etwa zwei Stunden erreichen.

In diesem ganzen großen Gebiet herrscht, sehr zum Unterschiede von den Zeiten Friedrichs des Großen, zur Zeit überall bäuerliche, ländliche Wohlhabenheit. Seit Berlin die Millionenstadt geworden ist, lohnt die Landwirtschaft in der Mark. Stattlich und sauber sind überall die Herrenhäuser der Rittergüter, und von altersher wohnt auch der Großbauer in einer — griechischen Villa. Das ist gar ein merkwürdiger Anblick, den Gutsherrn oder den Bauern in Hemdärmeln zwischen korinthischen Säulen sitzen zu sehen, in einem Häuschen, das nur ein Geschoß zeigt, zu dem eine offene Thürtreppe hinaufführt. Das Herrenhaus liegt mit seiner Front nach der sogenannten Dorfaue, kleine Wirtschaftsgebäude schließen sich an dies altgriechische Wohnhaus an und bilden mit den stattlichen, ziegelerbauten Scheunen den germanisch viereckigen Gutshof. Die Dorfaue selbst zeigt überall dasselbe Gepräge, es ist ein langgestreckter Rundplatz, in dessen Mitte, zwischen hohen, alten Linden, Kastanien, Rüstern oder Eichen das Kirchlein liegt, umgeben von der aus unregelmäßigen Granit-Quadern zusammengesetzten Kirchhofsmauer, der Friedhof oft von innen aufgeschüttet. Auch der Kirchturm ist meist aus starken Granitquadern aufgebaut, mit einer dreieckigen Quaderspitze. In vielen Fällen umschließt der Dorfpark der sogenannten Aue auch noch den Dorfteich mit seinen Enten und spielenden Kindern. Begrenzt ist der schattige Rundplatz oder Längsplatz, den meist zwei Straßen lang durchschneiden, von den an diesen gelegenen Gütern mit den griechischen Fronten der netten, kleinen Herrenhäuser. Dieser Stil mag wohl aus den Zeiten der Kolonisation der Mark seit Friedrich dem Großen, ja, seit Schlüters Zeiten stammen. In diesen Dörfern, sowohl an der Havel wie im Plattformenlande, tummelt sich überall ein wildes, trutziges Geschlecht von blondhaarigen und gelbhaarigen Kindern, rauh von Gebahren, aber kernig und treu. Erst gegen die Niederlausitz hin, im Spreewalde, treten wendische, slawische Gesichter auf; in der Mark selbst herrschen überall die rauhgelben Germanenhaare,

Digitized by Google

das blitzende Blauauge und die schmalwangige, hagere, krummnasige Rasse. Innerhalb ihrer treten aber oft die merkwürdigsten Erscheinungen auf. So liegt mitten in dem waldigen, von Spreearmen umflossenen Gebiet hinter den Müggelbergen in weiten Wiesen und Kornauen ein Dorf, das schon durch die dichten Moosdächer seiner Häuser und sternartigen Abzeichen an den Giebeln auffällt. Hier sieht man auf den Straßen ein flachshaariges Geschlecht mit eigentümlichen hohen Birnenschädeln, Schädel, die auch Väter und Mütter zeigen, breit, eigentümlich die tiefliegenden Augen, fremdartig im Lande und doch demjenigen wohlbekannt, der sich an etwas erinnert, was er irgendwo in Deutschland schon gesehen hat. Gosen heißt der Ort, eine von Friedrich dem Großen geschaffene Ansiedelung, und die Urgroßväter der heutigen Bewohner waren Pfälzer. Unverwüstlich haben sie ihren Pfälzer Typus bewahrt. Ebenso kann man auch in anderen Ortschaften oft noch ganz deutlich die fränkischen und schwäbischen Gesichtstypen erkennen, ja, die Salzburger Köpfe blicken Einem aus manchem Dorfe Sonntags beim Kirchgange so wohlbekannt an, als seien sie samt Seen und Moränen vom Hochgebirge hierher versetzt. Überall verbreitet aber ist ein besonderer Havelländerstamm, der zugleich das Landmassiv bewohnt, der alle Eigenschaften der Germanen zeigt und mit Gewißheit die neuere Annahme unterstützt, daß die Heveller (d. h. Haven-Havelländer) nicht Slawen gewesen sind, sondern Germanen. Jedenfalls sind fast alle Spuren von slawischer Bevölkerung in diesen Teilen der Mark verschwunden. Wie die Häuser in allen Dörfern nach germanischer Art mit der Front zur Straße und Dorfaue stehen, so sind diese Kolonisatoren auch ihrem Anblick nach ganz deutsch. Verhältnismäßig selten ist der niedersächsische Typus, wie er von Braunschweig bis nach Westfalen herrscht; es ist ein anderer, mehr schmalwangiger Germanenschlag.

Ein heftiger, leidenschaftlicher, Engländer-ähnlicher Menschenschlag ist es, das preußische, d. h. germanische „Draufgehen" ist wohl aus diesem Temperament erwachsen; das Gegenteil des dicken Weißbierphilisters in Berlin, der sich mehr aus slawischen Elementen Mecklenburgs und des Ostens rekrutiert. Dieses Volk der märkischen Seen ist vielmehr hager, sehnig und sehr herrschlustig. — Die Vorstellungen von der Unfruchtbarkeit der Mark finden immer weniger in der Wirklichkeit einen Boden. Südlich von Berlin bis an die Grenze der Mark, bis Zossen und Jüterbog, wird das Land immer mehr ein Gärtner- und Gartenland. Da blühen auf weiten Strecken die prachtvollsten Georginen, da giebt es Gärtnereien, die allein auf einer sonnigen Hügelhöhe in den Gewächshäusern 200 000 Chrysantemenstöcke ziehen, denn in Berlin wird das alles zu guten Preisen verkauft. Da, wo man weite Rieselfelder angelegt hat, um Berlins Fäkalien nutzbar zu machen, ist die Landschaft von tropischer Üppigkeit; die Ulme zeigt Blätter, drei Hände groß, der Löwenzahn treibt doppelt große Blüten und alles Gemüse schimmert bläulich-grün. Inmitten der zart grau-grünen sonstigen Vegetation der Mark wirkt so eine Riesellandschaft wie ein sezessionistisches Blaubild.

Lieblich ist es auf den Seen und Wasserarmen der Mark in den

Digitized by Google

Einbäumen und Booten zwischen den gelben „Mummeln", an gelben und weißen Wasserrosen hinzugleiten, zwischen Schilf, bald an waldigen Ufern hin, bald durch kühlig-sonnige Wiesen. Malerisch ist der Anblick der Dörfer am Fuße der Landwälder oder mitten in den Waldauen, in den Winkeln der Hügelkreuzungen. Weit ist überall die Fernsicht, die man in kurzer Zeit erreicht auf dem Blumenhügel, wo die Mühle ihre Flügel dreht, und unendlich einsam und traulich ist es in den Kiefernwäldern nördlich von der Spree und längs der Spree, wo Wachholderpyramiden das Unterholz bilden. Nach Nordosten, in der märkischen Schweiz, giebt es kleine, romantische Felsthäler, und die Laubwaldungen umschließen dort und nördlich das Land mit einem großen Gürtel. Die Nachtigall singt überall in den feuchten Niederungen, der Storch nistet auf den Dorfhäusern im Spree- und Havellande, die Seen sind belebt von Möven, Regenpfeifern, Schwänen, Wildenten. Auch Hochwild ist noch genug in den unendlich großen Waldungen. Und der größte Reiz dieses Landes ist, daß es all diese mannigfaltige, kontrastreiche Schönheit sorgfältig zu verstecken scheint durch die Eigenart seiner geologischen Form. Das Leben in der Mark ist ein stetes Neuentdecken, bis sie wie eine sich öffnende Blume dem Kundigen all ihre geheimnisvollen, erinnerungsreichen Zauber erschließt. —

Steglitz b. Berlin Wolfgang Kirchbach

Zu den Handelsverträgen

Gewöhnlich schreit der Unterdrückte, während der Bedrücker selbst seiner Lunge kaum noch weh zu thun braucht! Das Umgekehrte hat sich gelegentlich jener Debatten entwickelt, welche unsere Handelsverträge streiften. Im Vergleich nämlich zu dem Fortissimo, in dem die Freunde unserer Roggenverteuerung und unserer Spannung mit den besten Absatzländern ihren wahrscheinlichen Erfolg vorfeiern, lassen sich Widerstand und Empörung hierüber nur piano vernehmen. Die Ursache dieser seltsamen Erscheinung wird klar, sobald das Selbstvertrauen der einzelnen Parteien, besser: Interessenten abgewogen wird. Die Einen haben eine starke Organisation hinter sich, die Andern nur eine Reihe sehr guter Redner. Auf solche Weise ist es dahingekommen, daß Handel und Industrie ihre parlamentarische und politische Macht derart einschrumpfen sehen, daß sich die Regierung bei ihnen die berühmte Faust-Frage denkt: „Was kannst du armer Teufel geben?" — „Steuern!" wäre vielleicht die richtige Antwort, wenn unsere Minister für etwas Wichtigeres zu sorgen hätten, als für ein gelindes Auskommen mit den gesetzgebenden Gewalten. Indessen wäre schon ein Redner da, dessen Deutlichkeit selbst einen so unentwegt höflichen Mann, wie den neuen deutschen Reichskanzler, einigermaßen die Fassung rauben könnte, — der russische Finanzminister.

In der That! Wo bleibt unsere russische Kundschaft, — diejenige, welche wir uns mühselig schaffen konnten, und diejenige, welche uns für mindestens ein Jahrzehnt im sicheren Zuwachse stand? Möglich, daß die nicht einmal sehr virtuose Kunst, den Nutzen hoher Getreidezölle mit dem wahren Staatswohl zu vermengen, unsern leitenden Regierungsmännern wirklich imponiert, in Petersburg dürfte das alles nur abschreckend wirken. Und es ist wohl vorläufig noch patriotisch, wenigstens bei unsern Exportgeschäften, von Ostpreußens Rittergütern hinweg nach den fremden Hauptstädten zu blicken. Dort liegen die Entscheidungen über die Repressalien gegen uns; Repressalien, mit denen man früher rasch genug bei der Hand war.

Digitized by Google

Der Grundirrtum bezüglich Rußlands Handelspolitik liegt in der auch agitatorisch zu verwertenden Annahme, als ob unser östlicher Nachbar seinen Weizen und Roggen nur verkaufen wolle, um sein Barvermögen, indirekt damit seine Militärmacht zu stärken. Ein moderner Staatsmann kann aber so plump garnicht kalkulieren. Die Handelsbilanz ist es vielmehr, die Herrn Witte vielleicht sogar im Gegensatz zu vielen russischen Nationalökonomen zu einem Verkaufe seiner zahlreichsten Ware drängt. Denn das Zarenreich von heute hat sich allen europäischen Lebensbedürfnissen zu erschließen begonnen, und da es diese weder mit Geld bezahlen noch gegen Fabrikate bereits austauschen kann, so bleibt nichts anderes übrig, als Getreide dafür hinzugeben. Indem also dieses Riesenland seiner eigenen Bevölkerung die Ernährung sogar nichts weniger als verbilligt, exportiert es Getreide, keineswegs um bezahlt zu erhalten, sondern um bezahlen zu können. Dem Auslande nämlich, dessen Fabrikate ihm in unzähligen Gattungen unentbehrlich sind. — Wir würden also durch die feinen Absichten unserer Landwirte immer mehr verlieren: einen Abnehmer unserer Industrie anstatt, wie dies so volkstümlich ausgemalt wird: einen Abnehmer unseres Geldes.

Welchen Rückgang dies an unserm Fabrikationsmarkt ausmachen würde, läßt sich in kurzen Strichen garnicht andeuten. War doch jetzt bereits bei der Laurahütte fühlbar, daß infolge der russischen Krisis, die dortige Kundschaft ungewöhnlich zähe bleibt, wobei hoffentlich keine neue Irreführung, die montanistische Beziehung zu Rußland als auf das benachbarte Oberschlesien beschränkt, hinstellt. Jene Krisis, aus einer Art von Überproduktion sowie aus dem Mangel an erfahrenen Kräften hervorgegangen, ist zwar sehr schwer, allein an der Zukunft Rußlands, als unseres wichtigsten Kunden, ändert dies nicht das Mindeste. Und die deutschen Geschäfte würden sich dort noch weit umfangreicher ausgebreitet haben, hätten sie die Mittel hierzu von ihren Banken bekommen können, die bekanntlich unserer Hochkonjunktur mit dem äußersten Aufwand bereits entgegengekommen waren.

Hier ist auch der Punkt, wo die fremde Konkurrenz einsetzen könnte, die entweder wie die belgische beweglicher, oder wie die französische und englische reicher dotiert bleibt. Sollten demnach einige Beschwichtiger erscheinen, mit der Versicherung, daß die Russen, weil sie unser Fabrikat haben müßten, auch den höhern Eingangszoll bezahlen, so sei hier sogleich auf die eben erwähnten fremden Konkurrenzen hingewiesen, welche das deutsche Fabrikat in den meisten Fällen alles eher als unentbehrlich machen. Es hilft nichts, diese unsere Schwächen sorgfältig zu verhüllen, sie liegen vor Jedermann klar zu Tage und werden bei einer schroffen Veränderung unserer Handelsvertragspolitik ihre unerbittlichen Folgen nach sich ziehen. Kommt noch hinzu, daß außer der minderen Kapitalsstärke unserer Industrie auch unser Anlagepublikum den Russen nicht hilft! Gebraucht Herr Witte eine Anleihe — er selbst versichert ja das Gegenteil, so lange ihm die Trauben zu hoch hängen —, so kann es ihm wie vor zwei Jahren passieren, als in Berlin auf Mk. 237 Millionen kein einziges Stück gezeichnet wurde.

Früher hatte jener, ja auch heute noch bei Weitem einflußreichste Minister zwei Eisen im Feuer! Den Franzosen gab er unter Anpreisung höchster Freundschaftsgefühle seine Milliardenanleihen, den Deutschen gegen industrielle Importe sein Getreide. Indem nun die Ersteren durch ihre Übersättigung mit Rubelpapieren vorläufig keine Anleihen mehr aufnehmen können und die Deutschen sich gegen das russische Getreide verschließen wollen, entsteht eine völlig veränderte Lage. Nur daß man dabei nicht von einer — Zwangslage für Rußland sprechen kann, ohne sich abermals einer Übertreibung schuldig zu machen. Herr Witte wird sich eben wie seit Längerem ohne große Anleihe behelfen, die Sibirische Bahn etwas langsamer ausbauen und sich mit kleinen Emissionen bei New-Yorker Versicherungsgesellschaften, oder dem Credit Lyonnais behelfen. Gegen den Hauptabnehmer seines Getreides aber wird er völlig freie Hand haben, indem er den andern auch zugleich kapitalskräftigeren Industrieen diejenigen Begünstigungsrechte läßt, welche er der deutschen nimmt. Wo bleibt aber das russische Getreide? so wird man pfiffiger Weise einwenden! Es wird jetzt Länder wie Italien, Portugal, Spanien etc. mehr zu erlangen suchen, und der Rest des Getreides verfault dann, wie das ja im Osten

Digitized by Google

gar keine ungewohnte Erscheinung ist. Für ihre Fabrikate aber werden jene reicheren Industrieen doch allmählich sich an ein Bezahltwerden in russischen Obligationen gewöhnen. Alles kommt dabei auf die Fazilitäten an, welche die Herren in Petersburg den ausländischen Niederlassungen gewähren wollen. Würde da nur ein Entgegenkommen bezeugt werden, wie schon seit Längerem in den Gebieten der Sibirischen Bahnen, so kann an der Bereitwilligkeit solcher Kaufleute und Fabrikanten kaum noch gezweifelt werden.

Wie ersichtlich, hat die deutsche Geschäftswelt — den kleinen Bauern lasse ich hier noch aus — alle Ursache, einen Bruch mit Rußland zu fürchten. Bekanntlich giebt es aber noch andere Länder mit einem Körnerbau, auf dessen Export Wert gelegt wird. Rumänien, dem es ohne sehr gute Ernten stets schlecht geht, hat mit seinem Weizen in Süddeutschland ein altes Absatzgebiet, und unser Kapital besitzt ungezählte Millionen Rumänischer Bank, deren Kursrückgänge (gerade durch Mißernten) schwer genug auf unserm Publikum lasten. Auf Österreich, das die extremsten Schutzzölle zu Gunsten einiger wenigen, aber desto mächtigeren Interessenten aufrecht hält, braucht keine Rücksicht genommen zu werden. Desto mehr auf das so kräftig aufstrebende Ungarn, das jeglicher fremden, also auch der deutschen Industrie, das möglichste Entgegenkommen bezeugt — oft in einem Grade, den die Fernerstehenden kaum ahnen können — das aber auch dafür seine Weizenausfuhr als den wichtigsten Aktivposten in seiner Handelsbilanz ansehen muß. Die Beziehungen zu Argentinien, dessen Weizen an deutschen Märkten seine große und steigende Rolle spielt, gravitieren bei uns wie zu Rumänien zum überwiegenden Teile in kapitalistischen Interessen. Hunderte von Millionen dieser Anleihen liegen leider bei uns, und ihre Sicherheit hängt nicht zum Wenigsten von dem guten Absatz des dortigen Ernteüberschusses ab. Endlich die Union. Was uns durch eine Spannung mit diesem Reiche bevorstände, ist hinreichend und von berufeneren Federn dargelegt. Gewiß würde es einzelne deutsche Spezialfabriken freuen, wenn auch für sie der amerikanische Wettbewerb bei dieser Gelegenheit etwas ins Hintertreffen käme, aber unsere Konsumenten selbst hätten keinen Vorteil davon, um Schärferes lieber ungesagt zu lassen.

Erst inmitten all dieser Gefahren, die unserm legitimen Handel und seinen zahlreichen Arbeitshänden erwachsen, ist man auf die Notwendigkeit einer Gegenorganisation, nämlich gegen den so weit ausgebreiteten Bund der Landwirte, aufmerksam geworden. Indessen bis sich eine derartige Vereinigung bei uns zusammenschließen kann, bis der Industrielle und der Kaufmann den Punkt erkennen, wo ihre Interessen ineinander fließen und nur noch gemeinsam verteidigt werden können — bis zu einer solchen That werden unsere Bevölkerungen in den Comptoiren und den Fabriken noch Vieles über sich ergehen lassen müssen.

S. v. H.

Berichtigung

Seite 640, im letzten Absatz meines Artikels „Die Rothschilds in Deutschland" muß es richtig heißen: Diskonten kann ein Welthaus nicht gut verkaufen, nicht einmal der (statt die) Reichsbank. — Ferner ist natürlich von 50 (statt 1250) Millionen auf Girokonten die Rede gewesen.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Mönckeberg, Verlag von Alfred Jansen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 20 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger“ des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

Hamburgische Kulturaufgaben
von
Gustav Schiefler.
1 M. 60 Pf.

Wenn der Verfasser zunächst auch nur hamburgische Verhältnisse ins Auge faßt, so enthalten seine Ausführungen doch soviel Beachtenswertes und Anregendes von allgemeiner Bedeutung, daß das Buch auch den leitenden Kreisen anderer deutscher Großstädte empfohlen werden kann.
(Litterarisches Centralblatt).

Verlag von
Alfred Jansen in Hamburg.

Man verlange kostenlos unsern
Verlagskatalog
Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

Gustav Falkes Romane.
Aus dem Durchschnitt (2. Aufl.)
Geb. 3 Mark.
Der Mann im Nebel Geb. 3 Mark.

Otto Speckters Katzenbuch
Mit Gedichten von Gustav Falke
50 Pfg.
Erfrischend wirken durch einen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden.
(Reichsbote).
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Einen Falkeprospekt
versendet kostenlos
Alfred Jansen, Hamburg
Kaiser Wilhelmstraße 76.

Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter.
Versuch einer Beleuchtung vom Standpunkt einer neuen Weltanschauung
von Eugen Heinrich Schmitt.
2 Mark. 2 Mark.

„In der reichhaltigen Nietzsche-Litteratur der Gegenwart ist dieses Buch eines der allerbesten.“
(Das Magazin.)

„Ihr Buch hat einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Ich war ergriffen von dem kühnen Seefahrergeist, der das ganze Buch durchdringt. Ich fühle wohl, Sie gehen über meinen Bruder in Ihren Ansichten hinaus . . .“
(Frau Förster-Nietzsche.)

„Bisher ist nur ein originaler Geist ihm (Nietzsche) nachgegangen: Eugen Heinrich Schmitt in Budapest. Seine Schrift ist ein berauschend schönes Gedicht von einer Welt, in der Schönheit und Unschuld, Kraft und Leben sich vermählen. Es ist schwer, sich dem Zauber des Buches zu entziehen, aber Nietzsches Lehre ist nicht darin. Seine Symbole sind von einem Dichter umgedeutet.“
(Hannoverscher Courier).

Verlag von Alfred Jansen in Hamburg.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✻ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google

Gustav Falke als Lyriker

Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. **M. Spanier.**

Geh. 2 Mk. 50 Pf.

Gustav Falke verdient in der That die Aufmerksamkeit aller, die für echte Dichtung ein warmes Herz im Busen tragen. Insofern begrüßen wir die geschickt getroffene Auswahl aus seinen Gedichten, die sich auch durch ihr hübsches Aeußere empfiehlt, mit Freuden.
(Leipziger Zeitung).

.. Zu beziehen durch die Buchhandlungen ..

Transvaal-Gold und -Silber

Krönungs-Jubiläums-Geld

habe noch abzugeben.

K. Flörsheim

HAMBURG, Reeperbahn 144.

An- und Verkauf von Münzen.
Bank und Geldwechsel.

IN NEUEN FORMEN

entwirft und liefert

Architekt J. Oltmanns

Alterwall 12

Stadt- und Landhäuser

mit vollständiger künstlerischer Ausstattung.
Behagliche Wohnräume.
Einzelne Möbel.

Verlagsanstalt und Druckerei

A.-G. vormals **J. F. Richter**
in Hamburg
Grosse Bleichen 33

empfiehlt ihre

Photochemigraphie und Xylographie

sowie

Galvanoplastik und Stereotypie

zur Anfertigung von

Autotypien
Zinkätzungen
Holzschnitten
Zeitungs-Clichés

in vorzüglicher Ausführung zu mässigen Preisen.

Kostenanschläge bereitwilligst.

Telephon I, No. 16 und No. 6229

Gustav Falkes Gedichte.

Mynheer der Tod	Geb. 4 Mark
Tanz und Andacht	Geb. 4 Mark
Neue Fahrt . . .	Geb. 4 Mark
Mit dem Leben .	Geb. 3 Mark

Gustav Falke bekundet .. und das bleibt die Kunst aller Künste — eine ebenso hohe ethische wie ästhetische Reife, und der Mensch steht in keinem Stück dem Künstler nach.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher etc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler
Braunschweig.
Gegründet 1883.

Familienheim für Erholungsbedürftige

Dr. Schwartz, Arzt
Bad Oldesloe i. H.

Digitized by Google

Hamburg-Amerika Linie

Direkter deutscher Post- und Schnelldampferdienst

Hamburg - Newyork

via Southampton und Cherbourg.

Hamburg - Newyork
Hamburg - Frankreich
Hamburg - Belgien
Hamburg - England
Hamburg - Portland
Hamburg - Baltimore
Hamburg - Boston
Hamburg - Philadelphia
Hamburg - Galveston
Hamburg - New-Orleans
Hamburg - Venezuela
Hamburg - Westindien
Hamburg - Mexico
Hamburg - Canada
Hamburg - Ostasien
Hamburg - Nordbrasilien
Genua - La Plata
Stettin - Newyork
Newyork - Mittelmeer
Newyork - Ostasien
Orientfahrten
Nordlandfahrten

ferner mit den Dampfern der **Deutschen Ostafrika-Linie**

Hamburg - Ostafrika

und mit den Dampfern der **Hamburg-Südamerikanischen D.-G.**

Hamburg - Brasilien
Hamburg - Argentinien
Hamburg - Uruguay

Oceanfahrt circa 6 Tage.

Nähere Auskunft ertheilt die

Hamburg-Amerika Linie

Abtheilung Personenverkehr,
HAMBURG, Dovenfleth 18—21,
sowie deren Vertreter.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Max Walther in Hamburg.
Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Digitized by Google

I. Jahrgang 23. Februar 1901 Heft 21

P Germ 270·2

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für Deutsche Kultur

Inhalt:

	Seite
Die Antwort der Hamburger Nachrichten. Siegfried Heckscher	677
Ein künstlerischer Kunstunterricht. Hermann Obrist	679
Prolog zur Böcklin-Gedenkfeier. Gustav Falke	688
Wilhelm Jensen, Theodor Storm und Klaus Groth. Hermann Heiberg	691
Kavaliere. Hans Leuß	699
Einsamkeit. Richard Huldschiner	702
Gedicht. Leo Greiner	707
Amerika und Europa. S. v. H.	708

Redaktion: C. Mönckeberg und Dr. Heckscher
Verlag: Alfred Janssen, Hamburg

Bezugspreis 5 Mark vierteljährlich. Ein einzelnes Heft 50 Pfennig.

Digitized by Google

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur

erscheint 52 mal im Jahr, am Sonnabend.

Der Abonnementspreis beträgt **Mk. 5.—** für das Vierteljahr, Ausland **Mk. 6.30.**

Einzelne Hefte kosten **50 Pf.**

Die Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements-Bestellungen entgegen.

Adresse der Redaktion: **Hamburg, Kaiser Wilhelmstraße 76** II.

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden im Falle der Ablehnung nur zurückgesandt, wenn das Rückporto mitgeschickt ist.

Es wird gebeten, wegen Besprechung neuer Werke vorher bei der Redaktion anzufragen. Für unverlangt eingesandte Werke wird jede Verantwortung abgelehnt.

Für Unterredungen ist eine vorherige Ansage — Telephon (I. 388) — erwünscht.

Nachdruck der Beiträge ist verboten.

Von den Mitarbeitern des „Lotsen" seien erwähnt

Dr. Th. Achelis-Bremen — Prof. G. Adler-Kiel — Hermann Bahr-Wien — Peter Behrens-Darmstadt — Ed. Bernstein-London — Prof. E. Bethe-Basel — Dr. Albr. Bethe-Straßburg — Prof. Blondel-Paris — Helene Böhlau-München — Prof. Braun-Straßburg — Prof. Brentano-München — Prof. Breysig-Berlin — Dir. Brinckmann-Hamburg — Carl Bulcke-Altona — Dr. H. Bulthaupt-Bremen — H. St. Chamberlain-Wien — Prof. Cohn-Göttingen — Prof. Dessoir-Berlin — Prof. Ehrenberg-Rostock — Dr. H. Embden-Hamburg — Otto Ernst-Hamburg — Dr. E. Ertl-Graz — Gustav Falke-Hamburg — C. Ferdinands-Bonn — Prof. Foerster-Berlin — J. Folnesics-Wien Ilse Frapan-Zürich — Georg Fuchs-Darmstadt — Maximilian Fuhrmann-Altona — Dr. Joh. Gefficken-Hamburg Paul Geisler-Posen — Dr. R. Graul-Leipzig — Leo Greiner-München — Hauptmann Dr. Günther-Bern — Landesrat Hansen-Kiel — Ernst Hardt-Athen — Prof. Hasbach-Kiel — Professor Hensel-Heidelberg — C. von Hofmannsthal-Wien — W. Holzamer-Heppenheim — S. v. H.-Frankfurt — Dr. J. Jastrow-Charlottenburg — Max Kalbeck-Wien — Direktor Kautzsch-Leipzig — Wolfgang Kirchbach-Berlin — Prof. Koester-Leipzig — Dir. Kraepelin-Hamburg — Gustav Kühl-Berlin — Lothar von Kunowski-München — Prof. Lamprecht-Leipzig — Prof. Lange-Tübingen — Dr. F. von der Leyen-München — Dir. Lichtwark-Hamburg — Detlev von Liliencron-Altona — Prof. Litzmann-Bonn — Prof. Lotz-München — Prof. Marcks-Leipzig — C. Ferd. Morawe-Darmstadt — Börries Frh. von Münchhausen-Windischleuba — Prof. Münsterberg-Cambridge (U. S. A.) — Pfarrer a. D. Naumann-Berlin — Momme Nissen-Hamburg — Dr. C. Nörrenberg-Kiel — Herm. Obrist-München — Oda Olberg-Genua — G. Frh. von Ompteda-Dresden — Dr. M. Osborn-Berlin — Dr. G. Pauli-Bremen — Prof. Paulsen-Berlin — Dr. G. Pfeffer-Hamburg — Prof. v. Philippovich-Wien — Prof. Platter-Zürich — Dr. F. Poppenberg-Charlottenburg — Prof. W. Rein-Jena — Dr. Mil. Richter-Leipzig — C. Freiin von Richthofen-Karlsruhe — Prof. Rickert-Freiburg — Prof. Riehl-Halle — R. M. Rilke-Schmargendorf — Peter Rosegger-Graz — Dr. Karl Schäfer-Bremen — Wilhelm Schäfer-Düsseldorf — Paul Scheerbart-Breege — Prof. Schmoller-Berlin — Prof. Schneegans-Würzburg — Arthur Schnitzler-Wien — Wilhelm von Scholz-Konstanz — Paul Schultze-Naumburg-Berlin — Dr. G. Seelig-Hamburg — Dr. Arthur Seidl-München — Prof. Sering-Berlin — Franz Servaes-Wien — Camillo Sitte-Wien — Prof. Stein-Bern — Dr. Alex. Tille-Bonn — Prof. Ferd. Tönnies-Altona — Dr. H. Ubell-Graz — Prof. Waentig-Greifswald — Prof. A. Wagner-Berlin — C. von Wartenberg-Berlin — Sidney und Beatrice Webb-London — Dr. M. Wittich-Hamburg — Dr. W. Wittich-Straßburg — Prof. Wölfflin-Berlin — Dir. Woermann-Dresden — Prof. Zitelmann-Bonn.

Einbanddecken für den „Lotsen"

(Halbjahrsband)

sind in Vorbereitung und werden rechtzeitig hergestellt werden. Zum Preise von

Mark 1.—

sind sie durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen. Bestellungen werden baldigst erbeten.

Alfred Jansen
Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
PROF. HUGO MÜNSTERBERG

Digitized by Google

DER LOTSE

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur · Redigiert von Carl Mönckeberg und Dr. S. Heckscher

Kunst und Wissenschaft Volkswirtschaft und Politik

I. Jahrgang 23. Februar 1901. Heft 21

Die Antwort der „Hamburger Nachrichten"

Die „Hamburger Nachrichten" haben für gut befunden, auf meine Studie in Heft 19 dieser Zeitschrift Folgendes zu antworten:

„In der hier seit einiger Zeit erscheinenden Wochenschrift „Der Lotse" fällt einer der Herausgeber, ein Herr Siegfried Heckscher, die „Hamburger Nachrichten" mittels eines langen, durch Zitate aus Schmoller und Nietzsche aufgeputzten Leitartikels an, um, unter Einstreuung alter verbrauchter Redewendungen aus der freisinnigen und sozialistischen Presse gegen die „Hamburger Nachrichten", uns der sozialpolitischen Rückständigkeit und anderer Ruchlosigkeiten zu bezichtigen. Offenbar handelt es sich hier um einen krampfhaften Versuch des „Lotsen", der unter Ausschluß der Öffentlichkeit erscheint, von sich dadurch reden zu machen, daß er sich mit den „Hamburger Nachrichten" anlegt. Wir würden unter diesen Umständen auf die schülerhafte Anzapfung garnicht reagieren, wenn wir nicht den Anlaß benutzen möchten, um unsere Leser darüber aufzuklären, woher der Zorn des „Lotsen" gegen uns stammt. Im Gegensatz zu den übrigen hiesigen Blättern haben die „Hamburger Nachrichten" nämlich den „Lotsen" von Anfang an ignoriert und es konsequent abgelehnt, die ihnen in zudringlicher Weise fortgesetzt zugesandten Inhaltsangaben der neu erschienenen Nummern des „Lotsen" abzudrucken. Diese Weigerung entsprang nicht etwa der Absicht, das Aufkommen einer neuen Wochenschrift in Hamburg zu hindern — im Gegenteil waren und sind wir noch überzeugt, daß eine solche, wenn sie das Richtige trifft, einem Bedürfnis entgegenkommt — unsere Zurückhaltung hatte vielmehr ihren Grund in der unglaublichen Anmaßung, mit welcher die jungen Menschen, die den „Lotsen" herausgeben wollten, sich in ihrer Ankündigung als Großsiegelbewahrer der deutschen Kultur aufspielten, obgleich sie bis

Digitized by Google

dahin noch gar nichts geleistet hatten und kaum trocken hinter den Ohren waren. Dieses kindische Gebahren ließ die schlimmsten Befürchtungen hinsichtlich ihrer Wochenschrift zu und machte jedem besonnenen Politiker die größte Zurückhaltung zur Pflicht, wenn er der beabsichtigten Dupierung des hiesigen Publikums nicht mitschuldig werden wollte. Dazu kam, daß sich das neue Organ gleich in seiner ersten Nummer als Anwalt der Sozialdemokratie gerierte und die hiesigen Arbeitgeber in taktloser Weise angriff, wofür es bekanntlich von diesen in einer von uns mitgeteilten Erwiderung derart zurechtgewiesen wurde, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihnen nahm. Für eine Wochenschrift, die sich derart einführte, Reklame zu machen, dazu waren uns die „Hamburger Nachrichten" doch zu gut. So soll es auch in Zukunft bleiben."

Durch das gütige Entgegenkommen der Redaktion des „Hamburgischen Correspondenten", für das wir auch an dieser Stelle unsern verbindlichsten Dank aussprechen, war es uns möglich, schon am nächsten Tage zu replizieren, und zwar hat Herr Carl Mönckeberg im Namen der Redaktion diesen in Form und Inhalt außerordentlich charakteristischen Erguß ausführlich beleuchtet.

Ich kann mich daher als Verfasser der Studie zur Orientierung unserer Leser auf einige wenige Bemerkungen beschränken.

Der Verfasser dieser kleinen Schimpfiade ist ein Herr Hoffmann, der sich auf zweierlei viel zu gute thut, einmal, daß Bismarck ihn hin und wieder an seiner Tafel in Friedrichsruh geduldet hat und zweitens, daß ihm auch die mund-gewaltigste Dame des Marktes an Grobheit und Lästerfähigkeit nicht das Fußwasser reicht. Das eine, dieweil er mehr denn einmal den großen Kanzler sich hat räuspern und spucken gesehen, verschuldet, daß der arme Tropf allen Ernstes an sich als den geistigen Erben des Fürsten Bismarck glaubt; das andere, daß er im Vertrauen auf seinen Anti-Knigge sachliche Widerlegung und Gegenargumente gründlich verachtet. So auch hier.

Schon Fürst Bismarck hat die Wahrnehmung gemacht, „daß Parteimänner, über deren Wohlerzogenheit und Rechtlichkeit im Privatleben nie Zweifel aufgekommen sind, sobald sie in politische Kämpfe geraten, sich von den Regeln des Ehrgefühls und der Schicklichkeit, deren Autorität sie sonst anerkennen, für entbunden halten, und aus einer karikierenden Übertreibung des Satzes salus publica suprema lex — im Fall Hoffmann salus des Unternehmers — die Rechtfertigung für Gemeinheiten und Rohheiten in Sprache und Handlungen ableiten, durch die sie sich außerhalb der politischen und religiösen Streitigkeiten selbst angewidert fühlen würden."

Der schimpfgewandte Herr Hoffmann hat nun aus dieser Beobachtung seines Erblassers ein für sich gültiges Gesetz gemacht. Das geht entschieden zu weit; und darauf gestatte ich mir den Hüter und Interpreten des geistigen Nachlasses unseres Bismarck, Herrn Hoffmann, hinzuweisen.

Siegfried Heckscher

Digitized by Google

Ein künstlerischer Kunstunterricht

Aus manchen Umfragen der letzten Zeit betreffend die Kunstakademieen geht deutlicher als es je vorher der Fall gewesen ist, hervor, in wie vielen Kreisen die Frage erörtert wird, ob wir die Kunstschulen nicht lieber gänzlich abschaffen sollten. Es scheint sogar Solche zu geben, die gar keinen Unterricht mehr wollen. Ist das nicht zu radikal? Unterricht ist sehr gut, wenn er wirklich erteilt wird. Unterricht, die Unterweisung im Richtigen und die richtige Unterweisung: sollte das wirklich eine schädliche oder eine unnütze Sache sein?

So weit geht wohl Keiner. Aber mit dem Begriffe des Richtigen, da scheints zu hapern. Was ist das Richtige? „Das Künstlerische kann doch nicht gelehrt werden," sagt man. Nun gut: nehmen wir einmal an, daß sich dieses mystische „Künstlerische" in der Kunst nicht lehren läßt; so bleibt wohl das „Technische" übrig? Oder ist das auch undefinierbar? Was ist Technik? Technik ist, wo wenn und man hat es tausend Mal gemacht und kanns im Schlaf. So sagen die Einen. Dann ist das erstens überhaupt keine wünschenswerte Errungenschaft und zweitens kann man sich dann wohl Technik nur durch Technik erwerben? Vielleicht aber ist Technik die Art, wie man das Gerüste zu einer Figur baut oder wie man Leinewand aufspannt? Dazu brauchte man allerdings keine Akademieen. Giebt es nun nichts anderes neben dem mystischen sogenannten Künstlerischen und der Technik, das richtig gelehrt werden kann und soll?

Nein, heißt es da. Alles übrige ist bloße Beeinflussung und Bevormundung seitens der Professoren und die wollen wir nicht mehr. Wir auch nicht, antworten wir. Wie steht es aber mit der Beherrschung der Formen des menschlichen Körpers, mit der intensiv verstandenen, nacherlebten, nicht bloß nachgezeichneten Anatomie? Oder aber, kann man lehren, bildnerische Formen zu modellieren statt Hosen, Soldatenhelme, Allegorieen und Embleme? Kann man dem jungen Manne zeigen, wie die Griechen, die Nordfranzosen, die Chinesen, die Toskaner und die deutschen Bauern ihre Häuser bauten und das Problem des zugleich bequemen und schönen Raumes so natürlich lösten wie keiner von uns? Ist die Verzweigung eines Baumes eine Sache, die zu kapieren davon abhängt, ob einer „Talent zum Malen" hat, oder davon, wie er gerade „gestimmt" ist? Kann man einen Schüler davon überzeugen, daß eine Tapete ein malerischer Hintergrund sein muß und nicht nur eine Fläche voller Blümchen? Ist das alles lehrbar und lehrenswert oder nicht? Ist das alles nun Technik oder ist das schon das mystische Künstlerische?

Es ist weder ausschließlich das eine noch das andere, sondern es sind dies einige der Grundnotwendigkeiten aller bildenden Künste, der Künste, die darauf ausgehen, Bilder, Gebilde, Bauten, Gebrauchs- und Zierwerke zu schaffen. Es sind die ewig gültigen Anfänge, die conditiones sine quibus non est ars, um die man nicht herum kann, ob Kunstschule oder nicht Kunstschule. Warum sollen sie denn durchaus nicht mehr gelehrt werden?

Digitized by Google

Nein, Schulen sind keine durchaus unnützen Einrichtungen. Aber Gott schütze uns vor Akademieen, Polytechniken und Kunstgewerbeschulen. Gott schütze dich, junger Mann, vor jenem berühmten Professor, der seit Jahren nur noch gelb-grau-braune Leinwandstücke ausstellt. Hastig und nervös betritt er das Schüleratelier, radiert dir deinen Akt aus, kritzelt dir einen zittrigen Arm hin und empfiehlt sich. Im Nebenraume korrigiert ein Anderer: der haut dir neben deine falsche Zeichnung einen süperben Akt herunter, denselben, den er immer macht und stets gekonnt hat, und sagt garnichts dazu, weil er noch heute das verlegene bäurische Schweigen seiner Jugend nicht verlernt hat. In der Kompositionsklasse hast du den schönen Vorwurf dargestellt: Bischof Kuno legt in Gegenwart des Kaisers Otto den Grundstein zur Selbstherrlichkeitskirche. „Meyer," sagt dir der Herr Professor, „Sie lassen zu viel leere Stellen in Ihrem Bilde. Mehr Gleichgewicht! Hier wäre sehr gut Platz für noch einen Byzantiner." Im Erdgeschosse aber lehrt der brave, der korrekte, der unerbittliche Zeichner nach Gips. Gewiß, auf dem Polytechnikum wird dir die Konstruktion gelehrt, dazu aber wird deinem Gedächtnisse das Unnützeste, was es giebt, eingebrannt: die äußeren Modeformen der Stile. Und sehnst du dich nach neuem ornamentalen Leben, so giebt man dir eine Lilie oder eine Kastanie. Die mußt du dann steif machen. Dann hast du den modernen Stil.

Du bist entschuldbar, armer Künstler, wenn du glaubst, daß sich eigentlich nichts lehren läßt in der Kunst. Du hast recht, wenn du noch vor Schluß des Semesters fliehst. Noch besser für dich, wenn du solche Trockenböden niemals betrittst.

Die wilde regellose Emanzipation von Lehrern, Tradition, Schule und Anleitung mußte sein, soll sein. Es war nicht mehr zu ertragen, es ist nicht mehr zu ertragen. Wie die Frauen die Hörigkeit von Eltern, Gatten, Verwandten und Gesellschaft nicht mehr ertragen wollen, sondern allein sich einen Erwerb suchen, ein eignes Leben und kein Echoleben leben wollen, werde draus, was da wolle, so arbeiten jetzt auch zahlreiche junge Maler seit geraumer Zeit als halbe oder ganze Autodidakten für sich allein. Im Kunstgewerbe und in den dekorativen Künsten wimmelt es von traditions- und anleitungslosen Entwerfern. Nur in den Gebieten der Plastik und der Architektur ist das Eis noch nicht gebrochen und kann auch von einem alleinstehenden jungen Menschen nicht leicht gebrochen werden, weil das Lehrgeld für die vielen Anfangsirrtümer auf diesen Gebieten ein zu hohes sein würde. Dieses freie, ungeregelte Emporwuchern des wilden Gartens direkt neben den korrekten herrschaftlichen Anlagen dauert nun schon lange genug, daß man die Resultate dieser Selbstbefreiung überall sehen und beurteilen kann.

Ist dieses Resultat nun befriedigend? Die alten Herren verneinen es stark, das Publikum ist sich nicht klar darüber, viele Kritiker bejahen es energisch, die Maler zweifeln selber natürlich keinen Augenblick daran; die ernsten, nachdenklichen unter den großen, starken Künstlern aber, die es ja Gott sei Dank unter diesen „selbstbefreiten" giebt, meinen, daß die Mediokrität noch nie so massenhaft vorhanden war wie jetzt, daß sie sich

Digitized by Google

nur dadurch von der auf der Akademie gezüchteten unterscheidet, daß sie viel reicher an interessanten, individuellen Keimen ist, die aber fast alle nicht über die ersten Triebe hinaus kommen, um dann dem plattesten Nachahmen der paar Starken und der Publikumsdienerei zu verfallen. Ein Gang durch unsere Landesausstellungen ist für die Ernsten und Einsichtigen und für die sich nach freudigem Genießen sehnenden Laien eine Quälerei und ein Ekel, und sie kehren erregt heim, überzeugt, daß das nicht so weiter gehen darf noch sollte. Hier das Unreife, dort das Konventionelle, das ist zu viel! Damit ist aber wenig gethan, daß man uns brutal sagt: Lassen Sie die Kerls doch ruhig zu Grunde gehen, was kommt denn auf sie an? Es war doch stets so, daß nur die wenigen Starken übrig bleiben sollen!

Die „Kerls" sind aber nun einmal da, malen, modellieren, bauen und zieren unaufhörlich und verzweifelt weiter, und wir müssen das alles erdulden. Die Bethätigung in der Kunst ist jetzt eine so demokratisch allgemeine, daß wir uns auch resolut demokratisch zu der Frage stellen müssen: wie verhindern wir diese läppischen Leistungen, wie steigern wir die Leistungen der Vielen so, daß sie zum Genusse Aller beitragen statt zur Verbildung der Massen und zum Ärger der Wenigen?

Das wäre die harte Antwort auf die harte Behauptung. Es giebt aber eine andere und edlere Entgegnung. Nicht darauf kommt es den Einsichtigen an, daß sie bloß egoistisch nicht mehr leiden wollen unter all dem Vulgären und Unvernünftigen um sie herum, sondern es jammert sie die Fülle von Streben, von Talent, von Sehnsucht in all der Jugend, die da Künstlerisches schaffen will und doch langsam versinkt, während sie wunder glaubt, wie gut sie schwimmt, oder zum mindesten, wie interessant-tragisch sie untergeht und womöglich noch selbstbewußt sich jeden Rat verbittet.

Indessen, es sind doch nicht alle so selbstgefällig und ahnungslos. Viele junge Leute sind darunter, die sich oft ganz trostlos fragen: Wozu malen wir denn? Wo soll das alles hinaus? Können wir denn etwas? Und gern und willig würden sie Seil und Rettungsboot benützen, wenn es ihnen gezeigt würde. Sie füllen die Privatschulen und Malklassen und glauben, dort läge die Rettung. Wer diese Schulen besucht hat, auch in dem sagenhaften Paris, der weiß aber, daß sie zwar harmloser sind, als die Akademieen, dafür aber um so haltloser, nicht weil sie Privatschulen sind, sondenn leider „trotzdem". Und wie könnte das anders sein? Sind nicht die meisten unter ihnen Not- und Erwerbsgründungen? Müssen sie sich nicht hüten, es mit ihren Schülern zu verderben? Nach einiger Zeit verlassen die jungen Leute auch diesen trügerischen Hafen und segeln allein hinaus. Wie viel Spannkraft wird da verpufft, wie viele Träume verrauchen, wie viele Samenkörner verfaulen hier, wie viel heilige Sehnsucht verklingt dann ungehört. Und viele kämpfen und arbeiten lange hart genug, um das zu bleiben, was sie werden wollten: Künstler.

Diese nun, die immer strebend sich bemühen, diese können wir erlösen.

*

Digitized by Google

Mit einigen Solchen machten wir im vorigen Herbste einen Ausflug. Wie wir gerade zur Thür hinaustraten, sahen wir ein Gespann riesiger Brauerpferde vor uns halten. Wir blieben stehen und freuten uns an der Pracht dieser wuchtigen Formen, die Winckelmann gewiß nicht so genossen hätte wie wir. Welch immense gedrungene Kraft in diesen Säulenschenkeln, welche Ruhe und welch geduldiges Warten lag in den mächtig gewölbten gesenkten Nacken. Es glänzten die riesigen runden Buckel und fühlten sich warm und seidig an. „Das gäbe ein famoses Stück Plastik," meinte einer. „Jawohl, aber nur wenn es dir gelingt, diese Gefühle der Tausend-Kilo-Kraft in dem Beschauer zu erwecken und die herrliche Empfindung zu suggerieren, welche die Hand hat, wenn sie über solche kraftschwellenden glatten Rundungen streichen darf. Dann erst hast du ein plastisches Kunstwerk geschaffen, sonst hast du nur ein plumpes Pferd modelliert."

Wie wir die Straße hinuntergingen, kamen wir an dem Bau des neuesten Variététheaters vorbei. Einer schaute hinauf und wie wir schon weiter weg waren, fragten wir ihn, ob er uns das Gebäude beschreiben oder gar aus dem Gedächtnisse skizzieren könne. Er versuchte es immer wieder; er wußte sich aber schließlich auf nichts mehr zu besinnen, als auf einige kolossale Barockkartouchen. „Das liegt nicht an dir," sagten wir ihm, „sondern am Bau selber. Bei einer künstlerischen Fassade müßten der Aufbau und die Raumverteilung der einzelnen Glieder, der Portale, der Fenster, des Daches so überzeugend geschlossen wirken, daß es im Auge haften bliebe noch Stunden nachher. So aber wirken nur die aufgepappten Ornamente des protzigen Bauunternehmers."

Um über den Fluß zu gelangen, mußten wir durch einen Laubgang von Birken, Pappeln, Ahornen und Tannen, der in herbstlichen Farben prangte. „Das ist mal malerisch," riefen sie alle. „Da braucht man nur keck drauf los zu malen: farbenprächtige Leinwand wirds allemal. Malerisch sein, was braucht man mehr, um ein wahrer Maler zu sein?" — „Nun, wir kennen Kürbisse, die gerade so herrlich rostrot, scharlach, safrangelb mit blau-grünen Streifen sind und die intensiv dekorativ wirken und sind doch noch lange keine Herbstlandschaft. Nein, die Stimmung, die sonnigwarme Beleuchtung mit der dunstigen Winterahnung gemischt, die halb kahlen moosigen Äste, an deren müde hängenden Zweigen noch leuchtende Blätterbüschel hängen, das düster frische Grün der niemals welkenden Tannen, der farbenprächtige und doch todbedeckte Weg, die verklingende Trauer in allem: das gilt es einzusaugen, mehr und stärker, als es der Philister vermag, das gilt es so verstärkt wiederzugeben, daß es sogar den Philister packt. Lässest du dir das alles entgehen, begnügst du dich mit flotten Farbenflecken, so warst du vielleicht ein Kolorist, aber kein deutscher Künstler."

Als wir über den Fluß hinüber waren, kamen wir an einer Kiesgrube vorbei, wo Arbeiter an der Wegräumung eines störenden Steinblockes schafften. Achtlos gingen wir vorüber. Zufällig blickte einer nachher durch die Spalten eines wagerecht genagelten Lattenzaunes auf

Digitized by Google

dieselben Arbeiter zurück und rief uns alle herbei, weil das alles auf einmal so interessant aussehe und so famose Bilder gebe. „Man umgrenze eine Darstellung gut," so konnte sich nun jeder selber sagen, „und lasse Unwesentliches weg und der Blick wird auf die Hauptsache gelenkt. Dann erst fängt es an, ein Bild zu sein statt einer bloßen Illustration."

Oben auf der Höhe stand ein altes Lustschloß aus dem vorigen Jahrhundert. Als wir am monumentalen Gartenportale vorbeikamen, fragten wir einen von unseren jungen Leuten, der erst kürzlich aus Norddeutschland angekommen war und der unsere südliche Architektur fast gar nicht kannte, was das Gebilde oben auf dem Portalpfeiler eigentlich sei. Er solle es wenigstens beschreiben, wenn er es auch nicht definieren könne. Und so meinte er denn, es sähe aus wie ein verbuckeltes, ruiniertes Fußbad aus Zink, aus dem ein Prachtgemüsekorb herauswüchse. Und oben schlügen Flammen heraus. Wir sagten ihm aber, es sei eine Rokokovase aus der besten Zeit.

„Ein tolles Ding," sagte er, „aber es hat was". „Gewiß, der Unsinn ist nicht ganz unkünstlerisch. Wenn es dir je gelingen sollte, eine derartig lebenstrotzende Vase zu schaffen, die dabei doch immer noch ein vernünftiges Gefäß bliebe statt einer hysterisch gewordenen Baumwurzel zu gleichen, dann hättest du das Problem der vornehmen Pracht im Kunstgewerbe gelöst."

Am Ende unseres Ausfluges kehrten wir in einem Wirtshause auf dem Dorfe ein, so einer echten alten Bauernkneipe. Wir blieben lange dort. Da fand denn jeder etwas, das er mit Lust skizzierte.

„Das Genrebild ist doch nicht ganz ohne," meinte einer. „Jedenfalls ist der Spaß daran nicht tot zu kriegen."

Wie wir uns dann ansahen, was er gemacht, da war es eine recht mäßige Ansichtspostkarte geworden. „Hast du denn weiter nichts gesehen als das?" riefen wir aus; „dort in der Ecke saßen doch Menschen mit hundert wühlenden Sorgen und Begierden, nicht bloß Kostümfiguren. Wir sahen den protzigen Bauernsohn mit der feuchten hängenden Unterlippe, der heftig die Karten auf den Tisch schlägt und stets verliert, weil er nach der Schenkkellnerin schielt, statt aufzupassen, und den Riegelbauern mit hundert Furchen des Geizes im Antlitz, und den fetten glattrasierten Bürgermeister, den man gewählt, weil er so ruhig dumm ist und nichts merkt. Und dort im Winkel sitzt stumm einer mit schmutzigem Stoppelbarte und kaltglühenden Augen, der nicht mitspielt, der Eine, dem sie alle verschuldet sind, der sie alle hereinlegt, der sie alle beherrscht. Sahst du ihn nicht? Wenn du den ganzen Tisch kaum skizziert hättest und hättest nur das Auge dieses einen Mannes erfaßt, du hättest Weltgeschichte dargestellt statt deines dummen Genrebildes. Denn so ging es noch immer zu: Hildebrand, der falsche Mönch, hat auch so geblickt, und Chamberlains Auge, verrät es ihn nicht?"

Spät kehrten wir zurück nach Haus, Kopf und Gemüt reich angefüllt mit künstlerischen Dingen.

War das nun Unterricht? Oder vielmehr: könnte sich diese Art

Digitized by Google

der Anregung nicht zum Unterricht auswachsen? Sollte es nicht zur obersten Forderung gemacht werden, daß nur aus dem Leben, aus der Freude an der vielgeschmähten schönen Welt, aus der Lust an der Wiedergabe des Geschauten und zuletzt aus dem Triebe, innerlich neugeschaute Gebilde schöpferisch zu gestalten, die einzelne Leistung allmählich durch freudiges Verdichten, durch das Sichtbarmachen des Gewollten entstehe, statt daß wie jetzt der Anfang aller Dinge ein Pensum und das Ende ein Examen sei? Die kleine Biene wird doch nicht in eine Zelle gesperrt mit etwas Wachs, bis sie gelernt hat, wieder eine Zelle korrekt zu konstruiren, sondern sie fliegt aus, holt aus tausend Blumen, mit tausend anderen Honig und Wachs und baut ihre Wabe, weil sie nicht anders kann, weil es ihr Bedürfnis und Trieb ist. — Kunst treiben sollte heißen, das treiben, was man nicht lassen kann. Jedem, der sie wider Willen treibt, dem stehe die Thüre offen zum Gehen. Alles, was da Künstler werden will, sei es Zeichner, Maler, Bildner, Erbauer oder Zweck- und Zier-Künstler, alle diese jungen Leute sollen einmal ein Jahr lang unterschiedslos vereinigt und ohne jedes Programm unter unmerklicher Leitung jubelnd ausschwärmen, und keine andere Verpflichtung soll ihnen auferlegt werden, als die eine, etwas von all dem Geschauten täglich zu irgend einer Leistung zu verdichten, und wenn es zuerst die bescheidenste wäre. Auf Spaziergängen, in Sammlungen, in der Stadt, im Gebirge, überall wird es dann für den Lehrer heißen: aus dem reichen Quell seiner Erfahrung, seines Wissens, seines Könnens heraus Anreger, Erwecker, Eröffner zu sein, das Schauen, den Anfang aller bildenden Kunst, bei der Jugend zu steigern, zu verschärfen, zu vertiefen, zu erweitern, die Freude am Sehen, als das Allerheiligste der jungen Künstlerseele, keusch und unberührt zu erhalten vom Gifte des Dozierens, des Pensums, des Müssens, des Zwanges, der Langenweile, des Widerwillens und des Hasses.

Der Wahlspruch eines solchen Unterrichts muß sein, soll sein das herrliche Wort des Lynkeus: „Ihr seligen Augen, was je ihr gesehen, es sei, wie es wolle, es war doch so schön." —

Dies erste Jahr ist, ach, so bald vorbei: Nur einmal lasse man sie glücklich sein und frei. Hier soll ein jeder Schüler und jede Schülerin von ihren Fahrten mitbringen dürfen, was nur immer sie gefreut und interessiert hat, und nichts, gar nichts sollen sie abzeichnen, was sie nicht gefesselt hat, und wenn sie vieles fesselte, so mögen sie vielerlei heimbringen in ihren Skizzenbüchern, mag es noch so ungefüge gezeichnet sein. Die älteren Künstler, die Lehrer, sprechen das mit ihnen durch, und wenn etwas besonders vielversprechend erscheint, so schickt man den jungen Mann hinaus, er solle das nun mit Lust vertiefen, verstärken, steigern zu etwas mehr als die bloße Natur, zu einer künstlerischen Leistung, indem er das, was ihn besonders ergriff, so intensiv gefühlt wiedergiebt, daß der Beschauer dieselben starken Gefühle empfängt, wie der Künstler sie hatte. Keiner wird a priori, etwa in Hinblick auf einen späteren Beruf angewiesen, mehr diese oder jene „Rubrik zu pflegen". Es wird in den ersten Monaten vollständig ignoriert, was er habe werden wollen. Nur daß etwas Künst-

Digitized by Google

lerisches wird, darauf wird gesehen; und nur wen nichts interessiert oder wer es von dem Andern abguckt oder ihn nachmacht, der wird in aller Güte veranlaßt, fern zu bleiben. Ganz von selbst, ganz ohne aprioristisches Programm werden sich nach Monaten die Schüler in Gruppen scheiden, je nach Art ihrer Neigungen, ihrer Neugier, ihrer technischen Veranlagung, ihrer schöpferischen Triebe. Und nur die Leistung ist ja von innerem Wert, deren Ursprung wenigstens einmal die Lust war.

So zeichnet der Eine die Verästelung der hängenden Birkenzweige, den Anderen reizt es mehr, den mit sattgrünem Moose und grauen Flechten bewachsenen rissigen Stamm zu malen, wenn feucht vom Regen die weißen und rotbraunen Borken schimmern. Den Einen freut es, das trauliche, malerische Baumgärtchen festzuhalten, und er plaudert gern mit der Bäuerin, den Andern interessiert das gar nicht, sondern nur die alte merwürdige Giebelkonstruktion des Bauernhauses selber. Die reizt es ihn ganz zu verstehen, und er kriecht und klettert auf dem alten Boden umher.

Jener hat die Bewegung der Wäscherinnen am Brunnen geschickt skizziert, sein Nachbar zeichnete nur die alte bronzene Brunnenröhre ab.

Bei schlechtem Wetter und Abends widmet man sich der Detailarbeit, dem Studieren. Es wird der menschliche Körper gezeichnet, nicht um seiner selbst willen allein oder um Examensakte zu erzielen, sondern damit man all das menschlich Fesselnde, was man sieht oder was einem darzustellen einfällt, leicht und frei hinschreiben kann. Es werden „Dinge" gezeichnet, Gegenstände des Alltags, die im Freien genau zu studieren keine Muße übrig war, und jeder darf sich wählen und sich hinstellen, was ihm paßt und was er braucht und nur was ihm paßt, und was er braucht zu den Arbeiten, die ihn fesseln. Der Lehrer, der dabei befunden würde, einem Schüler ein „Stillleben arrangiert" zu haben, würde entlassen werden. Die Ateliers sehen aus wie Zigeunerlager. Dort zeichnet einer Kleiderfalten, hier wird der über die Lektüre gebeugte Kopf des Lehrers gezeichnet. Auf einer Wand versucht ein Jüngling kühn eine überlebensgroße Freske hinzumalen. Einer hat ein Eichhörnchen im Käfige, das er studieren will. Es werden Schalen und Gefäße in Plastilin und Thon geknetet, oder die Hand, der nackte Arm des Freundes wird modelliert. Ganze Blumentische stehen herum; es wollen Mehrere versuchen, wer das dekorativste Titelblatt erfinden wird. Wir haben Werkstätten, Materialien und Werkzeuge. Da wird versucht, ohne jedwede Vorlage, denn solche sind schonungslos untersagt, aus Brettern und Latten einen Stuhl oder ein Bücherbrett rein nur aus dem Zwecke und der angebornen technischen Begabung des jungen Menschenkindes herauszuzimmern, so daß es praktisch und doch auch anmutend in der Form sei.

Jedes Handwerk wird wieder, ganz wie einst in Urzeiten, von jedem Schüler neu geboren, falls es ihm Freude macht, auch technisch schöpferisch zu sein. Ganze Häuser werden aus Holz und Gips gebaut. Verzweifelt geben sie es oft auf. Die Begabten und Eifrigen lassen jedoch nicht aus und gleichsam aus Verzweiflung werden sie struktiv und schließlich oft schon architektonisch schöpferisch. Im Hofe stehen Pferde, Kühe, Karren, tausend

Digitized by Google

Dinge herum; das ganze Haus atmet Leben, Wirklichkeit, Gegenständlichkeit, Natur. Doch ist in dem ganzen Gebäude kein Gegenstand irgend einer Kunstgattung irgendwo dauernd aufgestellt. Da, wo Neues ersonnen und erschaffen werden soll, wo es gilt, daß jeder Schüler von selber, aus eigner Spannkraft auf etwas kommen soll, da darf nichts künstlerisch schon Geschaffenes dauernd vor Augen gestellt werden. Was man thun kann, um das Kopieren, das Nachahmen zu verhindern, wird bewußt gethan. Alles, was je Schönes geschaffen worden ist, wird wohl gezeigt; doch rasch nur und vorübergehend, tags über auf eine Stunde in der Ausstellungshalle, Abends im Saale durch Projektionsbilder, und wenig genug wird dazu gesagt. Vielen Begabten sind schöne Dinge wie herrliche Träume. Sie wollen nichts Sachliches wissen. Sie träumen die Träume weiter, es werden neue Träume daraus, durch Arbeit werden es Wahrträume, wird es schöpferische Kunst. Wer Sachliches fragt, dem wird gewissenhaft Bescheid gesagt. Keiner wird gezwungen zur Leistung. Wird er lässig, wird er nicht gerügt. Es wird ihm bloß nahegelegt, nicht wiederzukommen. Unsere Schule ist ja gut dotiert, sie ist nicht abhängig von Schülern und Eltern, vom Schulgeld und von der Gemeinde. Und wenn nur sechs Schüler übrig bleiben. Was verschlägt es uns? Diese sechs sind ja begabt, fleißig, feurig und glücklich. Sie sind wirklich Künstler. Unser Unterricht hat Frucht gebracht. Auch wir sind glücklich.

Unser Traum ist erfüllt. Die Leistung entstand aus der Freude. Die Auslese hat stattgefunden. Demokratisch angefangen, aristokratisch aufgehört.

Je nach seiner angeborenen unbewußten Hinneigung zu dieser oder zu jener Art der Ausübung der Kunst hat sich jeder einzelne Schüler mehr zur Architektur oder mehr zur Malerei, mehr zum Zeichnen oder Radieren oder mehr zur Plastik hingeneigt und wird dann ebenso selbstverständlich a posteriori mehr dem einen wie dem andern Fachlehrer zugewiesen und ans Herz gelegt. Von allen Lehrern aber der beste, der klügste, der begabteste, der begeistertste, der wird zum Elementarlehrer und zum Direktor erkoren. Er erhält das höchste Gehalt, denn er trägt die größte Verantwortung.

Dem Eifrigen wird geholfen. Je mehr er erbittet, desto mehr soll er erhalten. Und wer schöpferisch ist, wird geliebt wie der eigene Sohn. Die Monate vergehen. Die Lust, die Hingabe, die verzweifelt ernste Freude an all dem Schaffen, die selige Hoffnung, es recht weit zu bringen in der Kunst und stolze, neue, eigene Wege zu wandeln, das alles nietet Schüler, Schülerinnen und Lehrer zu einem einzigen Herzen zusammen.

Das Jahr ist um. Die Not des Lebens zwingt jetzt viele, aus der Wollensschule in die Mußschule, aus dem Glücke ins Polytechnikum zu gehen, wo schon die sitzen, die wir von uns wiesen, in all die Institute, durch die ein armer Mensch muß, wenn er jemals auf Anstellung rechnen will hienieden. Diejenigen aber, die es ermöglichen können oder es erzwingen wollen, freie Künstler zu bleiben, die bleiben weiter bei uns oder zum wenigsten mit uns. Für diese fängt ein neues und sehr viel ernsteres Leben an.

Digitized by Google

Sie kommen jetzt hinaus in die Welt, versinken in den Großstädten, verirren sich in den Jahrmärkten der internationalen Ausstellungen. Das überall in der Kunst schon millionenmal Geschaffene erdrückt sie schier.

Da gilt es zu zeigen, ob man selbst noch was will und ist, ob man trotz aller Kultur und Bildungsbeeinflussung eine letzte feste Burg in sich trägt voll eigener innerer Gesichte und Gebilde und schöpferischer Direktive, die nicht überrumpelt werden kann, oder ob man ein gewöhnlicher deutscher Tennisball ist, der zwischen Frankreich, England, Belgien und Norwegen hin- und herfliegt, bis er irgendwo liegen bleibt. Es gilt allmählich in der Öffentlichkeit zu zeigen, was man vollbracht hat, aber auch Gewissen und Scham gegenüber dieser Öffentlichkeit zu zeigen. Wir künstlerischen Künstler stellen nicht die ersten besten Skizzen aus, sondern wir treten unter uns zusammen und beurteilen in aller Herzlichkeit und Objektivität unsere gegenseitig so unendlich verschiedenen Arbeiten noch ehe wir sie zur offiziellen Jurierung einreichen. Unablässig vergleichen wir das Geschaffene mit der Natur, mit den großen Kunstwerken anderer Zeiten und unserer eignen Zeit. Wir kommen zusammen im Atelier, in den Galerieen, nicht auf der Kneipe allein. Immer von neuem fragen wir uns: ist das ein wirkliches Kunstwerk oder ist es bloß eine gemalte, modellierte, konstruierte oder verzierte Arbeit, also eine gewöhnliche bürgerliche Leistung? Die Älteren unter uns freuen sich an den Jüngeren; wir verfolgen sie aufmerksam, wir locken das Beste in ihnen hervor und steigern ihre Fähigkeiten über das Maß dessen, was sie ohne uns geworden wären, und lehrend steigern wir uns selber zu immer stärkeren Leistungen.

Und so gestaltet sich auch hier ein künstlerischer Kunstunterricht.

Braucht man noch zu fragen, warum das alles auf Akademieen nicht möglich ist? Hat man es je erlebt, daß aus einem Herbarium ein Blumengarten wurde? Jede Akademie, die steht, ist wert, daß sie zugrunde geht. Wie die Götter im Rheingold, so welken die Professoren, und im Dunkeln tappen die Schüler dahin.

Was fehlt ihnen doch? Es fehlt ihnen die Freude, die Lust. Sie lieben weder die Kunst, denn sonst müßten Professoren doch profiteri: bekennen, verkünden, — noch lieben sie die Schüler, denn sonst müßten sie ihnen doch ihre Sehnsucht, ihr Suchen nachempfinden, ihre Träume mitweben, Gärtner sein ihrer jungen Keime. Die Liebe fehlt, der Glaube fehlt, die Hoffnung fehlt. O armer Lehrer, Meister im Verekeln, welch ein Paradies lässest du dir da entgehen! Selige Kunst, aus dir könnte die Schule der Zukunft hervorgehen. In dir allein noch darf ja als Befähigungsnachweis die bloße Leistung genügen. Wer Starkes zeigt, dem wird hier doch wenigstens von Einigen geglaubt, ohne daß er Papiere vorzuweisen braucht! Dein Unterricht könnte Vorbild werden. Man stelle sich ein Gymnasium vor, das mit der Sprache, der Freude am Denken und am Reden anfinge und mit der Grammatik aufhörte, statt mit der Grammatik anzufangen und nie aufzuhören.

Doch alles, alles müßte ja anders werden. Man müßte die Zahl der Lehrer verdreifachen, die Gehälter vervierfachen. Keine Klasse dürfte

Digitized by Google

mehr als sechs Schüler haben. Man müßte mit dem Leben anfangen und mit der Methode aufhören. Man müßte Pflanze werden statt starren, kristallisierten Gefüges. Der Deutsche müßte aufhören, deutsch zu sein. Es könnte sein; es kann aber nicht sein. Vergeblich wäre es, an dem jetzt noch überall fest Bestehenden rütteln zu wollen. Wenig auch hat es je gefruchtet, eine frische Kraft in altes Reis zu stecken zu seiner Wiedergeburt. Faules Obst steckt frisches an. Man meide den nutzlos mühsamen Kampf.

Irgendwo, irgendwann wird ein liebereicher Mann es versuchen, eine kleine Schaar junger Menschen um sich zu sammeln, um sie durch die Lust zur Leistung zu führen.

Er wird einige Mithelfer suchen und finden. Da sie aber aus dem Stand der Armen stammen werden (die Reichen haben das Sehnen nur selten gelernt), so werden sie die Schule mit gänzlich unzureichenden Mitteln weiterführen müssen. Vielleicht werden sie sich in Mühen und Sorgen verzehren. Vielleicht wird die Ungeduld derjenigen Eltern, die baldige Resultate sehen wollen, der Zorn anderer, deren talentlose und eiferlose Söhne und Töchter man bat, nicht wiederzukommen, das Ansehen des Unternehmens in der öffentlichen Meinung untergraben. Die Armut und das Festhalten am Prinzipe der natürlichen Auslese wird sie vielleicht zugrunde richten. So wird es sich, kann es sich abspielen. Vielleicht auch nicht. Vielleicht auch kommt es anders? Sollte das Wunder geschehen, daß der schöpferischen Idee im zwanzigsten Jahrhundert die Hilfe nicht versagt werde? daß irgendwo der Glaube und das Gold gemeinsam sprudelnd fließen?

Es wird Zeit. Über tausend Schriften erscheinen jährlich voller Tadel, Klagen und Reformen. Es ist noch alles beim alten geblieben. Der Worte sind genug gewechselt; laßt uns endlich einmal Thaten sehen! Sollte jemals Einer erscheinen, dem man Glauben schenken mag, so gebe man ihm Mittel, sechs Jahre Zeit und Befreiung von behördlicher oder anderer Ingerenz, und er wird Wunder zeitigen.

Aber das sind ja alles Utopieen? Gewiß! Krasse Utopieen.

Aber nicht die bürgerlichen Wirklichkeiten sind die Wahrheit, sondern von jeher waren es nur die Utopieen der Männer und Frauen von Gemüt, Verstand, Erfahrung und Zielbewußtsein.

München — Hermann Obrist, Bildhauer

Prolog zur Böcklin-Gedenkfeier

der Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde

Ein Großer starb: Böcklin. Vor wenig Tagen
Gab man der Erde ihren Anteil wieder
Und legte Rosen auf den Hügel nieder
Und dunklen Lorbeer. Leises Flügelschlagen
Der Stunden, die die stille Stätte streifen —

Digitized by Google

Und jedem Flügelschlag entblättert sacht
Sich eine Rose, die vielleicht am Strauch
Des Lebens letzten roten Gruß gelacht
Dem, dessen Tod auch ihr Tod ward. Ein Hauch
Vergänglichkeit um dieses Grab geweht,
Um das der dauerhafte Lorbeer steht.

* * *

Zwei Freunde, die die halbe Winternacht
Dem toten Meister nachgedacht
Und glutvoll ihren roten Wein
Gossen in seinen Ruhm hinein,
Ein Maler war's und ein Poet,
Fühlten sich eines Geistes durchweht,
Klirrten die leeren Gläser zusammen,
Und schossen wie zwei Feuerflammen
Von ihrer Bank empor und gingen,
Des Meisters Grab einen Gruß zu bringen,
Wollten unterm Sternenschein
Seinem Genius eine Andacht weih'n.

Sprach der Maler: So ist's recht,
Hat sich am Tage so Mancher erfrecht
Dem Meister sein Gloria zu schrein,
Stimmte so mit den Andern ein,
Aber ist der Lärm verweht,
Er wieder an die Folter geht,
An denen, die noch malen und dichten,
Seine Torturen zu verrichten.
Wer seine Schrauben überdauert,
Der wird dann rühmlichst eingemauert,
Ein Pantheon von großen Leuten,
Die man anfangs wollte häuten.
Nun weiß man aus ihren Kleiderfetzen
Sich selbst noch ein Wams zusammenzusetzen,
Geberdet sich als Apostel gar
Und ist in den Flicken doch nur ein Narr.

„Nicht schlecht gewettert," lacht der Poet,
„Doch wird es, so lange die Welt besteht,
Nicht anders, Freund. Und zuletzt, die Narren
Schmücken des Großen Ruhmeskarren
Als lustige Fratzen wider Willen;
Muß jeder seinen Zweck erfüllen,
Und wären am Ende die Teufel nicht,
Ein Engel hätt' kein besonder Gesicht."

„Du siehst wieder alles von oben an,"
Grollt der erregte Pinselmann,
„Aber steht man so mitten darinnen —"
„Freund, man muß auch das Oben gewinnen
Mit Kampf und blutenden Wunden viel.
Wäre das Leben ein Tanz und Spiel,
Wer möchte die Arme zum Himmel erheben,
Daß er ihm einen Tag länger mög' geben?

Digitized by Google

Aber trotz der Widergewalten
Gelassen am eigenen Ich sich halten:
Zerrt nur, schraubt nur, Ihr reißt mir nichts los
So ward Böcklin groß."

So in Streit und Widerstreit
Unter des Sternfriedens Herrlichkeit
Zügelten sie das rasche Wort,
Je mehr sie dem geweihten Ort
Sich nahten, gingen schließlich nur
Schweigend auf eines Gedankens Spur,
Von einem tiefen Empfinden gewiegt,
Das alles laute Wesen besiegt.
Merkten und merkten auchs wieder nicht:
Heller wurde der Sterne Licht,
War ein himmlischer Wunderschein,
Der hüllte alles um sie ein.

Und da stand des Meisters Gestalt,
Wie man Gott Vater abgemalt,
Der mit gelassener Geberde
Sich runden heißt den Kreis der Erde,
Baum, Tier und Menschen stellt hinein
Und freut sich: nun kann's Sonntag sein.
Zur Seite ihm gemächlich hockt Gott Pan
Und läßt die Flöte lieblich klingen.
Bockfüßiger Faune Tanz zerstampft den Plan,
Und um die Zottelbären schlingen
Dryaden einen lust'gen Reih'n,
Und Flügelbuben springen drein.
Doch mählich ordnet sich das Spiel und drängt
Dem Strand zu, wo Tritonen liegen,
Und Nixen, Arm in Arm gehängt,
Sich leise auf den Wellen wiegen.
Und von dem munt'ren Zug geleitet,
Arm traut in Arm mit Pan, so schreitet
Böcklin zum Strand hinab. Pan's Flöte schweigt,
Doch aus den Muscheln der Tritonen steigt
Dröhnend ein Gruß, daß rings das Ufer bebt.
Der Gruß verhallt. Still wirds. Vom Meere schwebt
Ein Segel her, naht eine Barke sich,
Drin steht der Tod mit seiner stummen Geigen
Und bittet Jenen, in das Boot zu steigen.
Der grüßt und folgt. Leis' schwankt der Barke Rand.
Ein Edelbild, das nicht vom Steuer wich,
Ein göttlich Weib bietet dem Gast die Hand.
Dann ist, umspielt von jungen Nereiden,
Das selige Schiff langsam vom Strand geschieden,
Und eine milde süße Geige klang
Noch lang im Wind, bis es die Nacht verschlang.

Und Pan? die Faune? die Dryaden? Nichts
War da, als nur ein Schimmer stillen Lichts,
Das von den Sternen um den Hügel wob.
Und als der Maler seine Stimme hob
Und fragte: „Freund, was träumt dir? Laß uns gehn,
Des Meisters Ruhestätte anzusehn,"

Digitized by Google

Fährt jener auf aus seinem Traum und lacht:
„Hab' mit der Phantasie ein Spiel gemacht,
Ich sah das ganze Bocksbeinvolk im Reigen
Dem Meister Arnold Reverenz bezeigen.
Doch komm und laß uns an den Hügel treten,
Auch uns gehört der Böcklin, uns Poeten."

Still lag das Grab im Frieden dieser Nacht,
Der Lorbeer glänzte in dem Licht der Sterne,
Und aus der halbverwelkten Rosenpracht
Verlor ein letzter Duft sich in die Ferne. —
Die aber jetzt an diesem Hügel standen
Und ihrer Weihe keine Worte fanden,
Ob sie aus dieser andachtstrunknen Nacht
Wohl eine Frucht mit in den Tag gebracht?
Was kann dies Grab aus seiner Kammer geben?
Dem Starken Höchstes: Lust und Kraft zum Leben.

Gustav Falke

Wilhelm Jensen, Theodor Storm und Klaus Groth

Persönliche Erinnerungen

Meine erste Beziehung zu Theodor Storm gewann ich durch Wilhelm Jensen, mit dem ich in dem Jahre 1857 in Kiel zusammentraf und der mich — den Jüngeren — in liebenswürdigster Weise an sich zog. Jensen lebte damals bei seiner Tante, einem Fräulein Moldenhauer, in der Brunswick in einem auf einer sanften Anhöhe belegenen, noch heute gleich zur Rechten an der Ecke beim Eintritt in den früheren Vorstadt-Flecken anmutig emporschießenden alt-gemütlichen Hause. Hier dichtete er unter den Augen seines prachtvollen Bernhardiner Hundes Troll, der ihn als ein treuer Begleiter nie verließ, seine ersten Poesieen, und ich, den er abends zu sich einlud, hörte zu, was er vorlas, was ihm so leicht und doch so tiefsinnig aus der Feder geflossen war. Aber wir spielten auch Schach miteinander und dampften dabei aus großen, wundervoll duftenden Studentenpfeifen, oder wir schwatzten mit der gewohnheitsmäßigen Frühreife der Jugend über dies und das und besonders über deutsche Litteratur, die mich besonders anzog, ihn, Jensen, aber schon so umstrickt hatte, daß er bereits um jene Zeit entschlossen war, dem Studium der Medizin, dem er zuletzt in Breslau obgelegen, zu entsagen und sich der Schriftstellerei zu widmen.

Als ich dann später, der ich die beabsichtigte juristische Karrière gegen den Buchhandel vertauscht hatte und früh selbständig geworden war, eine von meinem Vater infolge der politischen Verhältnisse ins Leben gerufene Buchhandlung in Schleswig übernahm, bat ich Wilhelm Jensen um eine Empfehlung an den Husumer Amtsrichter und Poeten Theodor

Digitized by Google

Storm, zu dem er, als großer Bewunderer des Dichters, inzwischen in schriftliche Berührung und in ein näheres Verhältnis getreten war. Ich wollte Storms Novellen — die „Kaviartönnchen", wie Paul Heyse sie treffend bezeichnete — verlegen, wie ich auch von Wilhelm Jensen einige seiner kleineren novellistischen Arbeiten in Buchform veröffentlicht hatte.

Storm schrieb mir auf meine Anfrage sehr zuvorkommend. Er meinte, die Namen Storm und Heiberg hätten im Norden einen guten Klang, schon deshalb sage er ja! Ich möchte ihn doch zur weiteren Besprechung in Husum besuchen.

Ich thats, und seit jener Zeit entwickelte sich ein herzliches Freundschaftsverhältnis zwischen uns. Wir standen uns in der Folge nicht gegenüber als Autor und Geschäftsmann, sondern als zwei Personen, die eine übereinstimmende Freude an Natur, Menschen und künstlerischem Schaffen besaßen und das Bedürfnis empfanden, ihre Gedanken darüber auszutauschen. —

Bei Storm fiel bei erster Begegnung das außerordentlich Gelassene seines Wesens auf. Die große Ruhe, die den nordischen Menschen angeboren ist, war gleichfalls ihm eigen. Er sprach auch, wenn die ihn fesselnden Dinge in der Konversation berührt wurden, ohne scharfe Accentuierung, aber andererseits mußte man doch sehen, wie sich das Auge und die Züge belebten, wenn er z. B. Schwind'sche Märchengestalten, oder ein wertvolles Buch aus seiner Bibliothek hervorholte, aus dem er etwas vorlesen wollte. Für Möricke hatte er namentlich eine besondere Vorliebe.

Storm trug außerordentlich anziehend vor. Er wußte die Schönheiten eines Gedichtes förmlich herauszulocken. Durch seinen Vortrag und seine begeisterte Schätzung gewann das bloß Anziehende etwas Bedeutsames! Er holte fast noch mehr hervor, als der Dichter hineingelegt hatte. Seine Phantasie fand Anregung, und so verklärte er die Schöpfung.

Am besten las er seine eigenen Poesieen. Er hatte die größte Freude daran, und wenn ich einmal in seiner Gegenwart aus dem Gedächtnis eines seiner Gedichte rezitierte, dann äußerte er zwar nichts, aber er war überaus befriedigt, daß es jemanden gab, der sich das, was er sich schwer abgerungen, so ganz zu eigen gemacht, und daß es jemand war, auf dessen Meinung und Urteil er etwas gab.

Wir besuchten uns gegenseitig mehrfach in Schleswig und Husum allein oder mit unseren Frauen. Einmal schloß sich Wilhelm Jensen einem solchen Tag in Husum an. Jensen, der inzwischen mit einer klugen und liebenswürdigen, und wegen ihres aschblonden Haares in ihrer Schönheit besonders gehobenen Wiener Dame, der Tochter eines österreichischen Journalisten, einen Ehebund eingegangen war, hatte sich gelegentlich einer nordischen Wandertour als Gast bei uns angemeldet und für einige Zeit bei uns Wohnung genommen.

Es war nun sehr interessant, später zu hören, wie Storm über Jensen und Frau und Jensen über Storm und die noch jetzt lebende „Frau Rat" urteilten.

Ich darf das erwähnen, weil sich dadurch die Personen charakterisieren, und ihren Vorzügen dadurch nichts genommen wird.

Digitized by Google

Jensen und Frau hatten zu jener Zeit noch etwas von freien, lustig die Welt durchschweifenden Wanderburschen an sich. Sie mußte alles wie ein guter Kamerad mitmachen, auch das, wovon sich sonst Frauen fernhalten. Sie mußte selbst die Wirtshäuser mit besuchen. Sie wußte von allem Bescheid, und er hörte auf ihr Urteil. Sie waren allezeit derselben Ansicht, und — beide stark kritisch veranlagt, — gleichsam geistig zusammengewachsen. Gegen alles Schablonenhafte, alles Philisterhafte hatten sie einen wahren Abscheu. Sie fanden sich durch Storm mit seiner notwendigen Rücksichtnahme auf seinen Körper und seine auf eine regelmäßige und maßvolle Lebensweise gerichteten Gewohnheiten, und durch Frau Storm mit ihrem stark ausgeprägten Ordnungssinn reichlich enttäuscht. Und wenn auch die Schätzung des Ehepaares dadurch an sich nicht beeinträchtigt wurde, so waren es doch für sie keine rechten Personen zum Verkehr!

Und wiederum störte Storm die Art, mit der Jensen die Dinge dieser Welt mehr aus der Vogelperspektive anzuschauen sich gewöhnt hatte, sowie auch das Ironische, das er hervorkehrte, und bei Jensens Gattin das stark persönliche Hervortreten, ihre geistige Reife, die Abweichung von dem, was er bei den Frauen seiner Kreise zu finden gewohnt war.

Künstler, Schriftsteller sind überhaupt mehr Freunde aus der Ferne und im Briefwechsel, als im persönlichen Verkehr. Es ist menschlich, es ist begreiflich. Es giebt auch einen ehrlichen Neid: er entsteht aus Schmerz darüber, nicht das leisten zu können, was der andere zu geben vermag. Die Einsicht in die Unzulänglichkeit — ein Produkt der Größe wahrhaft großer Menschen — verführt zum Mißmut und oft zu ungerechtem Urteil über die Produkte Anderer auf geistigem Gebiet. Es ist nicht immer der gemeine Trieb! Es ist bei erhabenen Naturen etwas anderes.

„Man wirft mir vor, daß ich ein starkes schriftstellerisches Selbstgefühl besitze," äußerte Storm einmal gegen mich. „Du lieber Gott! Was wird aus uns schaffenden Menschen, wenn wir nicht an uns selbst glauben! Und besonders im Norden! Man muß unsern Leuten ja förmlich den Mund aufbrechen, um auch nur ein Urteil zu hören. Ohne Anerkennung, ohne Glauben an sich selbst aber ist es unmöglich, künstlerisch zu produzieren." —

Einmal wanderte ich mit Storm bei einem meiner Husumer Besuche auf den Deich hinaus. Wir standen auf der Höhe, und während an diesem Tage die See ihren großen, einsamen Schlummer hielt, warf die im Westen untergehende Sonne ein schier überirdisches Licht auf die sich am fernen Horizont gleichsam mit dem Himmel vermählende traumversunkene Fläche.

Wir standen erst wortlos. Es war herrlich. Die Natur schuf überwältigende Eindrücke und Empfindungen in uns.

Und unter diesen regte sich allerlei in meines Begleiters Seele. Der Poet erwachte, der Drang nach Schaffen durchströmte ihn, aber auch die Sehnsucht zu hören, daß das bisher Gebotene der Anerkennung wert sei.

Fast unvermittelt stieß Storm heraus:

„Wissen Sie, daß ich ein Gedicht gemacht habe, das ewig leben wird, Heiberg?"

Digitized by Google

Ich horchte auf, ich ließ einen fragenden Ausdruck in meinem Angesicht erscheinen.

„Mein Oktoberlied!" betonte er.

Und gleich darauf rezitierte er es selbst mit gehobener Stimme, in der eindrucksvollen Art, in der er seine Schöpfungen vorzutragen verstand.

Storm hatte eine überaus zartbesaitete Seele, und war doch im Leben ein die Dinge dieser Welt nüchtern ins Auge fassender Mann.

Er liebte seine Kinder über Alles und behandelte sie mehr wie Gleichberechtigte. Wenn sie etwas Amüsantes äußerten, etwas, was wenigstens er amüsant fand, konnte er laut auflachen. In gleichem Falle wäre aber bei Anderen sein Humor, den er übrigens im höchsten Maße besaß, weniger geweckt worden.

Storms Natur war überaus vornehm und streng rechtschaffen. Er war ein Mann, den alle vom ordnungsmäßigen Gleis abbiegenden Abweichungen und gar finanzielle Überschreitungen abstießen.

Byronsche und Grabbesche Genialitäten und Weltschmerzrichtungen gehörten nicht zu ihm. Er war überdies der zuverlässige Beamte, der grade so mit den Leuten umzugehen wußte, wie es für sie paßte. Er sprach mit ihnen plattdeutsch, wußte sie auf das Vernünftige zu verweisen, sie dazu zu bringen.

Nach der Beamtenthätigkeit kam die litterarische Arbeit.

Zunächst handelte es sich um eine Idee. Er mußte sie oft lange suchen. Seine Phantasie gab sie ihm nicht, und bei der Wahl, sie dem Leben zu entnehmen, war er mit Recht sehr wählerisch. Dann gings ans Gestalten. Welche unendliche Arbeit, welches Wägen, steckt in den Stormschen Novellen, in diesen unvergleichlichen Kunstwerken! Oft ging er tagelang und suchte nach einem einzigen passenden Wort! Er war der Künstler, der nicht um Brot schaffte, sondern höchste Vollendung erstrebte. Und er fand sie.

Seine Sprache ist unnachahmlich. Sie klingt wie Musik. Er hat die nordische Natur belauscht wie kein Zweiter. Ein Schüler Adalbert Stifters wurde er dessen Meister. Musik selbst liebte er über Alles, er übte sie eifrig, er besaß ein außerordentlich feines Verständnis für alles Musikalische und selbst eine sehr schöne Stimme.

Im übrigen sehe ich ihn noch vor mir, wenn er oben in seinem, dem gesamten Stormschen Hauswesen entsprechenden, pedantisch geordneten Zimmer umherging, sprach, erklärte und während des Sprechens seinem eigenen starken Ordnungstrieb folgte und alles in ein möglichst noch symmetrischer wirkendes Rechteck zu bringen versuchte.

Die Rücksicht auf seine Gewohnheiten ging so weit, daß er bei seinen Besuchen bei uns in Schleswig sein Bett-Kopfkissen mitbrachte. Ohne dies vermochte er nicht zu schlafen.

Als ich einmal mit ihm im holsteinischen Hanerau abends in der bekannnten, angesehenen Familie Mannhardt zusammentraf, amüsirte es mich, daß er sich für den Nachhauseweg nach Hademarschen, — wohin er

Digitized by Google

später von Husum aus übergesiedelt war, — eine Art Nachtwächter-Laterne mitgenommen hatte. Es wirkte sein Anblick auf mich wie ein Bild des Dresdner Ludwig Richter. Er war so eigentümlich eingehüllt, er wanderte so langsam dahin. Es fehlte nur der Richtersche Hund!

Daß er nach Hademarschen zog, ist mir und ist Allen unverständlich geblieben. Er gehörte in die graue Stadt am Meer! Man mußte mit ihm über den Deich schreiten, über die See schauen, die Möwen schreien hören und die neblige Melancholie der Landschaft auf sich wirken lassen!

Wir sind, nachdem mich das Leben nach 1869 fast fünfundzwanzig Jahre von Schleswig fort in das große Außentreiben warf, immer in Berührung geblieben.

Als ich mich später selbst schriftstellerisch versuchte, trat er mir mit größtem Wohlwollen entgegen. „Hans Hoffmann und Sie — Sie können etwas! Sie schätze ich! Sonst mag ich die Neueren nicht," sagte er mir einmal bei einem späteren Besuch in Hademarschen, und ich war glücklich über sein Lob, mit dem er sonst spärlich verfuhr.

In Berlin, wohin er, als ich schriftstellerisch schon auf festem Boden stand, einmal zum Besuch kam, veranstaltete ich mit Anderen für ihn ein Ehrenfest. Bei dieser Gelegenheit trat sein oft leicht erregbares Gemüt wieder zum Vorschein.

Karl Frenzel hatte ihn in einer höchst geistvollen, tiefgründigen Rede beim Mahl willkommen geheißen. In seiner Antwort erging sich Storm in eingehenden Betrachtungen über wahre Kunst und Können und goß die Schalen seiner Empfindlichkeit über Georg Ebers aus, weil der in einem Vorwort eines Werkes geäußert, daß er zur „Erholung" einmal eine Novelle geschrieben habe.

Ich wußte wohl, was in Storms Poetenseele vor sich gegangen war, und ich verurteilte ihn wegen seiner Auslassungen nicht.

Benommen von all dem Bedeutsamen, das ihm in Berlin nahe gerückt, war er offenbar wieder in die grübelnde Überlegung geraten, ob ihm auch die Schätzung wurde, die er verdiente. Er wollte, wie er es auch neben dem unsterblichen Paul Heyse durchaus verdiente, auf einem einzigen Gebiet als unumstrittener Meister, und deshalb als ein solcher gelten, weil er sich bewußt, daß sein Können in diesen Grenzen lag, daß seinem sonst so ergiebigen Genius Gewaltiges, gar Überwältigendes zu schaffen, versagt war. So seufzte das nach dem Höchsten ringende Ich in solcher Weise auf! —

Seine Gattin, die jetzige Frau Rat, wurde von Allen, die ihr näher traten, hoch geschätzt, schon aus dem Grunde hoch verehrt, weil sie die im Anfang der Ehe bei Storm hervortretende Sehnsucht nach der ersten Frau und die damit für sie verbundenen Peinlichkeiten ebenso vornehm, wie milde und gerecht denkend, zu beschwichtigen verstand. —

Vor einigen Jahren stand ich an dem Sarge Theodor Storms, des lieben, von mir wahrhaft geliebten und hochverehrten Freundes. Keine Glocke durfte läuten, kein Geistlicher am Grabe sprechen. Wovon er sich hatte im Leben nicht überzeugen können, das sollte auch um der Sitte willen nicht am Grabe zu einem Ausdruck gelangen.

Digitized by Google

Still nahmen die Leidtragenden Abschied. Meine Augen aber feuchteten sich, als ich noch einmal vorm Abschied hinüberblickte, als ich von der weinenden Frau, von der Frau Rat und meinem Freunde Ernst Storm, seinem ältesten Sohne, jetzt Rechtsanwalt in Husum, Abschied nahm. In meinem Innern stieg das von Mathias Claudius beim Tode seines Vaters gesprochene Wort auf. Es paßte zu meiner Stimmung:

„Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr — —"

* * *

Um dieselbe Zeit, in der ich Wilhelm Jensen bei seinem Besuchsaufenthalt in Kiel kennen lernte, machte ich die erste Bekanntschaft mit Klaus Groth. In der Faulstraße in Kiel liegt unten, da, wo die Straße eine scharfe Einbiegung macht, ein altes, gegiebeltes Haus mit etwas eingesunkenem Flur, altfränkischen Gemächern und einer zum ersten Stock hinaufführenden schiefen Treppe, die sich unter den Tritten Vieler während langer Jahre gesenkt hat.

Dieses alte, gemütliche Haus gehörte damals einer Frau Brandis, einer Wittwe, in ganz Kiel nicht anders als „Mutter Brandis" genannt. So bezeichnet, weil die alte prächtige Dame ein so liebevolles Herz besaß. Sie hätte alle Welt beglücken mögen und fühlte sich erst dann in ihrem rechten Element, wenn sie möglichst viel Jugend um sich hatte.

In dieser Pension — sie hielt eine Pension für junge Mädchen, die den Haushalt lernen sollten — erschien ich mit Genehmigung der alten Dame und ihrer geistig ungemein regen Tochter täglich zu Tisch. Und oben wohnte der bereits auf große Triumphe blickende Dichter Klaus Groth.

Auch er fand sich jeden Mittag unten ein und aß, was Mutter Brandis sorgsam und liebevoll hergerichtet hatte, und so geriet ich zu ihm ebenfalls in so enge Beziehungen, wie sie bei Groths Eigenart überhaupt möglich waren.

Groth hatte wie die meisten Menschen und besonders Künstler und Schriftsteller zwei Naturen. Er war im Verkehr äußerst liebenswürdig, er war's gegen mich in hervorragender Weise. Aber man mußte bei ihm zwischen dem Menschen und dem Schriftsteller unterscheiden.

Der Mensch war zutraulich, lebhaft, hatte viel Humor, ließ auch Andere durchaus gelten, amüsierte sich an Guterzähltem wie Einer.

Wenn ihn der Freudeeifer an einer Anekdote oder witzigen Bemerkung hinriß, besaß er die Gewohnheit mit den Unterarmen unaufhörlich auf seine langen Beine zu schlagen. Er konnte oft kaum Atem holen vor Lachen.

„Das war mal wieder ein echter Heiberg!" höre ich ihn noch in freundlicher Anerkennung meiner Eigenart heute ausrufen, und sehe auch, wie er die Flasche ergriff und sich nach seiner Angewohnheit eine sehr kleine Portion ins Weinglas goß.

Es war teils eine gewisse Ökonomie, die ihn das thun ließ, teils Ängstlichkeit vor einem etwaigen Zuviel. Es fehlte ihm leicht etwas, er war äußerst nervös nach der anstrengenden Arbeit und Vollendung seines unsterblichen Quickborn geworden.

Digitized by Google

Mehrere Jahre bin ich mit ihm bei Mutter Brandis täglich zusammen gewesen, und so war ich allernächster Augenzeuge dessen, was damals Bedeutsames vor sich ging.

Der Kampf mit Fritz Reuter war entbrannt. Alle Welt hob den mecklenburgischen Meister in den Himmel, und alle Welt sollte doch — nach Klaus Groths Meinung — nur für Klaus Groth schwärmen.

Sein Erfolg war ihm — es muß gesagt werden — etwas zu Kopf gestiegen, und eine Anzahl ihn anschwärmender Damen, und das Zuviel weiblicher und männlicher Verehrer, die geholfen, ihm in den Sattel zu heben, hatten ihn — er war zu entschuldigen — gegen Tadel äußerst empfindlich gemacht.

Wenn der Schriftsteller in Betracht kam, dann war Groth ein völlig Anderer, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß er einer der eitelsten Männer war, die je in Schleswig-Holstein als schaffende Künstler gewirkt haben. Er wollte auch noch Anerkennung dafür, daß er überhaupt arbeitete.

So erlebten wir es, daß sich Klaus Groth eines Tages sehr empfindlich über Unruhe im Hause beschwerte. Er schrieb gerade die gegen Reuter gerichteten Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch und meinte, man nähme immer an, daß sich der Holzhacker mühen müsse, daß nur ihm der Schweiß von der Stirne rinne. Er könne sagen, daß schriftstellerisch arbeiten eine ganz andere, ja, die schwerste Aufgabe sei; sie wäre körperlich ebenso anstrengend wie geistig aufreibend.

Bisweilen wirkte seine Rede recht befremdlich. So äußerte er einmal, daß er natürlich viel mehr Zeit zum Briefschreiben gebrauche, als andere Menschen. Und als ich ihn nach den Gründen fragte, entgegnete er: „Wenn man weiß, daß solche Schriftstücke nach dem Tode veröffentlicht werden, hat man das beim Schreiben zu berücksichtigen, sich das vor Augen zu halten!“

Über Reuter redete er sehr abfällig. Man mußte sich hüten, dem ein Lob zu singen. Und mir wurde es schwer, meiner Schwärmerei für Reuter keinen Ausdruck zu verleihen.

Ich muß es auch heute, wo ich einmal Groths öffentlich gedenke, als unausgesetzte Beobachtung während eines halben Menschenalters aussprechen:

Reuter eroberte Länder und Völker. Er war ein Schriftsteller ohne Gleichen. Er war meiner Ansicht nach der, vor dem wir uns zu beugen und von dem wir alle zu lernen haben!

Groth war ein Dichter für die oberen Zehntausend. Er ist nie ins Volk eingedrungen. Er hat zwar Gedichte geschaffen, die einen unvergänglichen Charakter tragen, wußte uns den Hauch der Heimat unvergleichlich nahe zu bringen, und war uns ein Mitretter unserer geliebten plattdeutschen Sprache, aber in seinen Personen steckt weit mehr modernes Menschen- als richtiges schleswig-holsteinisches Volkstum.

Wenn nicht einige seiner gemütvolleren Poesien Komponisten gefunden hätten, wenn nicht die damalige spärlicher produzierende Zeit gewesen, die Kritiker ihm nicht so machtvoll zu Hülfe gekommen wären, würde er sich selbst

Digitized by Google

unter den Gebildeten des Nordens damals nicht so rasch und so begeisterte Anerkennung erworben haben.

Reuter hat sein mecklenburgisches Volk ganz anders fasziniert, und noch heute lebt er fort in allen Schichten plattdeutscher Lande.

Es ist und bleibt nach meiner Auffassung derjenige der größte Dichter, den sein Volk liest, begreift, der es fesselt, fortreißt, dessen Name deshalb in aller Munde ist, weil er in die tiefere Volksseele einzudringen verstand, allgemein Gültiges und Jedermann Geläufiges so zu schildern vermochte, daß der Leser mit schluchzt, weint und lacht. Der Leser muß bei aller Verklärung die Empfindung haben, daß es so und gerade so mit der Wirklichkeit übereinstimmt, daß das Leben so pulsiert. —

In Kiel war es im Laufe der Zeiten zu einem Sport geworden, der Welt immer wieder vorzusprechen, welch ein Unvergleichlicher Groth sei. — Gewiß! Ich sage mit Theodor Storm, der solches einmal äußerte:

„Es genügt zur Unsterblichkeit, wenn Jemand, wie z. B. Friedrich Max von Schenkendorf, ein Gedicht, das Gedicht ‚Muttersprache, Mutterlaut' seinem Volke hinterlassen hat." Insofern erkenne ich auch die Unsterblichkeit von Groth an und habe mich jederzeit der Anerkennung, die ihm geworden, begeistert angeschlossen. Aber das Zuviel ernüchterte meine und sehr vieler Anderen Sinne, und richtiger wäre es gewesen, etwas zum Bekannt- und Populärwerden von Groths Schöpfungen zu thun, etwa billige Ausgaben von seinen für solchen Zweck geeigneten Schöpfungen zu fördern, den „Quickborn" und die späteren Werke aus der Vergessenheit herauszureißen, in der sie sich thatsächlich befinden. —

Es ist überall schmerzlich zu beklagen, daß so viel über einen Schriftsteller geredet, statt daß geholfen wird, das Gute, das er geschaffen, dem Volke immer noch näher zu bringen, es zum Eigentum möglichst Vieler zu machen, dadurch zugleich dem Autor den pekuniären Lohn zukommen zu lassen, den er bedarf.

Diese abschweifende Betrachtung ist gerade bei Groths Erwähnung am Platz.

Als sein Können versagte, war er auf Zuwendungen angewiesen. Es ist aber widersinnig, Jemanden immer wieder zu glorifizieren und den Kernpunkt: seine Existenz — der Mensch lebt einmal nicht von der Luft und durch den bloßen Willen — völlig nebensächlich zu behandeln.

Groth war in unserm Hause, ebenso wie Storm, einmal Besuchsgast. Er wohnte bei uns, als die deutschen Künstler Asmus Jakob Carstens in Schleswig ein Denkmal setzten, und wir freuten uns damals seiner herzlich gemütlichen Art und seiner Anhänglichkeit.

Was ich später erfahren habe, war weniger erfreulich. Ich sage das aber nicht einmal, um Groth einen Vorwurf zu machen, sondern nur aus dem Bedauern, daß sich auf das freundliche Bild aus der Kieler Zeit Staub legte.

Niemals hat mir Groth auf Glückwünsche oder Zuschriften mit einer Silbe geantwortet, niemals bei gelegentlichen Begegnungen auch nur eine Frage nach meinem Wohlsein, meiner Familie, gar nach meiner Arbeit und meinen Erfolgen gethan.

Digitized by Google

Ich existierte nur als eine der vielen Daseinserscheinungen für ihn. Von dem Landsmann als „Autor" nahm er absolut keine Notiz.

Sein „Ich" war für ihn die eigentliche Welt, um ihn mußte sich Alles drehen.

Ich kann dies bei meinen Erinnerungen an Groth nicht unerwähnt lassen. Ich finde, daß ein Schriftsteller in erster Linie ein mitfühlender, teilnehmender, an Personen und Dingen Interesse und Freude zeigender und bethätigender Mensch sein soll.

Was er in seinen Werken niedergelegt zur Beachtung und Nachahmung, das soll ihn selbst durchdringen, das soll er selbst erstreben im Verkehr, das soll er im Handeln zum Ausdruck bringen. —

Zuletzt trat ich Groth in seinem Hause am Klaus Groth-Platz gegenüber. Er saß vor der Thür im Sonnenschein, trank mit einer schönen, jungen Dame, der jetzigen Baronin von Blome, geborenen von Graba, in Kiel, mitten am Tage den Inhalt einer Flasche Rotwein aus, und empfing mich mit dem gehobenen Ausdruck, durch den er immer wieder fesselte.

Ich besuchte ihn, weil ich trotz meiner Erfahrungen immer festhielt, daß er doch „unser" Klaus Groth war, unser großer schleswig-holsteinischer Dichter, dem ich meinen Dank für seine Schöpfungen allezeit darzubringen hatte.

Nun liegt auch er dort, wo Alles verwest und die Umwandlung erfährt zu neuen Gebilden.

Die Härten des Daseins hat auch er neben den Glückstriumphen seiner Künstlergröße kennen gelernt, und allezeit war er ein herzenswarmer Freund seiner Kinder. Schon deshalb soll er entschuldigt sein für das, was vielleicht eine einschränkende Betrachtung gegen den Menschen Klaus Groth hervorrufen könnte.

Die Zeit in Kiel mit ihm in dem Hause in der Faulstraße wird mir unvergeßlich bleiben.

Schleswig Hermann Heiberg

Kavaliere

Auf den großen Jahresversammlungen des Bundes der Landwirte fallen doch mehr die Abwesenden, als die Anwesenden auf. Die Grafen aus Ostpreußen, sogar Graf Kanitz, halten sich fern. Die minderen Götter, die nach dem Applaus der Crapula lüstern sind, haben das Wort. Sie beklagten sich ein wenig zweideutig über die Kälte des grands seigneurs; Herr Dr. Diedrich Hahn machte eine Tugend aus der Not und rühmte den Bund als den der westelbischen Bauern, denn von den 232000 Mitgliedern seien nur 1480 Groß-, 28250 Mittel-, aber 202000 Klein-Besitzer, wohnen nur 110000 östlich, aber 122000 westlich der Elbe.

Wer selbst an der Entwickelung der konservativen Partei seit dem Ende der siebziger Jahre teilgenommen hat, wird die rüstige Demagogie der Agrarier gegenüber den stets „unsicheren" Aristokraten zu schätzen

Digitized by Google

wissen. Es sind dieselben Elemente, die auch dem Hofprediger Stöcker und dem Freiherrn Hammerstein zu Gebote gestanden hätten, wenn diese beiden Männer den Nerv gehabt hätten, den einige urplötzlich aufgestiegene unbekannte Leute besaßen. Der Bund der Agrarier ist durch seine ökonomischen Grundlagen und durch seine agitatorische Entschlossenheit allen Parteien mit Ausnahme der sozialdemokratischen überlegen. Zentrum, Konservative, Liberale, selbst Demokraten huldigen der Energie des Bundes. Neuerdings nimmt dieser auch noch genossenschaftliche Projekte mit großem Ausblick in die Hand; und wenn auch die Phantasieen des Professors Ruhland von einem großen internationalen Bunde der Kornproduzenten zur Regelung der Preise sich nie verwirklichen werden, so lassen sich schon auf nationaler Basis landwirtschaftliche Trusts erbauen, die mit Milliardenumsätzen rechnen können. Diese und die technischen Anregungen des Bundes können äußerst wichtig und wirksam werden, *wenn* die Energie auch dazu ausreicht.

Die politischen und politisch-wirtschaftlichen Anstrengungen der Agrarier aber sind mit der Versammlung dieses Jahres auf ihrer Höhe angelangt und im Begriff ihren historischen Gesetzen des *Vergehens*, das dem Werden folgt, anheim zu fallen. Mag auch die Großindustrie, mögen die politischen Parteien, mag die Regierung vor den agrarischen Energieen sich beugen, wie es der Fall und sehr begreiflich ist, — die *Gesetze des Ereignens*, die Faktoren des ökonomischen Werdens, die Entwickelungsgesetze der Wirtschaft sind unbeugsam. Im Bunde mit diesen Gesetzen ist allerdings die Sozialdemokratie der agrarischen Bewegung überlegen und dieser gegenüber zugleich in Wahrheit die *Vertreterin des Kapitals*, das in engherzigen, kurzsichtigen Ängsten sich an die Seite der agrarischen Energie flüchtet. Die industrielle Entwickelung wird sofort aufs neue einsetzen, wenn durch neue Ersparnisse wieder Kapital verfügbar sein wird, und mit dieser Entwickelung ist wohl eine einheimische Landwirtschaft, aber kein rentabler Kornbau auf großen Flächen vereinbar. Aber schon vorher, an der Kollision mit den Interessen der eben jetzt in schwere Zeiten der Arbeitslosigkeit, der Entbehrung eintretenden *Arbeiter*, müßte ein erhöhter Zoll scheitern.

Die heurige Bundesversammlung verfolgte allerdings sehr deutliche *Absichten*, wenn sie sich als die einzige Rettung und Hülfe gegen die Sozialdemokratie etwas reichlich aufdringlich empfahl. Dieses Rezept ist außerdem ein wenig verbraucht, — zum Überdruß schon vonseiten der katholischen Partei angewandt, als diese noch den Nerv einer Kampfpartei hatte und nicht auf Abbruch wirtschaftete. Aber es ist nicht zu verkennen, daß eine wichtige historische Wahrheit enthalten ist in der Gegenüberstellung der beiden Heerlager, die allein zukunftgewisses Leben aufweisen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß aus diesen beiden Wurzeln die *großen beiden Parteien der Zukunft* hervorgehen werden. Im Zentrum schärfen sich mit den agrarischen die Arbeiterbestrebungen, ein Gegensatz, der zur Auseinandersetzung nötigt. Von den Symptomen, von den Triebkräften einer Allianz der freiheitlichen Elemente, vor Allem in der aufkommenden jüngeren

Digitized by Google

Generation ist in den letzten Jahren viel gehandelt worden. Die beiden Heerlager, in denen historische Rechte und aufkommende Forderungen sich befehden und ausgleichen, haben sich in England in der großen Revolution gebildet. Bei uns mag diese Bildung zusammenfallen mit dem Ringen um die Kornzölle, das in England zweihundert Jahre später ausgetragen wurde.

Einstweilen mag es scheinen, als hätten unsere „Kavaliere" wenig von jener Mäßigung, die Macaulay den englischen, den Tories, noch zutraut. Indessen es scheint nur so; *für die Zukunft* ist der demokratische Zug, den die agrarische Demagogie wachruft und pflegt, *mächtiger als der Zweck, dem er dient*: der Kornzoll. Dieser wird einmal fallen, *aber die demokratische Saat*, die *Gewöhnung* daran, mit eigenem Willen und mit Festigkeit über die Regierung und über den König zu triumphieren, wird den „konservativen" Kreisen einen starken Tropfen demokratischen Blutes hinterlassen. Das Blatt der konservativen *Aristokratie*, die Kreuzzeitung, ist aus der Stellung, die sie einst unter Hammerstein und Ungern-Sternberg behauptete, weit weggedrängt und ganz ohne Bedeutung; ihr Leiter, der Professor Kropatschek, hat nie für einen Mann von irgend welcher Bedeutung gegolten; er spielt jetzt gegenüber dem Organ der bündlerischen Demagogie eine klägliche Rolle. Die letztere ist immer auf dem Posten, zwar ganz ohne jede Einsicht in die ökonomischen Dinge, die sie samt und sonders unter agrarischem Gesichtswinkel und nach Ruhlandschen Rezepten ansieht, auch mit der Geschichte und ihren Lehren auf dem Fuße einer bald sentimentalen, bald burschikosen Gewaltthätigkeit, aber geschickt in der Verwertung der allerdings ungeheuerlichen Thorheiten der „liberalen" Gegner, *beharrlich*, durch Zufall und Naturanlage auf die zweckmäßige Behandlung schwacher Regierungen gekommen, mit der ersten politischen Tugend, Energie, ausgestattet. Diese Thatsachen zu verkennen wäre ebenso kindisch, wie die albernen Nachrichten über Mißerfolge des Bundes, mit denen einige „freisinnige" Blätter ihre Leser leimen und den Agrariern einen Spaß machen. Auch daß die Bauern und „demokratischen" Elemente der konservativen Schichten im Bunde versammelt sind, kann nur die Thorheit bestreiten.

Die preußischen Aristokraten bedienen sich des Bundes von hinten her, als Marschälle hinter der Front, und wie Mirabeau sich der Revolution bediente; sie spielen den Zorn des „Volks" nach oben aus. Ihnen ist der Bund manchmal unbequem, aber man muß die Dinge nehmen wie sie sind und den besten Nutzen daraus ziehen. So dient ihnen der Bund als Waffe, und wenn er ihnen nicht gehorcht, sobald sie etwa einen Pakt mit der Regierung durchdrücken möchten, so gehorcht er umso williger, wenn die Regierung bedroht werden soll.

Die englischen „Kavaliere" waren keineswegs allezeit zuverlässige Stützen ihres Königs; auch unsere preußischen, so geläufig ihnen das „ma vie au roi!" ist, waren von jeher auch die zur Kritik und zum Wettermachen Privilegierten. Friedrich Wilhelm IV. ist von Aristokraten und Offizieren noch geringschätziger behandelt worden, als von jungdeutschen Spöttern.

Digitized by Google

Gegenwärtig ist die Stimmung der Agrarier und der Aristokraten gegen die Regierung dank der vollkommenen Unterwerfung der letzteren gelinde, mit der Zugabe, daß man der Gedemütigten stündlich ihre Lage und die Strafe für etwaige Felonie vor Augen führt.

Gegenüber dem Monarchen aber herrscht eine Verstimmung, die auf dem Jahreskongreß im Zirkus Busch zu immer neuem, oft zu heftigem Ausdruck kam. Seltsam mischten sich darein königstreue Kundgebungen, — ein Geruch von Petrol und Pomade lag über diesen Monarchisten, der demagogischen Hilfsgarde der „Kavaliere". Ein bekannter antisemitischer Agitator brachte die Säulen des Hauses ins Wanken durch den tobenden Ausbruch des Beifalls, den seine Kritik an den „Nebeln zwischen dem Kaiser und dem Volke", sein „Fort mit der Engländerei!" und das unmittelbar daran gereihte Zitat der bekannten Verse Felix Dahns vom allzuvielen Festefeiern etc. entfesselte.

Am Tage nach der Bundesversammlung ermahnte die agrarische Tageszeitung zur Zurückhaltung in der Kritik der Vorgänge in England. Neben diesen Vorgängen wurden besonders die „Hanseaten" in den Reden der Bündler mitgenommen; bekannt gewordene Äußerungen des Kaisers wurden glossiert, und aus allem erwuchs ein „entweder — oder", Unterwerfung oder Untergang der Monarchie. Es ist das alte Rezept, nach dem Kavaliere ihre Monarchen zu regieren pflegen, das da probiert wurde.

Auf den Erfolg darf man gespannt sein.

Zehlendorf Hans Leuß

Einsamkeit

(Aus dem Tagebuch des Einsamen*)

19. Juli

Gestern fand ich in der Tiefe meines Koffers zwischen Taschentüchern versteckt einen weißen Handschuh, und zwar offenbar von einer weiblichen Hand herrührend. Ich habe mir den Kopf zerbrochen um zu entdecken, wie er wohl in meinen Besitz gekommen sein mag. Er roch noch nach einem gewissen Veilchenparfum, das ich im Winter auf den Bällen unter andern Gerüchen immer herauszufinden vermocht hatte. Demnach stammte er also von der Trägerin jenes Parfums, einer jungen Dame, die mir übrigens ganz gleichgültig ist; ich weiß nicht einmal, ob ich sie in diesen Zeilen schon erwähnt habe. Oder doch?

Ich wurde sehr wütend, als ich nun plötzlich diesen Handschuh entdeckte. Was soll er mir? In der Eile muß ich ihn eingepackt haben, als ich damals Bozen verließ. Ich war wohl sehr zerstreut in jener Nacht vor der Abreise.

Es ist ein kleiner Handschuh, nicht übel in der Form, mit etwas beschmutzten Fingerspitzen; beim Tanzen ruiniert man diese eben zuerst. Er riecht ganz fein nach Veilchen; ich muß gestehen, daß ich ihn an die Nase führte, um dieses Parfum

* Weitere Proben aus dem nächstens bei Alfred Janssen erscheinenden Roman von Richard Huldschiner.

Digitized by Google

zu konstatieren; ich habe es nämlich eine zeitlang gerne gerochen; aber nun mag ich es nicht mehr; im Gegenteil, ich hasse es sogar. Diese plötzliche Abneigung ist bei mir nichts Seltenes; ich erinnere mich noch sehr genau daran, daß ich früher fürs Leben gern frische Feigen gegessen habe, bis ich einmal, ohne es zu wissen, in eine solche Frucht biß, die innen ganz verschimmelt war; seither habe ich keine Feige mehr angerührt. Ebenso geht es mir jetzt mit dem Veilchengeruch.

Als ich darum den Handschuh entdeckte, wurde ich sehr zornig, warf ihn auf den Boden und trat sogar einmal darauf; dann ging ich an das Fensterchen der Stube und warf ihn hinaus; ich sah ihm nach; er fiel in das kleine Rinnsal, das sich weiter unten in den großen, ziemlich reißenden Saltariabach ergießt. Es war ganz lustig zu beobachten, wie die Strömung den Handschuh erfaßte und nun langsam forttrieb. Aber kaum hatte ich ein paar Minuten zugesehen, als plötzlich eine schreckliche Unruhe über mich kam Ich lief hinaus und schrie nach dem Bauern. Aber es war niemand da als der kleine Hüterbub', der meist bei seinen Schafen oben unter den Roßzähnen haust. Dem versprach ich einen Gulden, wenn er mir den Handschuh wiederbrächte, ganz die Geschichte aus der Ballade von Schiller. Er machte sich gleich auf die Suche, hat ihn aber erst heute ganz zufällig gefunden, eine Viertelstunde unterhalb der Hütte. Da schwamm er in einer Ausbuchtung des Bachs mit großen Schaumflocken in der Runde herum und konnte nicht weiter kommen, weil die Strömung des Bachs das kleine runde Becken gewissermaßen vom Hauptbett abschnitt. Ich habe ihn also wieder; er ist ganz weiß und steif geworden, riecht aber gar nicht mehr nach Veilchen. Ich warf ihn gleichgültig in das Handköfferchen und mußte über den Eifer lachen, den ich bei seiner Wiedererlangung bethätigt hatte. Einen ganzen Gulden für einen alten, einzelnen Ballhandschuh, den ich nicht einmal tragen kann, weil er zu klein für mich ist! Es ist lächerlich, geradezu lächerlich!

Aber ich leide nun einmal an solchen plötzlichen, unsinnigen Einfällen. Ich hatte den Handschuh zuerst, als ich ihn fand, in den Kot getreten. Nun gut! mochte er da liegen bleiben. Aber nein; nicht zufrieden damit, warf ich ihn zum Fenster hinaus, und als ihn der Bach nun, wie es sein gutes Recht war, zu entführen drohte, da bekam ich Gewissensbisse und setzte für seine Wiedererlangung einen königlichen Preis aus . . . Andere Menschen sind nicht so dumm . . .

---

21. Juli

Unsere Hütte ist klein. Ich sage unsere Hütte; denn ich fühle mich schon ganz zuhause, so weit es mir überhaupt möglich ist, mich irgendwo zuhause zu fühlen, ich, der ich keinen Menschen habe, den ich als zu mir gehörig betrachten könnte. Schon als ich anfing zu stammeln, und als ich lernte mich bewußt als ein Wesen zu betrachten, schon damals war ich allein auf der Welt. Fremde haben mich erzogen. Ich erinnere mich an einen großen Hof, der auf drei Seiten vom Hause und auf der vierten von einer zinnengekrönten Mauer begrenzt wurde; an dieser Mauer stand ein mächtiger, mit seinen Zweigen weit ausladender Baum, der einen Steinbrunnen beschattete. Hof und Brunnen waren mein Königreich Da gab es auch noch Kinder, mit denen ich spielen konnte und die ich schlug, wenn sie mir nicht folgten. Natürlich haßten sie mich. Als ich heranwuchs, wurde ich immer

Digitized by Google

nur einsamer. Ich war stolz und glaubte mit mir allein auskommen zu können. Darum suchte ich keine Freundschaft und niemand hat sie bei mir gesucht.

Einmal lernte ich ein Mädchen kennen, vor einem halben Jahre — vielleicht rührt meine Nervosität davon her, daß sie nun einen andern heiratet; aber ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen; o nein, durchaus nicht; im Gegenteil: wäre ich sonst aus der Stadt weggegangen? Ich hätte vielleicht versucht, jene Verbindung zu sprengen; sicher hätte ich es versucht; jetzt sehe ich es mit Bestimmtheit. — Was man sich doch alles einredet, wenn das Wetter schlecht ist; da sitze ich nun an dem Tische, kritzle „Denkwürdigkeiten" und mache mir mit ernster Miene weis, daß ich einmal wirklich geglaubt, eine Freundin, eine Geliebte auf meinem Lebenswege getroffen zu haben. Sollte ich es schon bis zu Fieberphantasieen gebracht haben? . . .

Es ist neblig draußen. Nichts zu sehen; unsre Hütte steckt im tiefsten Dunst. Der Nebel verschlingt jedes Geräusch; sogar die Glocken der Kühe, die ganz nahe am Haus weiden, sind kaum zu vernehmen; das Rauschen des Baches ist fern und verworren; es ist vielleicht garnicht das Rauschen des Baches, es ist nur das Blut, das mir in den Schläfen pocht. O, wie lastet der Nebel auf mir! Ich bin ein Schönwettermensch, nur genießbar, wenn die Sonne scheint . . .

Es ist kalt. Ich fröstle. Ob die Bäuerin bald mit dem Essen fertig ist? Sie steht am Herd und kocht etwas in Butter.

Der Herd ist groß. Die Mauerhaube darüber, die zum Schornstein führt, ist durch jahrhundertealten Ruß geschwärzt. Der Rauch erfüllt den ganzen Raum; denn der Wind lastet auf dem Kamin. Der Bauer sitzt in einer Ecke und bessert seine Stiefel aus. Draußen an dem kleinen Fenster ziehen langsam Nebelschwaden vorüber, immerfort, immerfort, und die alte Schwarzwälderuhr neben dem Kruzifix in der Ecke giebt dazu den Takt. Die Zeit geht und geht, unaufhaltsam, und wir beugen uns. Sie ging mir zu schnell in früheren Tagen; jetzt könnte ich ihr den Garaus machen; aber sie wird wohl der Stärkere sein, und dann muß ich selber dran glauben. Tick, tack, tick, tack und immerfort so in Ewigkeit . . .

Die Bäuerin wendet die Pfannkuchen in der Pfanne. Sie ist nicht mehr jung, ist wohl zehn Jahre älter als der Bauer. Es soll eine dunkle Geschichte mit der Heirat gewesen sein. Der Bauer wollte eine andre haben, mußte aber die nehmen, weil es der strenge Vater, der Herr im Hause, so haben wollte; die andre, die Verlassene, ist nachher ins Wasser gegangen, just als sie merkte, daß sie Mutter werden sollte.

Die Tragödie im Lodengewand, die uralte Tragödie. In der Seitenkulisse warten die Furien auf ihr Stichwort. Denn die Moira ist unerbittlich.

---

6. September

O die Nächte, die einsamen Nächte! Bei Tag sehe ich hinaus in die Sommerhelle, sehe die Berge stehen in ihrer stillen Majestät, sehe sie in den Himmel ragen, der sich blau und unendlich über ihnen wölbt. Ich sehe in der klaren Luft des Hochgebirgs den Geier seine Kreise ziehen, ich sehe, wie er plötzlich herabstürzt auf die unsichtbare Beute; ich sehe im Felsgeklippe das Murmeltier, wie es sich sonnt am Eingang seiner unterirdischen Höhle; das Edelweiß nickt in den Wänden;

Digitized by Google

die Raute schwankt im Morgenwind. In den Felsen gehen Steinlawinen nieder. — Ich sehe, wie sie im Hause um einander schleichen, die Bestien. Es ist ein erbittertes Leben und ein ewiges Drohen mit dem Tode. Hinter dem wütenden Paroxysmus der Lust lauert das Messer, das sich nach Blut sehnt. Die Klinge blitzt im Sonnenlicht. — Bei Tag sehe ich das alles; so viel sehe ich und bins zufrieden.

Aber die Nächte, die einsamen Nächte! Da steigen Bilder vor mir auf, die ich hassen möchte und doch nicht hassen kann. Ein weißer Arm und rote Lippen und lachende Augen! Wir wiegen uns im leichten Walzertakt. Und ein schmeichelnder Mund flüstert Liebesworte . . .

---

7. September

Als die Mauren hinausgezogen waren aus der Stadt ihrer Väter, die der Feind genommen hatte, da hielten sie ihre Rosse noch einmal auf dem Hügel an, von dem man hinabsieht auf die weißen Häuser. Und Boabdil starrte hin auf das Schloß, das ihm teuer war. Die Abendsonne lag auf den Zinnen der Alhambra; und sie glänzten wie reines Gold. Da seufzte er . . .

* * *

Es giebt eine Mauer in Jerusalem, an der die Juden weinen. Sie haben das Haupt mit Asche bestreut und ringen die Hände. Der Staub liegt auf Trümmern, die den Jahrtausenden getrotzt haben. Da war einst Gold und Marmor, und nun . . .

Ein Rauschen und Brausen zieht über das Gemäuer, und neueu Sand schüttet der Wind aus der Wüste über die Ruinen . . .

* * *

Alcibiades, warum hast du dich aus der Heimat verbannt?

Nicht ich habe mich verbannt; die Heimat stieß mich in die Fremde hinaus.

Trauerst du, Alcibiades?

Nein, ich traure nicht; denn auch in Persien geht im Osten die Sonne auf.

Aber sie geht auch unter.

Ja, im Westen sinkt sie in das Meer, da wo die Heimat liegt; laß mich weinen, Fremdling . . .

---

14. September

Heute Mittag haben sie den armen Teufel gebracht, der vorgestern beim Edelweißpflücken in den Wänden des Plattkofels hatte sein Leben lassen müssen, weil ihm die „saligen Fräulein" erschienen sind. Wer sie sieht, der kann dem Berge nicht entkommen, der muß hinunter in die dunkle Schlucht, aus der kein Weg mehr zu Thal führt.

O, sie sind grausam, die „Saligen"; sie nehmen, was da kommt, ob jung ob alt.

Dieser stand im Mai des Lebens. Man wird um ihn weinen.

Aber wer weiß? Ich kenne einen, der auch noch nicht zu den Alten gehört; und doch glaube ich nicht, daß seinetwegen Thränen fließen würden, wenn er einmal im Steingeklüft einen Fehltritt machen sollte

Digitized by Google

... In einen Sack hatten sie die furchtbar zertrümmerte Leiche gethan, damit man sicher sein konnte, die blutigen Glieder beim Transport schön beisammen zu behalten.

Ein Gendarm mit aufgepflanztem Bajonett ging dem Zuge voraus; die hohe Obrigkeit ist dazu da, um festzustellen, wen etwa eine Verantwortung treffen könnte. Ja! sucht nur! Vielleicht könnt ihr die „Saligen" erwischen und ins Loch stecken; sie haben schon viel Unheil angerichtet. Sie sind die allein Verantwortlichen und vielleicht nur noch der, den ihr da in einem blutigen Sack zu Thal führt. Der hat aber nichts mehr zu bereuen und braucht sich vor Strafe nicht zu fürchten. — Wie gut hat er's doch. —

Hinter dem Gendarmen kam ein alter Führer mit einer brennenden Laterne in der einen Hand. In der andern trug er den Hut. Das graue Haupt hatte er auf die Brust gebeugt. Es war nicht das erste Opfer der Berge, dessen letzte Abfahrt von der Alm er geleitete. Er kannte den Rummel. Einen Sohn hatte er auch schon einmal hinuntergeführt. In seinem von Alter und vielen Mühsalen durchfurchten Antlitz wetterleuchtete es. Aber an seinem festen Schritt und der Art, wie er den klingenden Eispickel auf den herbstlichen Boden aufstemmte, erkannte man, daß er ungebrochen war. Der ließ sich nicht beugen. Nur in seinem Innern wütete der Haß gegen die Gewalten des Hochgebirgs, ein Haß, der mit der Liebe zu den Bergen schwer gestritten haben muß. —

Dann kam die Karre, auf der, unter Krummholzzweigen verdeckt, der Sack mit der Leiche lag. Er war auf zwei Räder und lange Schleifen gesetzt, die die Erschütterung des Fuhrwerks auf dem ungleichen, welligen Alpenboden vermindern sollten. Überflüssige Sorge! Der da lag, spürte nichts mehr. — Ein altes weißes Pferd war vorgespannt. Gleichmütig zog es seinen Wagen, als ob ein Mehlsack drauf läge und nicht einer, der blutige Knochen und zerfetztes Fleisch von einem abgestürzten Menschen enthielte. Ein halbwüchsiger Junge führte das Pferd am Zaum. Und dann kamen noch ein paar Führer, barhäuptig, mit finstern, entschlossenen Mienen. Sie trauerten nicht. Denn sie sind diesen Tod gewöhnt; jeden Tag trotzen sie ihm; sie haben ihm immer noch ein Schnippchen geschlagen. Nur erbittert sind sie jedesmal, wenn sie eine Leiche zu bergen gingen, daß er wieder einmal triumphiert hat, er, ihr persönlicher Feind, dem sie keinen Sieg zu gönnen vermögen, und sie schweigen in finsterem Haß. — —

Der Himmel war blau, und der Plattkofel sah still und gewaltig auf sein Opfer herab, das ein weißes Pferd über die herbstlich fahle Alm nach dem Thale hinunter führte.

Der Zug kam langsam näher und machte eine kurze Rast vor unserer Hütte. Die Weiber knieten hin und sprachen ein Vaterunser. Eine zufällig bei uns anwesende Touristin, eine junge Frau aus dem Flachlande draußen, bekam einen Weinkrampf. Ihr Schluchzen klang herzzerbrechend über die stille, weite Halde. Ihr Mann suchte vergebens sie zu beruhigen. Sie weinte immer stärker.

Der Bauer brach in einen Fluch aus und verschwand im Hause. Und ich stand mit gebeugtem Haupte vor dem Karren. Zweiundzwanzig Jahre sind diesem da beschieden gewesen. Was für Sorgen und Mühen hat ihm der Plattkofel erspart

Vielleicht aber wäre er glücklich geworden! Wer weiß? Vielleicht hat er dahingehen müssen, während ein Mädchenherz für ihn in Liebe glühte. Die

Digitized by Google

weint vielleicht über eine Depesche in ihren Händen. Und wenn der Tote noch eine Mutter hat?

Muß man nicht fragen:

„Sag' mir, was bedeutet der Mensch? Woher ist er kommen, wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?
Es murmelnt die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort." — —

Die Führer brachen wieder auf. Der Karren schwankte dahin über die abgemähten Wiesen, und um eine vorspringende Ecke des Hügels verschwand der stille Zug . . .

Ich bin nach der Stätte hinaufgegangen, wo man die Leiche gefunden hat. Dort herrschte Schweigen. Auf blutbespritzten Steinen fand ich ein goldenes, verbeultes Medaillon, wohl von der Uhrkette des Verunglückten. Es ließ sich nur mit Mühe öffnen. Eine blonde Locke lag darin. Ich will es ins Dorf hinunter senden; die können es dann weiter schicken an die richtige Adresse . . .

Hamburg — Richard Huldschiner

Unter den Menschen

Ich hab' es nie so tief gewußt,
Was heimlich webt, wo Menschen mich umdrängen:
Was ich im Wind verschüttet, Rausch und Lust,
was ich an Leid begrub auf stillen Gängen,
flutet von euch zurück in meine Brust.

Dann bin ich wie ein Baum im Abendwehn,
von dem ein trunkner Schatten niederschwebt,
ich seh' verworrn in meinem Schatten gehn
viel Menschenleben, die ich selbst gelebt:

Ein wildes Jahr, im Rausch zu Grab gelenkt,
ein Wintermond, drin Herdschein mir gefunkelt,
ein grauer Tag, den ich an Gott verschenkt,
ein goldner Abend, trauerüberdunkelt,
was ich im Wein verlacht, im Abend litt,
trägt Brust um Brust in ihre Stille mit.

Und leis zerrinnt des Schattens blaue Pracht
und einsam wie ein Wald rauscht tiefe Nacht.

München — Leo Greiner

Digitized by Google

Amerika und Europa

Wenn in diesem praktischen Leben von Amerika die Rede ist, so meint man damit nicht etwa Argentinien, das bei aller aussichtsvollen Entwickelung seines Bodenreichtums unserer Kapitalswelt unermeßliche Verluste zugefügt hat. Auch keineswegs Mexiko, das in der Faust eines klugen und energischen Präsidenten, wahre Wunder an ehrlicher Zinszahlung verrichten konnte. — Auch nicht Brasilien, dessen mit Deutschen angefüllter Süden unseren Kolonialfanatikern noch immer verheißungsvoll zu winken scheint. — Ja nicht einmal Canada, das gerade wegen des nahen republikanischen Sturmwindes, sein bisheriges Königtum gemütlicher findet. Unter Amerika versteht man bekanntlich schlichtweg die Union, als ob es sich von selbst verstände, daß jener ganze Erdteil der Kontrolle des gewaltigsten Freistaates unterliege, den die Weltgeschichte im Frieden jemals emporwachsen sah.

Aus dieser Union nun sind seit einigen Wochen wieder wahre Mammutsziffern herübergekabelt worden. Sie betreffen eine Transaktion, die man recht gut den Höhepunkt der ganzen Haussebewegung nennen könnte, wie solche nur durch die Wahlkampagne unterbrochen worden war, um sodann nach der Sicherung Mc Kinleys noch härtere Dimensionen anzunehmen. Ein neuer Trust — der größte bis dahin überhaupt geschlossene — sollte die gesamte Stahl- und Eisenindustrie des Landes in eine einzige Hand geben. Was das bedeuten will, geht schon aus dem hierzu nötigen Kapital von einer Milliarde Dollars hervor. Es ist das eine Summe, die schwerlich aufzuwenden wäre, falls abenteuerlicherweise die Stahlwerke von Deutschland, England und Frankreich einmal unifiziert werden sollten, worunter doch Firmen wie Krupp, die noch reicheren de Wendel, sowie Schneider in Creuzot, Armstrong etc. etc. zu figurieren hätten. Allein Carnegie soll für seine Stahlwerke 400 Millionen Dollars in 5prozentigen Bonds erhalten haben, wie die neueste Goliathlüge lautet. Die Leser solcher New Yorker Telegramme sollten sich also ruhig daran gewöhnen, hinter Alles, was ein paar Hundert Millionen Dollar übersteigt, ein Fragezeichen zu machen, dies selbst, wenn die Kurse der betreffenden Shares oder Zertifikate noch ein Agio von über 100 Prozent darstellen. Die Übertreibung kommt aber noch ärger! Es wurde ausdrücklich hierzu bemerkt, daß der Geldmarkt nicht beunruhigt werde, indem nur (!) der vierte Teil des Trustkapitals baar einzuberufen sei. Das wären also immer noch 250 Millionen Dollars, oder zirka eine Milliarde in Reichsmark. Und obzwar die dortigen Nationalbanken eine ungeheure Abundanz in sich zu konzentrieren vermögen, seitdem sie ihre Note statt mit Gold auch mit United States Bonds bedecken können, obzwar für Getreide und Baumwolle ungezählte Rimessen seitens Europas zu bezahlen waren, so bleibt doch das etwaige Aufbringen einer Viertelmillion Dollars in keinem Teile der neuen oder alten Welt eine Kleinigkeit. Es ist aber merkwürdig, in welche Riesenphantasieen wir, die wir doch das Zusehen von dem allen haben, — uns allmählich bezüglich vieler Verhältnisse drüben eingewöhnen wollen. Ist es dem Schreiber dieses doch erst kürzlich passiert, daß ihm ein Deutsch-Amerikaner — welche bekanntlich die Überschwänglichsten sind —, jene Milliarde Dollars als hochwahrscheinlich hinstellt und ihm zugleich vorrechnet, wie Morgan seit wenigen Monaten an seinen Eisenbahnfusionen an 160 Millionen Dollars verdient habe. Den Leuten schwindet eben allmählich der Wertbegriff des Geldes, sie unterscheiden nicht mehr zwischen einem einzigen Mann und einem vielgliederigen Konsortium, das schwerlich ungesättigt seinen Mund wieder zusperren wird. Auch schätzen sie nur nach Kursen ein, ohne zu überlegen, daß Gewinne so lange bloß auf dem Papier stehen, als sie nicht realisiert sind, oder überhaupt realisiert werden können.

Seitdem an demselben Tage die Stadt New York ein 2½prozentiges Anlehen zu einem sehr hohen Kurse mit großem Erfolg auflegen konnte, wo 4prozentige deutsche Schatzbonds dort noch kaum zu pari abgeschlossen wurden, hat man bei uns über die Hilfsquellen der Yankees ganz neue Anschauungen angenommen. Unsere Spekulation wollte sogar bedauern, daß sie sich einem derartigen Gesichtspunkte nicht schon früher zugewandt habe, indem sie dann von den großen amerikanischen Eisenbahnaktien noch rechtzeitig mehr, als später zu den bereits stark

Digitized by Google

gestiegenen Kursen gekauft hätte. Nach der gegenwärtigen Hausse würde nämlich mit einzelnen Shares nur noch 4 bis 4½ Prozent gemacht werden. Da nun die Kurse schon früher einmal höher waren, noch als die betreffenden Gesellschaften von ihrer heutigen Konsolidierung sich höchst entfernt hielten, so nimmt man wieder bei uns an, daß die amerikanischen Kapitalisten jene Aktien wirklich anlegten. Wenn indessen gerade dies ein Markstein der Abundanz ist, so wären auch wir bis zum Mai vorigen Jahres außerordentlich flüssig gewesen. Denn, wie alle Welt weiß, stopfte sich damals auch unser Anlagepublikum mit unsern spekulativsten Hütten- und Kohlenaktien voll und ebenfalls bei so hohen Kursen, daß die Verzinsung nur noch gering war.

Einstweilen scheinen aber jenseits des Ozeans so streng geschiedene Kaufschichten noch wenig zu bestehen. Dort erlahmt die Unternehmungslust keineswegs mit einigen Millionen Vermögen, sondern, da sie mit Vorliebe ins Große geht, wird oft eine längere Zurückhaltung vorgezogen. Alsdann wird der letzte Eisenbahnbond aus Europa genommen, und wenn das nicht ausreicht, alle guten Vorzugsaktien und selbst Aktien hinzugethan. Dies hindert aber den neuen Besitzer keinen Augenblick, sobald seine Handels- oder Industriezwecke fällig werden, auch mit einigen Prozent Schaden wieder herauszugehen. Das „Kein Geld haben!" wie man dies so oft in Deutschland von reichen Geschäftsleuten gelegentlich der lockendsten Anerbietungen vernimmt, bloß weil die Betreffenden ihre guten Papiere unverkauft lassen wollen, giebt es drüben in weit selteneren Fällen. Damit darf aber noch nicht die Meinung aufkommen, als ob den Amerikanern das Gründen von größeren Aktien-Gesellschaften sehr leicht ankäme. Das Gegenteil davon bildete, merkwürdig genug, bisher die Regel, und wahrscheinlich ist dies u. A. auch der Grund für den Zusammenschluß vieler Kompagnieen gewesen, den man dann Trust taufte; weil eben der Gang der Aktien drüben einem Verinteressieren bei Einzeletablissements eher ungünstig war. Man denke dagegen nur an die vielhundertjährige Entwickelung unserer Montanbetriebe, wie der Kern ihrer Kredite in den Nahebevölkerungen steckte, die mit zahlreichen Gewerken wie verwachsen waren, bis dann aus den Kuxen Aktien wurden. In der Union, wo das Geschichtliche dabei fehlt, muß das Alles gleichsam wie im Fluge nachgeholt werden.

Und wo sind in jenen vielfach erst neubewohnten Gegenden die Erwerbsstände, welche schon von Generationen her mit solchen Unternehmen bei uns verknüpft sind? Selbst von den großen Werten befindet sich noch ein hübscher Prozentsatz Aktien in den frühern Händen, die weder zu hohen Kursen zukaufen, noch zu den gesunkenen verkaufen, für die also eine Börse gar nicht existiert. Dieser Mangel drüben führt, wie gesagt, zu ganz andern und demgemäß auch großartigeren Kombinationen.

Völlig anders steht es dagegen um Versuchsgesellschaften! Für diese mit 10000 und 20000 Dollar Kapital zu bildenden Unternehmen, die irgend eine Erfindung auszuprobieren haben, fehlt es gerade in Deutschland an den erforderlichen Organisationen, während die Amerikaner im Nu mit dem Gelde bei der Hand sind. Zwei Ursachen hat dieser oft schwer empfundene Mißstand, dem sich unsere öffentliche Kritik bisher noch entzogen: unsere Bankiers können an solchen Vorunternehmen nichts verdienen, und sodann ist das Erfinden drüben überhaupt häufiger. Die neuen Gedanken nämlich, welche den amerikanischen Arbeitern selbst aufkommen, falls sie mit den Maschinen in ihrer Fabrik schwieriger zu hantieren vermögen, werden sehr bald zur Patentierung angemeldet, indessen die deutschen Arbeiter vielleicht eine annähernde technische Intelligenz besitzen, jedoch für den Weg zum Patentamt bei Weitem zu bequem sind. Ich kann hier natürlich nur niederschreiben, wie es mir seit Langem von Unterrichteten mitgeteilt wird, allein es wäre wohl schon der Mühe wert, eine gründliche Parallele zwischen dem höheren Arbeiter in Deutschland und Amerika zu ziehen. Denn einst wird doch die Zeit kommen müssen, wo unsere Arbeitsmaschinen, unsere Fahrräder, Nähmaschinen etc. nicht nur in einzelnen Handelskammerbeteuerungen, sondern auch in der Wirklichkeit so gut wie die von überseе sind. Je unerbittlicher wir das Eigene kritisieren, desto rascher werden wir hinzulernen und nicht nur hinsichtlich der Präzision in der Herstellung, sondern auch in der Auswahl vorher des Materials. Beim Verkaufen en gros thut es doch nicht nur die Qualität des Stückes, sondern auch die Gewißheit, Vieles, ja

Digitized by Google

das Meiste in perfektem Zustande anzutreffen. Deutschland hat alle Ursache, sich wenigstens auf diesem Gebiete nicht lange mehr vom Auslande abhängig zu halten.

Und jetzt komme ich zu jener vielbesprochenen Stahlvereinigung der Amerikaner. Sollte dieser Mehr-als-Trust wirklich so fest geschlossen worden sein, wie die Telegramme von der New-Yorker Börse melden, so bleibt noch immer die Frage, zu welchem Zwecke dies geschah. Betrifft es eine Hinaufschraubung der Preise, wie man dies von Ringen gewohnt ist, oder nur eine Stabilisierung nach Art etwa des Ruhrkohlensyndikates, so hätten es die leitenden Männer mit ihren eigenen Großverbrauchern zu thun, die ja dann schon Widerstand genug bereiten werden. Indem aber die Eisenbahnen den Hauptbedarf der Hütten mit absorbieren und Mr. Pierepont Morgan ein Eisenbahn- und kein Hüttenmann ist, läge eigentlich die Wahrscheinlichkeit näher, daß es sich unter Umständen auch um eine gemeinsame Verbilligung handeln könnte. Damit wäre für Europa wieder einmal die Frage hervorgezerrt, was bei der so viel befürchteten Invasion von amerikanischem Roheisen und Stahl aus unsern eigenen Unternehmen werden soll. Unsere Fachkreise hegen diese Angst seit Jahren, seitdem sie einer freundlichen Einladung nach drüben gefolgt waren, und diese „Promenade" sich gar bald zu einer innerlich gefühlten Niederlage ausgestaltete. Unsere Kurse sprechen oft genug von ähnlichen Tagesempfindungen auf eine einzige bekannt gewordene Sendung hin, die aber die Kalkulation für Roheisen doch kaum mehr als wieder einmal prüfen wollte. Endlich in unsern Generalversammlungen: die Hüttendirektoren hatten sich bisher zumeist zu beruhigenden Erklärungen erhoben, ohne aber dabei jenes Gespenst bannen zu können.

Es ist aber das Kolossale der amerikanischen Unternehmungen, welches so Vieles bei uns schier Unmögliche herbeizaubert. Sie haben die reichsten Erze, und sobald es auf Kohlenläger abgesehen ist, die in größter Entfernung liegen, so scheut man vor keinen noch so kostspieligen Schienen- oder Wasserwegen zurück. Das Geld hierzu findet sich immer, besonders seitdem die Bahngesellschaften ganze Systeme bilden. Vor Allem aber hat das amerikanische Volk, dem ja auch die kapitalistische Geschichte fehlt, sein Geld nicht in fremden Werten thesauriert, wie die Europäer. Uns selbst hieraus einen Vorwurf zu machen, die wir innerhalb einer ganz andern Entwickelung zu stehen hatten, wäre unrichtig, aber es wird leider schon der Tag kommen, wo diese natürlichen Vorteile der amerikanischen Eisen- und Stahlproduktion auch bei uns fühlbar werden. Und in der bitteren Vorempfindung davon giebt es Leute bei uns, denen allen Ernstes das deutsche Bergwerkswesen noch nicht unternehmungslustig genug ist, und denen die betreffenden Faktoren nur als emporgekommene Bauern gelten. Unwillkürlich fällt einem da Luxemburg und Lothringen ein, deren Landleute ja thatsächlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts erst zum Grubenbetrieb übergegangen sind, nachdem ihnen die vielen Erzfunde das Nahen einer neuen Ära zeigten.

Endlich giebt es auch Kreise genug, welche den Wettbewerb amerikanischer Kohle bei uns als die Frage nur weniger Jahre ansehen; bis u. a. die betreffenden Ausfuhrhäfen eingerichtet sind. In der That! Wenn die Engländer alljährlich für Hunderte von Millionen an Kohle nach dem Auslande verkaufen, warum sollen dies nicht die Amerikaner bei den gleichen Bodenschätzen schließlich nachmachen können. Nur das Ungewohnte ist das Unerhörte! Wenn z. B. die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft bei ihren Betrieben in Buenos-Ayres bereits amerikanische Kohle feuert, so dürfte sie auch einmal bei den Berliner Elektrizitätswerken zu dem gleichen Heizmaterial kommen. — Oder das Ruhrsyndikat wird eben billiger!

Getreide! Baumwolle! Tabak! Eisen! Kohle! Sieht man, was wir in absehbarer Zeit für diese wichtigsten Bedarfsartikel nach drüben regelmäßig zu bezahlen haben, so giebt es jetzt, wo eine Revision der Handelsverträge naht, im Grunde nur den einzigen Rat: in den nächsten Jahren Handel und Fabrikation noch so viel als irgend möglich an den Amerikanern verdienen zu lassen.

S. v. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S. Heckscher, Verlag von Alfred Janssen, Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), alle in Hamburg.

Digitized by Google

Nr. 21 I. Jahrgang

„Litterarischer Anzeiger“ des Lotsen

Verlag und Geschäftsstelle: Alfred Jansen, Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 76.
Tel.: I, 388. — Erfüllungsort: Hamburg.

Otto Speckters Katzenbuch
Mit Gedichten von Gustav Falke
50 Pfg.
Erfrischend wirken durch einen künstlerischen Hauch diese einfachen Federzeichnungen Speckters und die Verse Falkes, deren Humor so echt deutsch ist, deren Gedanken Kinder und Große in ihrer Weise verstehen und genießen werden. (Reichsbote).
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Das natürliche Christentum.
Aphorismen von Stefan Rónay.
Geb. 1 M. 50 Pf.
Ich glaube diese Aphorismen werden vor allem gebildete und vorurteilslose Katholiken anziehen, am meisten die, welche sich gegen die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen spröde verhalten. Denn der Verfasser versteht es außerordentlich gut, diesen Dingen einen vernünftigen und einen christlichen Sinn abzugewinnen, vielleicht mehr als Protestanten ihm zugeben werden, die andererseits seine scharfen Urteile über katholische Mißbräuche gern unterschreiben werden. Sie finden aber in den ethischen und sozialen Aphorismen genug des Anziehenden. Man kann von solchen Aphorismen nicht verlangen, daß sie alle neu, geistreich und bei einer Länge von ein bis zwei Seiten scharf pointiert seien. Aber das muß man verlangen, daß sie dem Nachdenken, nicht einem augenblicklichen Einfall entsprungen seien, und daß der Nachdenkende nicht bloß andern nachgedacht, sondern selbständig gedacht hat. Das ist hier der Fall. (Blätter f. litt. Unterhaltung.)
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Hamerlings Werke.
Volks-Ausgabe in 4 Bänden.
Herausgegeben von
Dr. M. M. Rabenlechner.
Mit einem Geleitwort von
Peter Rosegger.
55 Lieferungen à 50 Pfg.
Inhalt: Ahasver in Rom. — Der König von Sion. — Homunkulus. — Amor und Psyche. — Germanenzug. — Danton und Robespierre. — Venus im Exil. — Sinnen und Minnen. — Blätter im Winde. — Aspasia.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Gedichte von Stefan Rónay
Geb. 6 Mark
Einen zeitgeschichtlich interessanten Einblick in das Fühlen und Denken eines katholischen Priesters bieten uns die Gedichte Stefan Rónays. Nach dem Tode des Verfassers, eines ungarischen Priesters, sind dieselben von seiner Schwester gesammelt und herausgegeben. Erschütternd sind die Seelenkämpfe dieses edlen Menschen, die uns eigentlich in jeder seiner Dichtungen entgegentreten. Er seufzt nach Freiheit und weiß, daß er dazu bestimmt ist, zeitlebens die Sklavenketten seines Berufes zu tragen. Er ringt nach Frieden, und Zerrissenheit ist die Grundstimmung seiner Seele. Er sehnt sich mit heißem Verlangen nach Liebesglück und Familienleben — Entsagung, Verbitterung ist sein Los.
Wohl keiner wird diese Gedichte, die in ihrer schlichten schönen Form doppelt ergreifend wirken, aus der Hand legen ohne ein tieferes Interesse für den Mann und sein Schicksal gefaßt zu haben, der sich auf jeder Seite des Buches als vortrefflicher Kenner des menschlichen Herzens zeigt.
Stefan Rónay ist eine der eigenartigsten Erscheinungen, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Poesie hervorgetreten sind. (Evangelisches Gemeindeblatt.)
Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Digitized by Google

HAMBURG.

Orchester 40 Musiker. ✻ Orchester 40 Musiker.

Théâtre Variété I. Ranges.

Bevorzugter Aufenthalt
des vornehmen
Hamburger Familien-Publikums
und der Fremden.

Spieldauer: September-Mai.

Monatlich wechselndes Programm.

Näheres die Tageszeitungen.

Anfang an Wochentagen 8 Uhr, an Sonn- und Feiertagen 7½ Uhr.

Billet-Vorverkauf bei H. Käse, Alsterarkaden, und im Theaterbureau.

Das Hansa-Theater ist in nächster Nähe sämmtlicher Bahnhöfe gelegen. Ende der Vorstellungen gegen 11 Uhr; den auswärtigen Besuchern ist somit Gelegenheit geboten, noch die Abendzüge zu benutzen.

Digitized by Google